DIE KRISE DER ALTEN WELT



FRANZ ALTHEIM

DIE KRISE DER ALTEN WELT

IM 3. JAHRHUNDERT N. ZW. UND IHRE URSACHEN.

MIT BEITRÄGEN VON E. TRAUTMANN-NEHRING

Erster Band:

DIE AUSSERRÖMISCHE WELT



AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG, BERLIN-DAHLEM

1943

Geleitwort: Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler, Reichsführer ᛋᛋ

Deutsches Ahnenerbe.

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Reihe B: Fachwissenschaftl. Untersuchungen.

Abteilung: Arbeiten zur alten Geschichte.

Band 2.

Franz Altheim

DIE KRISE DER ALTEN WELT

im 3. Jahrhundert n. Zw. und ihre Ursachen.

Mit Beiträgen von E. Trautmann-Nehring

Erster Band: Die außerrömische Welt



VORWORT

Das Werk, dessen ersten Band wir vorlegen, wurde im Kriege begonnen. Äußere Schwierigkeiten stellten sich bald ein. Daß sie überwunden wurden, verdanken wir der großzügigen Förderung, die der Herr Reichsmarschall und der Reichsführer-ᛋᛋ auch diesmal uns zuteil werden ließen.

Die reichen Ergebnisse, die wir 1937–38 aus dem skandinavischen Norden und vom Balkan, aus Syrien und aus dem Irak mitgebracht hatten, wurden neu ausgewertet. Reisen gleichen Umfangs verboten sich diesmal von selbst. Doch wurde uns 1939 ein Besuch in Schweden, Norwegen und Ungarn, 1940 eine zweite Schwedenreise und ein längerer Aufenthalt in Italien ermöglicht. Auch an dieser Stelle sei unseren Förderern für ihre Hilfe gedankt.

Unser Dank gilt sodann Seiner Königlichen Hoheit Kronprinz Gustav Adolf von Schweden, der selbst uns mit den Schätzen seiner altchinesischen Sammbekannt gemacht hat.

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe« unterstützte unsere Arbeiten fortlaufend mit gewohnter Bereitwilligkeit. Sie hat das Buch in den eigenen Verlag übernommen.

Weiter fühlen wir uns verpflichtet: A. Alföldi-Budapest, G. Baesecke-Halle S., K. Beger-Berlin, C. Daicoviciu-Hermannstadt, R. Delbrueck-Bonn, S. Eitrem-Oslo, P. De Francisci, S. Fuchs und H. Fuhrmann in Rom, J. Fück-Halle a. S., K. Hanell-Lund, A. Herrmann-Berlin, O. Höfler-München, J. Jordan-Berlin, K. Kerényi-Szeged, H. Kleinknecht und J. Kollwitz, beide in Halle a. S., Sv. Marstrander-Oslo, G. Säflund-Upsala, H. H. Schaeder-Berlin, E. Schaefer-München, R. Vulpe-Bukarest, J. Weisweiler-Frankfurt a. M., J. Wiesner-Königsberg, W. Wüst-München. Auch ihnen allen sei herzlich gedankt.

Halle a. S.-Berlin, 8. 1. 1943

F. Altheim
E. Trautmann-Nehring

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG

Zum zweiten Mal innerhalb einer kurzen Spanne[1] wird eine Darstellung des Jahrhunderts vorgelegt, das vom Ausgang des Commodus bis zum Regierungsantritt Diokletians reicht. Abermals handelt es sich weder um ein Nacherzählen des geschichtlichen Ablaufes noch um die Schilderung aller kultureller Äußerungen. Auch hier geht es um Grundsätzliches: um die Erfassung der Kräfte, die dieses Jahrhundert zur geschichtlichen Wende werden ließen. Allein nach dem Maße, wie sie zur Aufhellung dieser Fragestellung beitragen, sind die geschichtlichen Lebensformen herangezogen.
Die Geschichte dieser Zeit wurde einst als Kaisergeschichte betrieben. Sie erschöpfte sich im Biographischen. Die Ereignisse, besonders die äußeren und kriegerischen Verwicklungen, wurden unter den Regierungszeiten der einzelnen Herrscher wie unter Kapitelüberschriften zusammengefaßt. Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg hat demgegenüber einen Frontwechsel vollzogen[2]. Sie wandte sich den Massenbewegungen zu; sie baute auf der inneren Geschichte auf. Im wirtschaftlich-ständischen Gegensatz von Stadt und Land, von Bürger und Bauer fand man jetzt den Schlüssel des Verständnisses. Indem die Ergänzung des Heeres nicht mehr aus der städtischen Bevölkerung, sondern vom Lande her erfolgte, habe dieser Gegensatz seine folgenreichste Auswirkung gefunden. Das neue Bauernheer und die von ihm erwählten Kaiser hätten die Sache des Landes zur ihren gemacht. So sei es zum Rückgang der städtischen Kultur und damit zum Ende der antiken Kultur überhaupt gekommen.
Also hätte ein Klassenkampf die Zeit zu dem werden lassen, was sie war? Sicherlich ist eine soziale Umwälzung erfolgt. Aber sie bedeutete nicht die treibende Kraft, so wenig wie sie die Zusammensetzung des Heeres bestimmte. Hier hat man Ursache und Folge verwechselt. Aus der inneren Entwicklung allein lassen sich die Triebkräfte der Geschichte niemals bestimmen. Nach wie vor besteht Rankes Lehre vom Primat der Außenpolitik zu Recht. Sie wird sich in unserem Fall erneut zu bewähren haben.
Der vorliegende Band beschränkt sich darauf, die Voraussetzungen zu umreißen. Völker, die geschichtlich noch ungeprägt, zum Teil noch kaum berührt waren, pochten seit dem Ausgang des 2. Jahrhunderts n. Zw. mit Macht an die Tore des Reiches. Aber auch andere Nachbarn — alte Gegner, mit denen man seit

Jahrhunderten in Berührung stand — erwuchsen, geführt von neuen und weniger verbrauchten Stämmen, zu gefährlicheren Gegnern als zuvor. Was allen ihren Angriffen Nachdruck verlieh, war eine vorangegangene Umwälzung des Kriegswesens. Bald früher, bald später einsetzend, ließ sie überall die Reiterei an die Spitze treten, ließ sie sie zur schlachtentscheidenden Waffe werden. Indem man dem Verlauf dieser Umwälzung und ihren Ausmaßen nachgeht, stößt man auf eine einzige große Bewegung, die allmählich die gesamte antike Welt ergriff. Von den Reiternomaden des eurasischen Steppengürtels nahm sie ihren Anfang. Sie erfaßte gleichzeitig alte Kulturreiche wie China im Osten und Iran im Westen. Auch die neu aufgetretenen Ostgermanen zog sie in ihren Bann; sie griff nach der arabischen Halbinsel und nach Nordafrika über. Schließlich traf sie auf das Römerreich. Auch an seinen Grenzen machte sie nicht halt: wiederum brachte sie eine entscheidende Veränderung des Kriegswesens.
Dieser letzte Akt bleibe späterer Darstellung vorbehalten. Aber schon jetzt wird es deutlich sein, daß die Krise des 3. Jahrhunderts sich ebensowenig auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen läßt, wie sie auf den Bereich des Imperium Romanum beschränkt war. Es handelt sich keineswegs nur um den Untergang der auf eine kleine städtische Oberschicht beschränkten und mit ihr dahinschwindenden spätantiken Zivilisation. Sondern es geht um ein Geschehen, das den gesamten Kreis der antiken Welt in sich begriff und das nach Ausdehnung und Bedeutung nur mit dem unserer Tage zu vergleichen ist. Ein gemeinsames Schicksal umfaßte damals wie heute die ganze Erde. Es wühlte sie auf, machte sie fruchtbar und ließ Neues aus Ruinen erblühen. Es rief eine Umwälzung des Daseins hervor, wie sie die vorangegangenen Jahrhunderte nicht erlebt hatten. Auch damals waren es kriegerische Ereignisse, kriegerische Neuerungen, die diese Entwicklung in Gang brachten und sie in unerhörter Weise beschleunigten.
Aus dieser Erkenntnis müssen die Folgerungen gezogen werden.
Schon im Titel findet sich der Hinweis, daß der Bereich des Imperium Romanum überschritten wird. Der Rahmen ist weit, sehr weit gespannt. Von den Wüsten- und Steppengebieten Nordafrikas erstreckt er sich bis an die Grenzen Indiens, von den Säulen des Hercules bis an die Mündung des Huang-ho. Nicht überall darf der Verfasser in gleichem Maß Sachkunde für sich beanspruchen. Die Kenntnis des Chinesischen und Arabischen geht ihm ab; die der germanischen und iranischen Sprachen ist oft nicht mehr als ein Notbehelf. Meist war er auf Übersetzungen oder auf die Hilfe von Freunden angewiesen. Wenn

irgendwo, so bedarf die Darstellung hier der Nachsicht . . . Und doch wurden diese und andere Bedenken hintangestellt, der Versuch gewagt.
Die bisherige Betrachtung faßte Völker und Kulturen vornehmlich nach ihrer nationalen Besonderheit ins Auge. Auch hier wird diese Betrachtungsweise angewandt. Aber sie wird ergänzt durch eine zweite, die weniger auf die Sonderart und Vielfältigkeit der geschichtlichen Bildungen ausgeht als auf ihre Einheit, auf den durchgehenden Zusammenhang, der in ihnen waltet.
Die geistigen Möglichkeiten, die uns als Erben vieler Jahrhunderte noch offenstehen, tragen alle dasselbe Merkmal. Das Weltbild der theoretischen Physik, eine Erdteile umspannende Wirtschaft, eine Baukunst, deren Ausmaße alle anderen Künste sich einzuverleiben droht, der ‚große' (nicht der psychologische) Roman, dessen Zeit noch lange nicht vorüber, vielleicht nicht einmal recht angebrochen ist . . . sie alle bewähren sich in der Bewältigung gewaltiger Räume und Massen. Nicht zuletzt weist das politische und kriegerische Geschehen der Gegenwart in diese Richtung. Es zwingt uns eine umfassende, weltweite Schau förmlich auf. Die Geschichtswissenschaft — als Bewußtwerdung der Gegenwart an der Vergangenheit — muß daraus die Folgerungen ziehen. Wir müssen uns daran gewöhnen, nicht in *einer* Kultur, sondern in Kulturen, in Reichen und großen Räumen zu denken. Was schon früher gesagt wurde, darf hier wiederholt werden. Geschichtliches Denken ist heute nur als universalgeschichtliches möglich; geschichtliche Fragen berühren uns nur dann, wenn sie unter universalgeschichtlichem Blickwinkel gesehen werden.
Hier tritt die Betrachtung nach Volks- und Stammesindividualitäten in fruchtbare Beziehung zur universalen. Weit entfernt, sich zu widersprechen, führen beide vereint erst zum Ziel. Nur wer Wüste und Puszta, wer Nomadentum und Schamanismus kennt, kann der städtischen Kultur des Mittelmeerraumes gegenüber den rechten Standpunkt gewinnen. Es muß versucht werden, jedes völkische Einzelschicksal aus dem Ganzen der Geschichte heraus zu verstehen. Das Hervortreten der neuen Volksindividualitäten, das Heraufkommen einer auf ihnen sich gründenden Neuordnung, die man weithin bereits als mittelalterlich bezeichnen darf — all dies läßt sich nur von umfassender Warte aus überblicken. Die universalgeschichtliche Ausrichtung eröffnet den Weg zur Betrachtung der einzelnen Nationen nach ihrer geschichtlichen und völkischen Einmaligkeit.

I. IRAN

1[1].

Nach dem Tod Alexanders des »Römers«[2] standen in Iran zweihundertundvierzig Könige nebeneinander. Ihr Oberster war Ardewan, der König der Parther; die Persis, Isfahan und die benachbarten Landschaften waren in seiner Hand. Er ließ an seinen Hof kommen Ardeschir, den Sohn des Sasan, aus dem Geschlecht der alten persischen Könige, der Achaimeniden. Ardeschir wuchs dort in ritterlicher Zucht und Umgebung auf. Eines Tages verriet ihm das Mädchen, das König Ardewan in größeren Ehren hielt als die anderen Mädchen seines Hofes, ein Geheimnis, um das sie wußte. Die Sternkundigen, so sagte sie, hätten ihrem Herrn geweissagt, ein neuer König werde zum Vorschein kommen. Er werde viele Gewalthaber umbringen und die Welt wiederum in einem Reich vereinigen. Und dazu noch dies: daß jeder Diener, der in den nächsten drei Tagen seinem Herrn entfliehe, zu Größe und Herrschertum gelangen und über seinen einstigen Gebieter den Sieg gewinnen werde. Beide, das Mädchen und Ardeschir, beschlossen, danach zu handeln. Sie entflohen mit des Königs besten Rossen und nahmen sein indisches Schwert, eine Krone und viele seiner Edelsteine mit.

Ardewan setzte den Flüchtigen mit seinen Mannen nach. In drei Tagen müsse er sie fangen, verkündete ihm der Oberste der Sterndeuter; später werde es nicht mehr gelingen. Leute, die dem König begegneten, erzählten, des Morgens seien die beiden Reiter vorübergekommen, schnell wie der Wind, und ein sehr dicker Widder sei ihnen gefolgt. Ardewan eilte weiter. Wieder begegneten ihm Leute; sie sagten ihm das gleiche. Der König fragte den Obersten der Magier, was solche Kunde zu bedeuten habe, und er erhielt zur Antwort: »Der Widder ist der Glanz der königlichen Herrschaft; noch hat er Ardeschir nicht erreicht. Wir müssen trachten, daß wir seiner zuvor habhaft werden.«

Rascher eilte Ardewan weiter. Am nächsten Tage traf er eine Karawane. »Wir haben bemerkt«, so sprachen diese Leute zum König, »daß mit einem von jenen Reitern zugleich ein sehr großer und kräftiger Widder zu Pferde saß.« Wieder fragte Ardewan den Obersten seiner Magier, und dieser antwortete dem König: »Möget ihr, Herr, unsterblich sein. Aber der Glanz der königlichen Herrschaft hat den Ardeschir erreicht; auf keine Weise könnt Ihr seiner mehr habhaft

werden. Darum macht Euch und den Reitern keine Mühe, noch bemüht weiter die Pferde, so daß sie zugrunde gehn. Sucht auf andere Weise ein Mittel gegen Ardeschir.«

Der König sandte ein Heer gegen ihn aus. Auch Ardeschir zog mit seinen Mannen zu Felde. Vier Monate lang war jeden Tag großes Kämpfen und Morden. Da aber der Glanz der königlichen Herrschaft bei Ardeschir war, gewann dieser den Sieg, tötete den Ardewan und all sein Eigentum kam in Ardeschirs Hand. Er nahm die Tochter Ardewans zur Frau.

So lautet der sagenhafte Bericht, den ein mittelpersisches Buch[3], lange nach den Geschehnissen selbst[4], von der Umwälzung des dritten Jahrhunderts n. Zw. gegeben hat. Er scheint zu besagen, daß eine Dynastie die andere abgelöst hat. An die Stelle des letzten Arsakiden trat Ardeschir. Mit ihm kam Sasans Geschlecht empor; über vierhundert Jahre sollte es im Besitz des Thrones verbleiben. Doch die Umwälzung besagt mehr, und gerade unser Bericht läßt das hervortreten.

Für Iran vollzog sich damals der große Umbruch, der ihm die Besinnung auf die eigene Vergangenheit und damit auf das eigene Selbst gebracht hat. Man griff auf das achaimenidische Reich und die Religion Zarathustras, auf diese gewaltigsten Schöpfungen der iranischen Geschichte, zurück. Was in ihnen erstanden war, trat jetzt als verpflichtende Norm den Staatenbildungen der parthischen Eindringlinge und der halb östlichen, halb hellenistischen Mischkultur gegenüber, die sich unter diesen herausgebildet hatte.

So bedeutet Ardeschirs Erhebung die endgültige Absage an Alexanders großes Werk. Doch die geschichtliche Reichweite des Ereignisses beschränkt sich nicht auf Iran: sie greift über auf Rom; sie greift zugleich in die Zukunft voraus. Das neue Reich der Sasaniden ist zu einem Teile Erfüllung dessen, was die Geschichte eines Volkes und einer Kultur bedeutet, und trägt insofern nationalen Charakter. Aber wie alles Nationale, wofern man es in gehöriger Tiefe erfaßt, weist es über sich hinaus. Als »Reich« mit universalem Anspruch tritt es neben das Imperium Romanum. Und es führt noch einen Schritt weiter, indem es das erste Universalreich ist, das typisch mittelalterliche Züge trägt.

Entscheidendes tritt an dem sagenhaften Bericht hervor, den wir zu Anfang mitteilten. Das Emporkommen der Sasaniden mag anderswo mehr nach Zusammenhängen und Ursachen beschrieben sein, weniger auf das Wunderbare gestellt; trotzdem muß die Folgezeit in diesem »Roman« des Ardeschir etwas gefunden haben, das sie fesselte: eine Wirklichkeit, die sie ansprach. Sonst hätte man ihn

schwerlich in das persische »Königsbuch« aufgenommen, jene umfangreiche Zusammenstellung der heimischen Überlieferung, die kurz vor dem Untergang des Sasanidenreiches niedergeschrieben wurde und ihn als ein nationales Vermächtnis überdauert hat. Sage bedeutet von jeher die Form, unter der sich dem Iran[5] Geschichte darstellt. Darüber hinaus ist jener Bericht, so wenig er Geschichte enthält, in einem Betrachte wertvoller, als wenn er sich auf das Geschichtliche beschränkt hätte: es ist der Mythos des Reichsgründers und der Reichsgründung, der hier erzählt wird.

Geschichte im engsten Sinne zielt auf Geschehen, also auf den zeitlichen Verlauf: Mythos ist zeitlos und auf das Wesen hin ausgerichtet. Wenn Mythos erzählt, so weder um des Erzählens willen, noch um sich für die buchstäbliche Wahrheit im Ablauf des Erzählten zu verbürgen. Sondern Erzählung ist hier lediglich: einmal gewählte Form, möglicher Ausdruck dessen, was dahinter steht und eigentlich gemeint ist.

Was aber wäre gemeint? Vieles von dem, was gesagt wird, ist mit dem besonderen Geschehnis und der einmaligen Person Ardeschirs nur lose verbunden. Es begegnet, wo immer von glücklichem Tun und Gelingen die Rede geht. Daß Frauen und daß Fortuna, die dem gleichen Geschlecht angehört, dem Helden sich antragen; daß diesem alles und jedes sich zum Guten wendet, wenn die Stunde gekommen ist; daß der Held solche Stunden, ohne zu zaudern, begreift, und daß Bereitsein alles ist — dies und ähnliches pflegt allenthalben in dergleichen Geschichten wiederzukehren. Daneben steht anderes, das nur für Iran und nur für die Sasaniden seine Geltung besitzt. Denn ein höfisch-ritterlicher Stil verschlingt sich hier in so einzigartiger Weise mit einer streng legitimistischen und zugleich universalen Haltung, und beides wird überhöht von einem Bekenntnis zu zarathustrischer Rechtgläubigkeit, daß es sich so nur damals hat darbieten können. Eine Auflösung des kunstvollen Gewebes versuchen heißt keineswegs: es zerstören; gerade bei solchem Versuch wird seine Fügung und seine Einheit hervortreten.

2.

Als der Partherkönig den jungen Ardeschir an seinen Hof kommen läßt, da soll er sich bei den Söhnen der Ritter aufhalten[6]. Mit Ardewan und seinen Reitern geht er auf die Jagd[7]. Im königlichen Marstall sitzt er und schlägt die Handpauke, singt und vergnügt sich auf seine Weise; dort, bei den Pferden, entdeckt ihn das Mädchen des Königs, knüpft sich ihre Freundschaft[8]. Und zu Pferde

wieder vollzieht sich jener Wettstreit zwischen Ardewan und Ardeschir, wobei der Glanz der königlichen Herrschaft seinem Günstling zur Seite im Sattel sitzt. Überall trifft man auf Pferd und Reiter. Es ist die Lebenshaltung, die dem parthischen Königshof eigentümlich ist: der junge Perser, der Ardewan dereinst stürzen sollte, wächst selbst in dieser Form auf. Sie war den Parthern seit ihren Anfängen gegeben und sie ist das Neue, das sie in die iranische Geschichte einführten.

Das Land Iran stellt kein einheitliches Kulturgebiet dar[9]. Seine Entwicklung vollzieht sich von zwei Polen her. Der eine liegt im Südwesten, in Mesopotamien[10], das mit den Mittelmeergebieten in Verbindung steht, von dort her seine Einflüsse empfangen kann. Als Gegenpol treten dem die turanischen Länder des Nordostens gegenüber.

Diese beiden Pole bedeuten zugleich den Gegensatz zwischen fruchtbarem Land und Steppe, zwischen Ackerbau und Jägerdasein, zwischen Seßhaftigkeit und nomadischem Leben, zwischen Städtekultur und dem Schweifen räuberischer Horden. Während die Achaimeniden, Alexander und seine Nachfolger trotz aller Verschiedenheiten doch dies gemeinsam hatten, daß sie vom Südwesten herkamen, bedeutet das Auftreten der Parther das Ausschlagen des Pendels nach der Gegenseite.

Die Parther, ein skythischer Stamm, waren aus den Steppen Turans über die schützenden Randgebirge hinweg in das eigentliche Iran eingedrungen. Die Eroberung von Teilen der Satrapie Parthien bezeichnete den Beginn der arsakidischen Ära[11] und gab zugleich dem Volk seinen künftigen Namen. Seiner Herkunft nach handelte es sich um die Parner, die ihrerseits zu den Dahern gehörten[12]. Ursprünglich am Ochos (Tedschend), östlich des Herirud wohnend, tauschten sie mit den neuen Sitzen auch die neue Bezeichnung ein. Diese Parner oder, wie sie jetzt hießen: Parther kamen also aus dem Nordosten, der turanischen Steppe. Sie haben die Zeichen dessen lange an sich getragen, sie im Grunde niemals verleugnen können.

Wie alle mittelasiatischen Nomaden, wie Hunnen (unten S. 72 f.) und Sarmaten (unten S. 111), brachten auch die Parther einen ausgebildeten Tierstil mit[13]. Erzeugnisse dieser ursprünglichen parthischen Kunst haben sich noch in Dura gefunden: ein bronzener Gürtelbeschlag[14], der ähnliche Stücke der awarischen
2–3 Kunst[15] vorwegnimmt, und ein aus Knochen geschnitztes Relief mit Elchen[16]. Die Anordnung der Tiere kehrt auf den bronzenen Schnallen und Emblemen
1.4.5 der sino-sibirischen Kunst[17] wieder. Wenn sich auch Unterschiede im einzelnen feststellen lassen, so wird man doch auf die gemeinsame mittelasiatische Heimat

verwiesen[18]. Dorthin führt auch der Elch. Er erscheint noch ein zweites Mal auf einem Grafitto in Dura[19] — dort der Schaufelelch, hier der Stangenelch — und die genaue Scheidung beider Rassen[20] zeigt, wie starke Bande die parthische Kunst noch in späterer Zeit mit ihrer im Nordosten gelegenen Heimat verbanden.

Schaufelelch und Stangenelch erscheinen nebeneinander in den Funden aus dem hunnischen Fürstengrab von Pazyryk im Altai; der letztere zusammen 58
mit Bär und Greif auf den seltsamen, aus Leder und Filz hergestellten Pferdemasken[21]. Die Bedeutung, die die Cerviden überhaupt bei den Parthern besaßen, wird dadurch beleuchtet, daß sie als Zierat auf dem parthischen Königshelm (unten S. 99 f.) begegnen. Phraates III. trug, nach Ausweis seiner 23
Münzen[22], Stierhörner und eine Reihe metallener Hirschfiguren auf seinem Helm. In geschlossener Folge ziehen sich diese von vorn nach rückwärts über dessen Kappe hinweg. Auch da läßt sich der Vergleich mit der mittelasiatischen[23] und weiterhin mit der südrussischen Metallkunst ziehen. Das sarmatische Diadem von Novotscherkassk[24] bietet sich zum unmittelbaren Vergleich an[25].

Wenn der seßhafte Bauer und Anhänger der zarathustrischen Lehre im Rind das Tier erkennt[26], das ihm Ausdruck und Genüge seines Daseins ist, so bedeutet dasselbe für den Nomaden das Pferd. Der Nomade ist der Schweifende und der Räuber, der Gewalt- und Herrenmensch, der weite Lande durchzieht und sie als die ihm sich darbietende Beute betrachtet: er ist der Held, der sein Dasein auf Kampf gestellt hat. Das Mittel, dieses Leben zu führen, diese Weiten zu durchmessen, zugleich den Ausdruck seines Herrendaseins, bedeutet ihm das Pferd. So sind die Nomaden Vertreter einer ungebundenen, herrenmäßigen und ritterlichen Lebensform[27]. Gerade bei den Parthern tritt dies hervor.

Zu Fuß waren sie wehrlos. Ihr bis zu den Knöcheln reichendes Gewand hinderte sie am Gehen, an Kampf und Flucht; leicht ließen sie sich so gefangennehmen oder niederhauen[28]. Erst im Sattel fanden sie sich selbst. »Immer sind sie zu Pferde, auf ihm ziehen sie in den Krieg, reiten sie zu ihren Gastereien, erledigen sie ihre öffentlichen und privaten Verpflichtungen. Zu Pferde gehen und stehen sie, handeln sie und besprechen sich miteinander. Und endlich unterscheidet Diener und Herren dies, daß die einen zu Fuß gehen, die anderen stets zu Pferde erscheinen«[29]. Was mit dem Leben im Pferde gemeint war, veranschaulicht diese Schilderung eines antiken Geschichtschreibers. Auch das ritterliche Herrenbewußtsein des adeligen Mannes findet in ihr seinen Ausdruck.

Nur ein Schritt ist es von der Lebenshaltung des Vornehmen zu der des Herrschers. »Ein Land mit guten Rossen« nannte Dareios die Persis[30]; im benachbarten Medien erstreckte sich das Nisäische Gefild, die Heimat einer berühmten Rasse, die Weide ungezählter Pferdeherden[31]. Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen lernte die persische Jugend. Dem Zug des Xerxes gegen Griechenland gingen Wunderzeichen voran, die sich an Pferd und Maulesel offenbarten[31a]. Dem Wiehern seines Pferdes soll Dareios selbst, der herodoteischen Erzählung zufolge, den Thron verdankt haben[32]. Und doch, wie gering blieb unter den Achaimeniden die Rolle des Reiters und seines Tieres! Auf Siegelzylindern nach assyrisch-babylonischer Art begegnet der König auf dem Streitwagen[33]. Sonst zeigen ihn die altpersischen Reliefs auf dem Thron[34], unter dem Schirm[35], im Kampf mit dem Löwen oder Drachen[36], vor dem Feueraltar oder vor Ahuramazda stehend[37] — nie zu Pferd[37a], immer zu Fuß. Und zu Fuß erscheint er auf den Goldmünzen[38], erscheint Dareios auf dem großen Felsrelief von Bisutun[39], im Anblick seines Triumphes über die Lügenkönige. Zu Fuß schreiten schließlich die Scharen der Leibwache einher, auf den Friesen der Paläste von Persepolis und Susa[40].

Die Achaimeniden blieben, trotz des längst aufgekommenen Reitens, dem altindogermanischen Streitwagen verbunden[40a]. Die sasanidischen Felsbilder
7-11 bezeugen, daß inzwischen ein Wandel erfolgt ist. Bei der Huldigung oder in Begleitung der Paladine[41], bei Unterwerfungsszenen[42], bei der Belehnung durch Ormuzd mit dem Ring der Herrschaft[43], im ritterlichen Zweikampf mit dem Gegner[44], in der schweren Panzerrüstung und auf der Jagd[45] — überall erscheint der sasanidische Großkönig zu Pferd. Nur vereinzelt begegnet er noch zu Fuß[46]; so eng haben sich jetzt die Vorstellungen von Pferd und königlicher Majestät verbunden[47].

Nicht erst die Sasaniden haben den Bruch vollzogen. Auf den parthischen Königsreliefs begegnet bereits der Zweikampf zu Pferd um die Herrschaft[48] und die Huldigungsszene vor dem berittenen König[49]. Dazu kommt die Verwendung des Pferdes im Krieg; sie war in der Vorstellung des Altertums mit den Parthern untrennbar verbunden.

Die Parther hatten ihre einheimisch-skythische Bewaffnung auf iranischem Boden beibehalten[50]. Der größte Teil des Heeres bestand aus Unfreien[51], aber auch diese mußten Reiten und Bogenschießen lernen, gleich den freigeborenen Angehörigen des Volkes. Man bemaß den Reichtum eines Mannes danach, wieviel Reiter er im Kriegsfall zum Heere des Königs stoßen ließ. Nahkampf und

Belagerungen schätzten die Parther gering; ihre Stärke lag im plötzlichen Reiterangriff und in der verstellten Flucht, mittels derer sie den Feind zur Unvorsichtigkeit verleiteten. Ausdauer im Kampf war ihre Sache nicht und oft brachen sie das Gefecht auf seinem Höhepunkte ab; dann aber sammelten sie sich aus der Flucht zu neuem Widerstand, und den vermeintlichen Sieger erwartete erst die Entscheidung.

Bogenschützen zu Pferde, flüchtig und dann wieder hervorbrechend, ausschwärmend und überraschend im Angriff — man kann sie sich zunächst nur als leichtbewaffnete Truppe denken. Als solche erscheinen die parthischen Bogenschützen
auf Terrakotten, Dipinti und Grafitti[52]; in gleicher Gestalt weithin in der Lite- 26
ratur, auch in der Dichtung. Doch damit wäre das Bild nicht vollständig[53].

Die Heimat des Schuppen- und Plättchenpanzers ist bei den Reitervölkern Mittelasiens zu suchen. Schon zu Alexanders des Großen Zeiten war diese Art der Bewaffnung vorhanden. In der Schlacht von Gaugamela kämpften baktrische und sakische Truppenteile auf dem linken Flügel der persischen Aufstellung. Waren die Baktrer Untertanen des Großkönigs, so waren die Saken nur Bundesgenossen[54]; die Bewohner der turanischen Steppe hatten eine Hilfstruppe zum Reichsheer stoßen lassen. Sie werden als berittene Bogenschützen bezeichnet[55], aber wir hören zugleich, daß Mann und Pferd durch einen Schuppenpanzer geschirmt waren[56].

Dieses mittelasiatische Erbe haben die Parther bewahrt[57]. Auf den Münzen der ersten Arsakiden erscheint ein Bogenschütze in langem, bis zum Unterschenkel reichenden Panzerkleid[58]; daß die Panzerung sich auch auf Pferde erstreckte, wird ausdrücklich gesagt[59]. Als unterscheidende Bewaffnung der schweren Truppe tritt die Stoßlanze hinzu. Durch sie vermochte man auch im Nahkampf dem Gegner gegenüberzutreten. Leichte und schwere Reiter ergänzten einander: hatte der Pfeilhagel der sie allseitig umschwärmenden Schützen die Widerstandskraft der Feinde zermürbt, so setzte der frontale Angriff der Kataphrakten ein; der Stoß der gepanzerten Ritterschaft löste die Reihen des gegnerischen Fußvolkes vollends auf[60]. Auf ihren Höhepunkt gebracht hat diese Taktik der parthische Feldherr aus dem Geschlecht der Suren[61], der den Legionen die vernichtende Niederlage bei Karrhai beibrachte. Vornehme Abkunft und Reichtum hatten diesen Mann in den Stand gesetzt, aus eigenen Mitteln ein Korps von tausend Panzerreitern und neuntausend berittenen Bogenschützen zu unterhalten[62]; diese, leicht bewaffnet, rekrutierten sich aus den eigenen Sklaven und Hintersassen der Suren. Ein Zug von tausend Kamelen

begleitete die Truppe[63]; sie trugen die Pfeile, auf daß den Schützen es nie am Schießbedarf fehle[64].
All diese Formen der Kriegführung wurden von den Sasaniden übernommen. Nach wie vor wurde die Streitmacht nur zum Krieg aufgeboten; es gab kein stehendes Heer[65]. Die strenge Geheimhaltung aller Kriegspläne, das Überfallartige ihrer Kriege hatten sie von ihren Vorgängern gelernt[65a]. Die Reiterei war und blieb die Hauptwaffe. Wieder erscheint der leichtbewaffnete Bogenschütze zu Pferd und ihm zur Seite der Kataphrakt. Anläßlich einer vom Autor erfundenen Schlacht zwischen Aithiopen und Persern gibt der in den dreißiger Jahren des 3. Jahrhunderts n. Zw.[66] entstandene Roman des Heliodor eine Beschreibung der persischen Panzerreiter: die ausführlichste, die man kennt. Sachlich und geschichtlich darf sie das größte Interesse beanspruchen; sie tritt neben die kürzeren Schilderungen des Ammianus Marcellinus, des Tabari und Firdusi[67].
Bildliche Darstellungen bieten sich zum Vergleich an. Neben den sasanidischen Felsreliefs[68] stehen die Fresken und Plastiken aus den Ruinenstätten von Kyzil und Schortschuk, von Tumschuk, Kutscha und Turfan, überhaupt aus dem stark sasanidisch beeinflußten Ostturkestan[69]. Dazu kommen die Grafiti von
12–13 Dura-Europos[70] und die Reste von Pferdepanzern, die man am gleichen Ort gefunden hat[71]. In jüngster Zeit sind die Panzer von Gotland hinzugetreten. Die Ausgrabungen auf dem Schlachtfeld östlich von Wisby, wo 1361 der Dänenkönig Waldemar Atterdag die Gotländer Bauern schlug, haben eine ganze Reihe von Harnischtypen ergeben, die zweifellos auf iranischen oder, was hier auf das gleiche herauskommt, auf mittelasiatischen Ursprung zurückgehen[72]. Auch die Funde aus Südrußland und aus Ostasien[73] darf man zum Vergleich heranziehen.
Bei Heliodor bilden die Kataphrakten den Kern des persischen Heeres. Sie nehmen in der Schlachtordnung die Mitte ein. Vor dem Streitwagen aufgestellt, von dem herab der Satrap den Kampf leitet, gleichen sie einer undurchdringlichen Mauer[74]. Sie sind keine Einzelkämpfer, sondern in dichtgeschlossener Masse greifen sie im Galopp an[75]. Ihre Taktik beruht darauf, im ersten Ansturm alles zu überrennen[76]. Brechen die Pferde aus, so ist die Ordnung, die Wucht des Ansturmes dahin[77]. Der Vergleich mit der makedonischen Phalanx, der gezogen wurde[78], erhält damit seine Berechtigung. Heliodor spricht geradezu von einer Phalanx[79].
Nur auserwählte Männer von besonderer Körperstärke werden in diese Truppe

eingereiht. Denn nur sie können die schwere Rüstung tragen. Der Helm ist aus einem Stück gearbeitet, er schützt den Kopf und Nacken. Vorn bildet er das Gesicht des Mannes wie eine Maske[80] nach, nur zum Sehen einen Durchblick gewährend. Solch metallene Gesichtsmasken der Kataphrakten kennt man aus den Grafitti von Dura-Europos[81], während der geschlossene Gesichtshelm auf einer manichäischen Seidenmalerei aus Chotscho[82] und bei der Reiterstatue von Tak-i Bostan erscheint. In der Rechten hält der Kataphrakt die lange Stoßlanze, den Kontos; mit der Linken führt er die Zügel. An der Seite hängt die persische Hiebwaffe, die Kopis[83].
Das stärkste Interesse beansprucht die Beschreibung des Panzers. Er bedeckt den ganzen Körper und besteht aus rechteckig geformten »Stäbchen«[84] in Spannengröße. Es handelt sich also um einen Plättchen- oder, wie man ihn neuerdings nennt, einen Lamellenpanzer (split armor)[85]. Aus Eisen oder Bronze gefertigt, sind diese Lamellen derart untereinander verbunden, daß sie sich mit ihren äußersten Rändern[86] aneinanderfügen. Die oberen Lamellen schließen sich dabei an die unteren und ebenso fügen sich beide an die seitlichen lückenlos an. Die Verbindung geschieht durch Schnüre[87], die an der Innenseite der Panzerung verlaufen[88]. Sie umfassen die einzelnen Lamellen schlaufenförmig und führen so eine feste Verknüpfung herbei[89].
Auf einem der Grafitti von Dura-Europos trägt der Kataphrakt eine solche Lamellenpanzerung unterhalb der Brust[90]. Auch an der Reiterstatue von Tak-i Bostan ist sie deutlich[91] und ebenso auf einem chinesischen Relief vom Grabmal des Kaisers T'ai tsung (627–649)[92]. Die Verschnürung läßt sich jetzt an den Funden von Dura-Europos[93] studieren. Die Gotländer Panzer[94] und der Reiter 14–15
Tak-i Bostan bestätigen das Bild[95], und mit Recht hat man auch die Rüstungen der Tibetaner und Tschuktschen, die dieselbe Technik bis in neuere Zeit bewahrt haben, zum Vergleich herangezogen[96]. Die Panzerung, so fährt Heliodor fort, bleibt durch die Art ihrer Verknüpfung beweglich; sie dehnt sich nach Wunsch aus oder zieht sich zusammen[97]. Wie ein Schuppenkleid umschließt sie den Körper und läuft an den Armen in regelrechte Ärmel aus[98]; sie reicht vom Nacken bis zu den Schenkeln. Der Panzerrock ist unten geteilt, um das Sitzen im Sattel zu ermöglichen. Die Beine werden nicht durch Panzerhosen, wie man sie von Dura kennt und auf den Fresken von Turfan und Chotscho sieht[99], 14–15
sondern durch Beinschienen geschützt. Auch diese erscheinen auf den Darstellungen aus Ostturkestan[100]. Bei Heliodor reicht die Beinschiene bis zum Knie; dort schließt sich der Panzerrock an.

Auch das Pferd ist gepanzert. An den Beinen trägt es Schienen und auf dem Kopf ein Stirnblech[101]. Xenophon erwähnt dieses bereits für die persischen Panzerreiter seiner Zeit[102]; auch die skythischen Gräber Südrußlands haben solche Stücke erhalten[103]. Im übrigen ist das Tier von einem Kettenpanzer geschützt[104], der es durch seine Dünne nicht am Laufen hindert.
Die Panzerung des Reiters dagegen ist so schwer, daß er aus eigner Kraft das Pferd nicht besteigen kann, sondern hinaufgehoben werden muß. Einmal gestürzt, können sich die Kataphrakten nicht mehr erheben: sie liegen »wie Klötze«[105]. Ähnliches wird auch sonst berichtet[106]. Beim Angriff gibt der Reiter dem Tier die Zügel frei und stürzt sich in vollem Lauf auf den Feind. Auf einem Grafitto aus Dura-Europos sieht man, wie Mann und Tier dabei ihr Gewicht nach vorn verlegen[107].
Merkwürdig ist, was Heliodor über den Gebrauch des Kontos berichtet. Das Vorderteil der offenbar sehr schweren Lanze wird am Hals des Tieres festgeknüpft[108] und so emporgehalten. Das Schaftende hängt seitwärts an der Hinterhand des Pferdes und ist dort vermittels einer Schlinge verankert. Davon ist sonst nichts bekannt. Die Darstellungen zeigen durchgehend eine freie Handhabung der Stoßlanze, gelegentlich sogar mit beiden Händen[109], wie dies auch von den Sarmaten berichtet wird[110]. Die auf die beschriebene Art eingehängte Lanze wird bei dem Angriff, so fährt Heliodor fort, weit und plötzlich nach vorn gestoßen. Da das Schaftende mit dem Pferd fest verbunden ist, kann es beim Aufprall nicht nachgeben. Die Waffe wird mit der ganzen Wucht des Rosselaufes vorwärtsgetragen, wobei die Hand des Reiters ihr nur die Richtung gibt. Die Gewalt des Stoßes ist so groß, daß die Lanze oft zwei Gegner durchdringt[111].
Alles, was bisher genannt wurde: das Vorherrschen der Reiterwaffe, die Panzerung von Mann und Roß, der schwere Helm, die Stoßlanze — es bedeutet eine Vorwegnahme mittelalterlicher Formen. Entsprechend stand dem iranischen Rittertum als militärischer Einrichtung ein ausgebildeter Feudalismus als politische Form zur Seite[112]. Mächtige Familien mit ausgedehntem Landbesitz und einem zahlreichen Aufgebot von Hörigen[113] waren für den parthischen Staat bezeichnend; sie bedeuteten eine Einschränkung der königlichen Macht auch insofern, als sie Anspruch auf die höchsten Würden hatten und diese oft sich in ihrem erblichen Besitz befanden[114]. Die Güter der Suren lagen zumeist im Sakenlande, die der Karen und Mihran im südlichen und nördlichen Medien[115]. Von den Suren scheint es zudem, daß die Statthalterschaft Mesopotamiens lange in ihrer Hand gewesen ist[116]; ihr berühmtestes Mitglied, der spätere

Sieger von Karrhai, hatte die mächtige Griechenstadt Seleukeia bezwungen[117]. Neben den großen »Häusern«[118] begegnen halb selbständige Herrschaften: örtliche Dynastien und Stadtstaaten orientalischen oder griechischen Ursprungs. Den griechischen Untertanenstädten war eine weitgehende Autonomie gewährt; es wurde ihnen sogar das Halten einer eigenen Hoplitenmiliz gestattet[119]. Daneben standen die Könige von Edessa und Hatra, die Herren von Batnai, Singara und andere[120] — sie alle in mehr oder weniger loser Abhängigkeit vom parthischen Großkönig in Ktesiphon (unten S. 131).
Das neue sasanidische Königtum trat mit dem Anspruch auf, die »Teilkönige«[121] zu beseitigen und alles Land dem einzig rechtmäßigen Geschlecht wieder zuzubringen. Daß eine Straffung der zentralen Gewalt eintrat und daß sie zum mindesten unter fähigen Herrschern behauptet wurde, ist unverkennbar. Dem parthischen Feudaladel suchte man einen neuen entgegenzustellen, der enger an das sasanidische Haus geknüpft war. Es scheint, als sei man dabei von dem königlichen Geschlecht selbst ausgegangen und habe durch Schaffung von Nebenlinien das Ziel zu erreichen gesucht[122]. Aber schon dieses Verfahren zeigt, daß grundsätzlich die feudale Ordnung erhalten blieb. Und es blieb auch ein großer Teil des alten Adels: die Häuser der Suren und Karen haben sich auch unter der persischen Dynastie in ihrer Macht zu behaupten gewußt[123]. Als neuer Bestandteil trat mit der Einführung einer Staatskirche der hohe Klerus hinzu. Auch er bedeutete eine Stärkung der feudalen Ordnung, und oft hat sich das Königtum den Ansprüchen der zarathustrischen Geistlichkeit bequemen müssen.

3.

Hier überall steht die sasanidische Welt auf der Grundlage dessen, was die Parther geschaffen haben, und nicht nur hier. Ardeschir, so erzählt seine Geschichte an anderer Stelle, tat auf der Jagd einen Meisterschuß. Er traf einen Wildesel so mit dem Pfeil, daß dieser ihm durch den Leib drang und auf der anderen Seite herausfuhr; das Tier starb auf der Stelle. Doch Ardewans Sohn beanspruchte, diesen Schuß getan zu haben, und wollte dem Untergebenen sein Meisterstück nicht gönnen. So kam es zum ersten Zerwürfnis zwischen Ardeschir und dem Partherkönig[124].
Warum dieses Zerwürfnis und was hat der Schuß nach dem Wildesel zu bedeuten? — Da muß zunächst gesagt werden, daß dieses Tier ein königliches in mannigfachem Sinn gewesen ist. In seinen Spielarten über das Innere des asiatischen Kontinents verbreitet, darf es geradezu als der Herrscher der Steppe

bezeichnet werden. Als solchem hat ihm Sven Hedin ein Ruhmeslied gesungen[125]. »Wer könnte mit größerem Recht«, so ruft er aus, »der König des innersten Asien genannt werden als der Wildesel? Von den Wüsten Syriens und Mesopotamiens, von den Gebieten um die persische Salzwüste, von den einsamen Ebenen der Dsungarei und Ostturkestans bis zu den unübersehbaren Flächen des Graslandes und den dürftigen Steppenländern an der Grenze des äußersten Ostens — überall herrscht Dschigetai.« Er rühmt die brausende Lebenslust des Wildesels, seinen unbeugsamen Mut, seine Kühnheit und die Schönheit seiner Bewegungen. Den Stolz auf sein ungebundenes Leben hat die Dichtung der Hebräer gekennzeichnet. »Wer hat den Wildesel frei gehen lassen«, spricht der Herr zu Hiob, »wer hat die Bande des Flüchtigen gelöst, dem ich die Einöde zum Hause gegeben habe und die Wüste zur Wohnung?«

Auf den Reliefs der assyrischen Paläste erscheint er als Jagdtier und vornehmlich als solches des Königs[126]. Die Geschichte der späteren Sasaniden kennt einen König, der nach dem Wildesel zubenannt war, sei es zur Kennzeichnung seines Wesens, sei es, weil er auf der Jagd einen ähnlichen Meisterschuß getan. Er hatte das Tier mitsamt dem Löwen, der sich auf dieses gestürzt, durch einen einzigen Pfeil erlegt[127]. Kurz, der Wildesel ist das königliche Wild, und in der Jagd auf ihn bewährt sich Hand und Können des Herrschers. Darum zeigen die Silberschüsseln[128] der sasanidischen Zeit in ihrer getriebenen Arbeit, die Seidenstoffe[129] in ihren Mustern den königlichen Meisterschützen am Werk; neben dem Löwen und Eber ist auch der Wildesel seine Beute[130]. Als Ardeschir es sich herausnahm, seinen Schuß zu tun, da tat er, was in ihm den künftigen Herrscher Irans ankündigte, und nicht ohne Grund wünschte Ardewans Sohn, die Tat als die seinige erscheinen zu lassen.

Der Bogen und die Kunst, ihn zu handhaben, ist so alt wie Iran selbst[130a]. Aber Ardeschir, Ardewan und ihre Ebenbilder, die das sasanidische Kunsthandwerk geschaffen hat — sie alle jagen zu Pferde. Und wieder bedeutet das Erscheinen des Pferdes einen Wechsel gegenüber der vorangegangenen Zeit. Denn während die Goldmünzen und Silbersiglos der Achaimeniden[131] den bogenbewehrten König zu Fuße zeigen, ohne Kennzeichnung des Gegners oder eines anderen Zieles, ist der Schütze und Jäger zu Roß seit der Partherzeit die Form, unter der man sich den Herrscher denkt. Die Kunst der Skythen Sibiriens und der südrussischen Sarmaten (unten S. 111) zeigt, daß auch diese Form der mittelasiatischen Heimat des Parthervolkes entstammt. Von dort ist sie nach Iran gekommen: die Parther haben hier wie überall die reiterliche Art, die Schätzung

des Rosses als Ausdruck adligen Herrentumes eingeführt. Von Pferd und Bogen waren sie gleichermaßen unzertrennlich und immer bedienten sie sich ihrer, sei es zum Kriege oder zur Jagd[132]. Diese leidenschaftlichen Jäger genossen das Fleisch nur, wenn es erjagt war[133]. Zahllos sind die Darstellungen von Jagden in der parthischen Kunst[134]; kein Gegenstand hat sie wie dieser erfüllt.

Wiederum bemächtigt sich der reiterliche Stil aller Dinge, deren er habhaft werden kann. Im Kriegshandwerk und auf der Wildbahn zuerst hervorgetreten, von den Parthern dann auf das private Gehaben des adligen Mannes übertragen, macht er vor dem Bereich der Frau nicht halt. Gern verweilt die Vorstellung bei dem Bilde des königlichen Jünglings Ardeschir und seines Mädchens, wie sie auf ihren Rennern, schnell wie der Wind, die Lande durcheilen[135]. Da ist etwas von dem Zauber der persischen Miniaturen vorweggenommen, die später die Heldenepen des Firdusi und anderer schmücken sollten[135a]. Oder man denkt
an jene köstlichen Tonfiguren, die das Gebahren einer verwandten und benach- 60–62
barten Welt vergegenwärtigen — gemeint ist das China der T'ang, seine ritterliche und höfische Kultur. Auch da herrscht das Pferd auf eine einzigartige Weise. Und wiederum verschmäht es die Frau nicht, sich im Sattel zu zeigen (unten S. 75 f.).

Es gibt ein kleines Meisterwerk dieser Gattung, eine jugendliche Polospielerin, 62
ihr Pony tummelnd: weitausgreifend die Bewegungen des Tieres, aber knapp und sicher der Sitz der Reiterin. Das Vorbild solchen Gebarens ist dort zu suchen, von wo aus das reiterliche Wesen, ähnlich wie es nach Iran gelangt ist, auch das Reich der Mitte sich erobert hat. Noch die heutigen Reisenden rühmen die Kraft, mit der die Mongolin ihr Pferd zu beherrschen weiß; sie vergessen auch die Anmut ihrer Bewegung im Sattel, ihrer ganzen Erscheinung nicht[136].

Wiederum ist man unversehens zu den Reitervölkern des mittleren und nördlichen Asien geführt, von denen einst die Parther sich losgelöst hatten. Aber mag dies alles, in Stil und Lebensführung, für die Dauer der parthischen Herrschaft und noch über sie hinaus seine Geltung behalten haben, in einem Bereich unterscheidet sich die sasanidische Zeit von dem, was ihr voraufging. Und solche Unterscheidung reicht ins Grundsätzliche hinab.

Es wurde zuvor deutlich: Turan und Iran, das Land der Räuber und das der Ackerbauer, das der Nomaden und das der festen Siedlungen, der Burgen und Städte — sie waren die Pole, von denen her die Geschichte der Landstriche zwischen Tigris und Pamir bestimmt wurde. Durch die turanische Senke im Nordosten waren die Parther und ihre Nachbarn eingebrochen, hatten Medien

und alles Gebiet bis hinab nach Mesopotamien in Besitz genommen; Iran hatte sich dem Willen der turanischen Eroberer gebeugt. Sie hatten sich in dem Lande nach ihrer Weise eingerichtet: Städte und Ackerbau überließen sie weiterhin den Unterworfenen, aber sie selbst fügten sich dieser Lebensform, wenn überhaupt, so nur zögernd und unvollständig. Wie ihre Genossen, die Tocharer, das Land Baktrien sich zwar unterworfen hatten, aber gleichwohl die Weise des städtischen Lebens verschmähten und das untertänige Gebiet von ihrem Hoflager jenseits des Oxus, vom Rand der Wüste aus beherrschten (unten S. 38), so hielten es auch die Parther. In Bagir[137] oder in Dara[138] — dort, wo das Ackerland in die Steppe übergeht — hatten die arsakidischen Könige zuerst ihren Sitz. Und als sie ihn dann nach Mesopotamien verlegten, da mieden sie abermals jeden festen Ort. Auf dem nördlichen Ufer des Tigris, durch den breiten Strom geschieden von der volkreichen Griechenmetropole Seleukeia, schlugen diese Könige ihr Lager auf[139]. Ihre Reiter- und Kriegerscharen hielten sich getrennt von jener andersgearteten, städtischen und beharrenden Welt[140]. Immer haben die Parther eine Form bewahrt, die an die Steppe gemahnt und an das Leben im Aufbruch, das ihr zugehört. Dort ist die Verbundenheit zwischen Volk und Boden die geringste, die sich denken läßt: ein Zufall, ja eine bloße Laune kann sie zerreißen. Das Lager, nicht der Boden ist die Heimat eines solchen Reitervolkes. Doch indem die Parther gestürzt wurden und ein neues, persisches Königtum an ihre Stelle trat, war jene andere Welt wieder emporgekommen, von der man bislang sich abgewandt hatte.
Auch die Persis hatte den ritterlichen Stil übernommen. Ein Land guter Rosse hatte sie schon Dareios in seinen Inschriften genannt[141]. Die Dynasten der Persis ließen sich während der Partherzeit zu Pferd darstellen[142]. Aber es bleibt merkwürdig, daß in diesem Land die Herrschaft der Parther ebensowenig Fuß fassen konnte wie vorher die der Seleukiden. Zwar findet man in dem Feuertempel, der kurz nach dem Brand von Persepolis am Fuß der großen Terrasse erbaut wurde, Zeus Megistos, Apollon und Helios, Artemis und Athena inschriftlich genannt. Aber gemeint waren die alten Götter: Ahuramazda, Mithra und Anahita[143]. Kurz darauf trat Istachr an die Stelle der alten Hauptstadt[144]. Nach dem Tod des letzten Satrapen griechischer Abkunft im Jahre 316 trat ein einheimisches Geschlecht die Herrschaft an, die Fratadara, die in Istachr residierten[145]. Ihre Münzen reichen von der Zeit vor 300 v. Zw. bis zur Einbeziehung ins Partherreich, um die Mitte des 2. Jahrhunderts[146]. Man lebte ganz im Schatten der großen achaimenidischen Überlieferung. Das zeigt nicht nur die

Verehrung der alten Götter: auch die Kunst und Architektur (Kengawer[146a] und Churha) bewegte sich in den Spuren der Vergangenheit[147]. Und wie einst die Kanzlei der Großkönige, so bedienten sich auch diese Nachfahren der aramäischen Schrift, um ihr heimisches Idiom aufzuzeichnen[148].
Wichtiger aber als alles andere war, daß das Herrschergeschlecht selbst sich von den Achaimeniden herleitete. Die Linie führte, wie das die Münzen zeigen, über die Fratadara ohne Zeichen einer Unterbrechung bis zu dem ersten Sasaniden[149]. Sie führt über nicht weniger als 550 Jahre. Seit dem Aufkommen der Arsakiden trugen die Herrscher der Persis nicht mehr die alte Bezeichnung Fratadara, sondern die jetzt übliche als Schah, »König«[150]. Namen wie Dareios-Dara, Artaxerxes-Ardeschir, die außerhalb der Persis unbekannt waren, zeigen, daß man bewußt die achaimenidische Überlieferung fortsetzte[151].
Sasan, der Ahnherr des nach ihm benannten Geschlechtes, trägt keinen Eigennamen, sondern den eines militärischen Befehlshabers[152]. Hierin wie überall tritt die Enge der Verhältnisse hervor: kleine Herren, oft nicht mehr als Ritter, die sich auf ihre Titel, auf ihre Krieger- und Priestereigenschaften etwas zugute taten. Ardeschirs unmittelbare Vorfahren[153] saßen an einem Orte südlich des Bachtegansees: sie unterstanden, obwohl selbst »Könige«, einem anderen »König«, der auf der »weißen Burg« (Diz-i sipid) östlich von Persepolis saß. Die Mutter Ardeschirs entstammte ebendiesem Geschlecht und der Sohn hatte die Anwartschaft auf die Stelle eines Burgvogtes[154] und Führers des örtlichen Aufgebots. Istachr selbst bedeutete nichts anderes als die »Burg«[155]. Und wie man derart in Schlössern und festen Städten hauste, wie man untereinander eng versippt war, so hing man zäh am Althergebrachten. Die Vorschriften der zarathustrischen Religion wurden streng gewahrt. Die Darstellung des heiligen Feuers erscheint auf Prägungen der persischen Dynasten[156]. Kultischer Mittelpunkt war der Feuertempel der Anahit in Istachr; Ardeschirs Großvater war Vorsteher dieses Heiligtums gewesen. Die Münzen trugen Aufschriften in dem heimischen Dialekt[157], während die Arsakiden sich langehin des Griechischen bedient hatten. Frühzeitig begann man sich gegen die Herrschaft der Arsakiden zu erheben[158], deren Herrschaft man als angemaßt betrachtet haben muß. Wenn auch nicht immer mit Erfolg, so widerstand man doch tapfer und mit zäher Selbstbehauptung den Heeren der parthischen Könige.
Gewiß spielte sich alles in kleinen und kleinsten Verhältnissen ab. Aber diese Persis, an der die großen Erinnerungen hingen, wo die Ruinen der Achaimenidenpaläste standen und das Grab des Kyros vom Ruhme des Reichsgründers

kündete — sie war gleichsam eine Burg der Überlieferung. Und sie war Burg noch in einem anderen Sinne.

Als der Partherkönig Ardewan seinem Vasallen Ardeschir den Frieden aufsagte, da sandte er ihm die Worte: »Du hast Dein Maß überschritten und Dein Geschick selbst herbeigezogen, o Kurde, der Du in den Zelten der Kurden aufgezogen bist«[159]. Drei Übel gibt's in der Welt, sagt ein arabisches Sprichwort: die Kurden, die Feldmäuse und die Heuschrecken. »Kurde«[160] — das will besagen: Vertreter alles Schädlichen und aller Unkultur. Zugleich aber meint dieses Wort, daß der damit Angeredete nach Art der Kurden lebe und hause. Daß er im Gebirge beheimatet sei, in einem hohen und unwegsamen Gebirge, wo er ein hartes Dasein führt. Ganz so, wie es die Kurden seit alters führen; wie es auch die Perser gehalten hatten, noch ehe Kyros sie zu Macht und Reichtum gebracht hatte, und es jetzt wieder hielten, bevor sie zum zweiten Male ihr Reich gründeten. In Ardeschirs Kennzeichnung als Kurde tut sich der Gegensatz zumparthischen Großkönig und seiner üppigen Hofhaltung auf, die drunten in der Susiana und im fruchtbaren Blachfeld zu seiten der zwei Ströme ihren Sitz hatte.

An sich mangelt es der Persis an fruchtbarem Gebiete nicht, auch nicht an größeren Ebenen. In dem Gefild um Pasargadai mochte es schon locken, die Rosse zu tummeln. Gleichwohl hat dieses Land nie ein Reitervolk angezogen, wie doch die Steppen des Nordostens oder die Ebene Mesopotamiens es taten. Die Persis ist nach dem Tigris und dem Küstenlande zu durch Gebirgswälle wie abgeriegelt[161]. Bis zu acht und neun Berglinien erheben sich hintereinander; in Terrassen bis zur Schneehöhe aufsteigend, wahren sie den Zugang. Zuweilen öffnet sich dieses Labyrinth in kleinen Tälern und Ebenen, aber sie sind von so mächtigen Bergen umstanden, daß die Dörfer nur des Morgens die Sonne sehen, tagsüber im Schatten liegen. Hier zog sich seit alter Zeit die „Fahrstraße« hindurch, aber wenn sie der achaimenidische Großkönig, von Susa heraufkommend, benutzen wollte, um sein persisches Stammland aufzusuchen, so mußte er den Bergstämmen Tribut entrichten. Und nur durch Umgehung hatte Alexander einst die Pässe nehmen können; bei Gaugamela, in weitem und offenem Gefilde, gerade noch in einer großen Reiterschlacht siegreich, hatte er sich hier den Gesetzen des Gebirgskrieges fügen müssen.

Eine rechte Burg war die Persis. Nicht nur an der Überlieferung hingen ihre Bewohner, sondern auch am Boden — mochten es nun die Berge oder die kleinen Ebenen und Triften sein, die den Städten Raum und den Menschen Nahrung

gewährten. Es war kein Zufall, daß von diesem Winkel Irans aus die Erhebung gegen die Abkommen der einstigen Nomaden erfolgte. Es erhob mit den Sasaniden der Ackerbauer, der Bewohner der Städte, der Adlige auf seinem Turm und überhaupt der seßhafte Mensch wiederum sein Haupt. Und auch dies ist nicht von ungefähr, daß Ardeschir ein Städtegründer wie ganz wenige gewesen ist; nicht weniger denn acht feste Städte führten sich auf ihn zurück[161a].

Wen hätte die Flucht Ardeschirs vom Königshofe nicht schon an eine andere Sage erinnert — auch sie eine Flucht von ähnlicher Art? Als Walthari und Hilda vom Hofe Etzels entweichen, da eilen sie, gleich dem persischen Prinzen und seinem Mädchen, einer »Heimat« zu. Sie fliehen nicht in die Ferne und ins Grenzenlose, wie es dem Steppenbewohner anstünde. Sondern sie eilen jenem Stückchen Land zu, da sie zu Hause sind und in dessen Erdreich sich die Wurzeln ihres Daseins tief hinabgesenkt haben. Derart Bodenständige sind es, die Hunnenkönig oder Partherhof verlassen, um wieder ihr heimisches Land und in ihm sich selbst zu finden.

4.

Das Auftreten der Sasaniden fiel mit der Erhebung des städtisch und bäuerlich gefügten Iran gegen die mittelasiatischen Reiterstämme zusammen. Und doch wurde das Alte nicht einfach wiederhergestellt. Gegen die Eindringlinge kämpfend, setzte man sich mit ihnen auseinander. Man übernahm und behielt, was einem wertvoll dünkte, um es selbst als Waffe gegen den Feind zu wenden. Überkommene und von den Randvölkern übernommene Form, Iran und Turan waren beide an der Reichsschöpfung der Sasaniden beteiligt. Nicht einmal die Befreiung des heimischen Bodens von turanischer Herrschaft hat sich vollenden lassen. In weiten Teilen Irans saßen noch Abkömmlinge der Reiterstämme, unbequeme und gefährliche Nachbarn. Daß es so blieb und bleiben mußte, lag in der geschichtlich überkommenen und geographisch bedingten Zweiteilung der iranischen Landschaft begründet.

Es fehlt ihr die einheitliche Gestalt. Politisch sondern sich bis heute zwei Gebiete im Osten ab: Afghanistan und die britische Kronkolonie Beludschistan. Der Raum, der die Städte Herat, Balch und Kandahar in sich begreift und im wesentlichen die einstige Satrapie Baktrien umfaßt, gleicht nicht nur nach dem Fünfstromland, sondern auch nach dem Westen hin einer schwer zugänglichen Burg. Die Ausläufer des Hindukusch erheben sich von Herat ab zu ungleich größerer Höhe als die Ketten, die Chorasan nach der Steppe hin abgrenzen.

Auch der Süden bis hin zum Meer ist vom iranischen Westen abgeriegelt: die wasserlose Wüste legt sich als Hindernis dazwischen. Erst mit Sistan, der Gegend um den Hamun-See, nimmt das Land wieder ein fruchtbares Aussehen an. Geschichtlich reicht die Scheidung des Ostens vom Gesamtgebiet Irans weit zurück[162]. Nach dem Sturz der Achaimeniden gedachte der Satrap Bessos sich in Baktrien ein eigenes Reich zu gründen. Der Plan scheiterte, wie er mußte, an Alexanders zugreifender Kraft; aber wenig später wurde er unter günstigeren Zeichen erneuert. Die östlichen Satrapien lösten sich, kaum daß ein halbes Jahrhundert seit Alexanders Tod vergangen war, vom seleukidischen Nachfolgestaat und bildeten ein eignes, griechisch-baktrisches Königreich[163]. An Versuchen, den losgetrennten Bestandteil dem Ganzen wieder zuzubringen, hat es nicht gefehlt: dauernder Erfolg blieb ihnen versagt.
Schon damals spielte die von Turan her drohende Gefahr mit herein. Nach Alexanders Tod hatten die Nomaden des Nordens die Oase Merw überrannt und die dort gegründete Griechenstadt zerstört[164]. Dann übernahmen die baktrischen Könige den Grenzschutz und bauten ihn durch eigene Anlagen aus[165]. Sie spielten in Iran die gleiche Rolle als Beschützer der städtischen und bäuerlichen Kultur vor den nordiranischen Steppenvölkern, wie es die makedonischen Antigoniden taten, die die Barbaren des Balkans abwehrten[166]. Als der Seleukide Antiochos III. den baktrischen König in seiner Hauptstadt belagert hielt, bewog ihn dieser durch die Drohung, er werde die Nomaden über die Grenze rufen, zum Friedensschluß[167]. Es stand vor beider Augen, daß dann der Untergang der Griechenherrschaft über Ostiran unvermeidlich war. Die Ereignisse der Folgezeit sollten die Richtigkeit solcher Voraussicht erweisen. Das Verhängnis brach herein, als ein erneuter Zwist zwischen den Seleukiden[168] und dem baktrischen Haus der Euthydemiden die Kraft des östlichen Griechentums geschwächt hatte.
Von den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts v. Zw. ab drang Welle auf Welle der mittelasiatischen Stämme von Nordosten her in Iran ein. Eingeleitet wurde die Umwälzung durch eine gewaltige Erweiterung der Arsakidenmacht. Noch als Antiochos III. die Parther bekämpfte, besaßen diese nur einen schmalen Streifen im Nordwesten, am Rand der Wüste. Dann aber erfolgten die Eroberungen, die mit dem Namen Mithridates' I. (171–138) verknüpft sind[169]. Bald nach 150 fiel ihm ganz Medien, darauf Arachosien und Drangiana zu. Des Königs letzte Eroberung bildete die Elymaïs. Sein Reich erstreckte sich bei seinem Tod vom Hindukusch bis zum Euphrat[170], vom Indus zum Choaspes[171].

Der ganze Westen und Südosten Irans waren dem parthischen Stammland hinzugefügt worden[172].
Diese Ausdehnung war ermöglicht worden einerseits durch die Schwächung des Seleukidenreiches nach Antiochos' IV. Epiphanes Tode, andererseits durch die baktrischen Wirren, die auf Eukratides' Erhebung zurückgingen[173]. Aber der Anstoß kam von anderer Seite. Denn inzwischen war im Nordosten, also von der Heimat der Parther aus, ein neuer Vorstoß nomadischer Stämme erfolgt.
Über ihn berichten in erster Linie chinesische Quellen[174]. Das entscheidende Ereignis bildete die Aufrichtung des großen Hunnenreiches durch Mau-tun[175] (etwa 206–174). Es reichte von der Chinesischen Mauer bis zu den Grenzen von Ostturkestan. Unter den Stämmen, die der Reichsgründer selbst unterworfen haben wollte, erscheinen die Jüe-tschi. Unter Mau-tuns Sohn wurden diese von den Hunnen ein zweites Mal besiegt (kurz nach 174) und begannen, nach Westen auszuwandern. Dabei verdrängten sie ihrerseits die Saken. Diese überließen ihr Land Ferghana[176], darin sie einst in Nachbarschaft der Daher und Parner gewohnt hatten[177], den Jüe-tschi. Gleich den Abkömmlingen jener beiden Stämme, den Parthern, machten sie sich auf den Weg nach Süden.
Doch auch die Jüe-tschi blieben nicht in den neugewonnenen Sitzen. Von den Wu-sun[178] geschlagen, zogen sie nach Westen. Dort wohnten sie nördlich des Oxus; darüber hinaus war ihnen das südlich davon gelegene Baktrien untertan. Darin offenbart sich der Untergang des gräko-baktrischen Reiches, der den antiken Quellen zufolge um 130[179] von den nomadischen Stämmen des Nordens herbeigeführt wurde. Unter diesen werden neben anderen skythischen Stämmen »aus dem Sakenland jenseits des Jaxartes, welches den Saken und Sogdianern gegenüberliegt«[180], auch die Tocharer genannt.
Diese Tocharer waren, nach heute wohl allgemein gültiger Ansicht, mit dem Volk identisch, das die Chinesen als Jüe-tschi bezeichnen[181]. Nicht dagegen hat sich die Aufstellung halten lassen, daß die beiden Dialekte A und B der nach ihrer Auffindung so genannten *langue de Coutcha* das Tocharische darstellen[182]. Die Tocharer sprachen einen iranischen Dialekt[183], der nach ausdrücklichem Zeugnis in einem Alphabet von 25 Buchstaben, also dem griechischen oder einem von ihm abgeleiteten, geschrieben wurde[184]. Ob Stücke tocharischen Schrifttums erhalten sind, wird genauere Forschung lehren[185]. Aber die iranische Herkunft des Volkes hat sich glänzend bestätigt durch den Nachweis, daß in ihrer chinesischen Bezeichnung ein älteres **zguǰa* oder **zguǰaka*, also der Skythenname, steckt[186].

Damit ordnen sich die Tocharer auch sprachlich dem Kreis der anderen Stämme ein. Alle gehörten sie dem iranischen Sprachstamm an. Von Sprache und Schrifttum der Saken haben sich Reste in Ostturkestan gefunden[187]. Eine Mundart verwandter Prägung weisen die Inschriften der Kschatrapas im nördlichen und westlichen Indien auf[188]. Auch die Parther müssen, wenn ihre Abkunft von Dahern und Parnern[189] feststeht, einmal eine ostiranische Mundart gesprochen haben. Erst nach ihrer Festsetzung im eigentlichen Iran übernahmen sie den »Nordwestdialekt«, die Reichssprache der Arsakiden. Wenn einmal gesagt wird, das Parthische habe zwischen dem Skythischen und Medischen gestanden[190], so hat das von eben dem Augenblick zu gelten, da sich der sprachliche Übergang vollzog.

Die Parther entstammten ebenso wie die anderen Nomadenstämme der turanischen Steppe. Sie waren, so sahen wir, aus den Gegenden südwestlich des Oxus und des Aralsees in Iran eingebrochen. Sie gehörten dem Gesamtvolk der Saken an[191]. In denselben Jahren nun, da die Parther in plötzlichem Vordringen dem Seleukidenreich seinen gesamten iranischen Besitz entrissen und sich bereits anschickten, ins mesopotamische Tiefland hinabzusteigen, fiel das zweite Hellenenreich auf parthischem Boden verwandten Nomadenstämmen zum Opfer. Die Gleichzeitigkeit beider Ereignisse kann kaum zufällig sein. Im Gefolge der Errichtung des Hunnenreiches waren offenbar die gesamten Stämme nordwestlich und westlich des T'ien schan in Bewegung geraten und drängten nach Süden und Westen vor. Die Parther waren bisher nur Teilnehmer und Mitträger dieser Bewegung; bald sollten sie ihre Macht zu spüren bekommen.

Schon Mithridates I. mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Im Juni oder Juli 141 war er in Seleukeia am Tigris eingezogen[192]. Im Herbst des gleichen Jahres wurde er in Uruk als König anerkannt[193]. Aber kurz danach brach er nach Hyrkanien auf[194], wo er auch während der Gegenoffensive des Seleukiden Demetrios verblieb. Es müssen wichtige Gründe gewesen sein, die ihn zu dem Zug in den äußersten Nordosten, zum Verlassen des mesopotamischen Kampfplatzes bewogen. Es darf vermutet werden, daß ein Einfall der Stämme, die von den Jüe-tschi aus ihren Sitzen vertrieben waren, oder dieser selbst ihn dazu veranlaßten[195].

Etwa zehn Jahre darauf brachen diese Stämme erneut in das Partherreich ein. Die Erschütterung, der dieses durch den Gegenstoß des Seleukiden Antiochos VII. ausgesetzt war, ließ einen Hilferuf Phraates' II. (138–128) zu den »Skythen« gelangen. Sie folgten diesem Ruf, doch der Arsakide war seines Gegners bereits

129 in einer Schlacht bei Agbatana Herr geworden. Er verweigerte den »skythischen« Hilfstruppen den ausbedungenen Lohn, und diese begannen plündernd die Länder zu durchstreifen. Auf mesopotamischem Boden begründeten sie eine eigene Dynastie in Adiabene[196] und besiegten Phraates in einer Schlacht, in der er fiel (128). Sein Nachfolger Artabanos I. (128–123), der nicht lange danach durch einen Pfeilschuß im Kriege gegen die Tocharer verwundet wurde und starb, zahlte die »Skythen« aus. Sie kehrten darauf zurück in den Osten, in ihre Heimat[197].

In diesen »Skythen« erkannte man bisher einhellig die Saken[198]. Aber nachdem gezeigt werden konnte, daß diese bereits um 155 südwärts über die »Pässe der Hängebrücken« nach Kaschmir abgewandert waren[199], kommt diese Deutung nicht mehr in Frage. Seit dem Nachweis, daß im Namen der Jüe-tschi der der Skythen steckt (oben S. 35), liegt die Möglichkeit, in den »skythischen« Gegnern der Parther eben die Jüe-tschi-Tocharer zu erkennen, in der Luft[200]. Um so mehr, als die Überlieferung die Tocharer als Feinde des Königs Artabanos I. geradezu nennt[201].

Während die Parther vornehmlich auf seleukidischem Gebiet sich einrichteten, nahmen Tocharer und Saken den Osten. Das heutige Sistan, das den Namen des Stammes erhalten hat, bildete (neben Nordwestindien) den Herrschaftsbereich der sakischen Kschatrapas[202]. Nur kurze Zeit und unter ständigen inneren Zwistigkeiten[203] vermochte sich eine arsakidische Nebenlinie in diesem Kerngebiet der ostiranischen Lande zu behaupten[204]. Später regierten wieder Fürsten sakischer Abkunft in Sistan und Nordwestindien[205].

Was von Alexanders Werk blieb, war einmal der Name, der seinen Zauber nicht verlor. Bis in neueste Zeit[206] rühmten sich kleine Dynastengeschlechter im Hindukusch, Alexandernachkommen zu sein. Und die Mirs von Badachschan ließen gar ihre Pferde von Bukephalos abstammen . . .[207]. Es blieb sodann eine Nachwirkung kultureller Art. Gerade im Osten war die Hellenisierung mit besonderem Nachdruck betrieben worden. Griechische Tempel erhoben sich in den afghanischen Bergen, wie ein kürzlich gemachter Fund gezeigt hat[208]. Freilich hielt sich das Griechentum nicht unvermischt. Jene reinen, im besten Sinne klassischen Bildungen, welche die ältesten Münzen der griechisch-baktrischen Könige aufweisen[209], traten zurück. Die griechischen Formen durchsetzten sich mit einheimischen, aber sie durchdrangen diese zugleich und verhalfen so den noch ungefügen Vorstellungen zu bildlichem Ausdruck. Vor allem in der Plastik haben die Griechen maßgebend gewirkt. Als die baktrischen Herrscher

das nordwestliche Indien unterwarfen, gerieten sie in den Bannkreis von Buddhas Lehre. Sie ergriffen, ohne selbst Buddhisten zu werden, für diese und gegen den Brahmanismus Partei[210]. Seitdem begann eine griechisch-indische Mischkunst die später kanonisch gewordenen Typen der buddhistischen Ikonographie zu gestalten. Das Bild des Erleuchteten selbst, wie es in Statuen und auf Reliefs vom Oxus bis nach Mathura hin erscheint, geht auf ein griechisches Vorbild zurück[211].

Als der Herr eines der fünf Teilfürstentümer, in die das von den Tocharern abhängige Baktrien zerfiel, sich der vier anderen bemächtigt hatte[212], setzte ein Vordringen nach Indien ein. Unter Kanischka, dem dritten dieser Herrscher, der Kuschan oder mit chinesischem Namen Kuei-schuang[213], wurde von König und Volk die Lehre Buddhas angenommen. In Taxila legten die Kuschan an Stelle der griechisch-parthischen Siedlung (Sirkap) eine andere weiter nördlich an (Sirsuch)[213a]. Damit schien es, als hätten sich die Nomaden dem Wesen des eroberten Landes gefügt. Aber es ist noch zweifelhaft, ob die baktrischen Kuschan wirklich tocharischen Stammes waren. Die chinesischen Quellen sprechen keineswegs dafür[214], und ausdrücklich bezeugt ein Geschichtsschreiber der späten Kaiserzeit, daß die Baktrer damals über die Tocharer, nicht umgekehrt, herrschten[215]. Auf der anderen Seite zeigt alles, was man von den nomadischen Stämmen weiß, daß sie ihre angestammte Art gut bewahrt haben.

Bei den Funden, die in Hadda, südlich von Dschelalabad, gemacht wurden[216], fallen unter glatten und süßlichen Erzeugnissen der griechisch-buddhistischen
18.22 Mischkunst Typen von kräftigerer Formung ins Auge. Die hageren, ausgeprägten Köpfe, der Baschlyk, die Haar- und Schnurrbarttracht lassen sie als An-
20–21 gehörige der nordiranischen Steppenvölker erkennen[217]. Vierschrötige Kriegergestalten im Schmuck ihrer Waffen treten hinzu[218]. Nach den chinesischen Quellen behielten die Tocharer die nomadische Kampfweise mit dem Bogen bei[219]. Sie nahmen im eigentlichen Baktrien nicht einmal Wohnung. Nördlich des Oxus, aber noch am Rand der Steppe, lag ihr königliches Lager[220]. Man wird es sich vorzustellen haben wie das hunnische Lager der Hanzeit, das in Transbaikalien aufgedeckt wurde[221]. Auch die Kschatrapas der Saken behielten die mittelasiatische Schnurrbarttracht bei, ließen sich zu Roß und in ritterlicher Haltung auf ihren Münzen abbilden[222]. Überall kehrten sie ihre Herkunft hervor: im Stolz auf ihr Kriegertum oder dadurch, daß sie vor dem Nomadenzelt oder auf Nomadenteppichen sitzend[223] ihren Untertanen sich zur Schau
71 stellten[224]. Sogar Kanischka erscheint auf seinen Sitz- und Standbildern, die

sich im nordindischen Mathura gefunden haben[225], in der Tracht der Nomadenfürsten: in dem zu den Füßen reichenden Kaftan[226], mit Keule und Dolch, mit Reiterstiefeln und Sporen.

In Auseinandersetzung mit dem griechischen Erbe erwuchs in Ostiran und Nordwestindien eine Kunst eigener Art, die man als griechisch-iranische bezeichnet hat[227]. Im Gegensatz zur griechisch-buddhistischen, die in den gleichen Gegenden blühte, entstand sie nicht aus der Mischung griechischer mit indischen Bestandteilen, sondern mit solchen Formen, die die Nomaden mitgebracht hatten. Auch zeigt sie keinerlei buddhistische Inhalte, sondern war weltlich, nicht religiös eingestellt. Nach Form und Inhalt wies sie mancherlei Berührungen mit der griechisch-sarmatischen Mischkunst auf, die aus ähnlichen Voraussetzungen erwachsen war. Die Ausgrabungen, die man in Taxila, besonders aus den Zeiten der sakischen Herrschaft gemacht hat, lassen die Verbindung mit Südrußland deutlich hervortreten[228].

Bis ins 2. und 3. Jahrhundert, vielleicht bis in noch spätere Zeit[229], setzte sich die Auswirkung dieser griechisch-iranischen Kunst fort. Die Fresken von Bamijan[230], Dochtar-i Noschirwan und vom Kuh-i Chwadscha[231] gehören in diesen Zusammenhang. Es mutet wie ein Symbol an, wenn am zuletzt genannten Ort der griechische Eros nach iranisch-nomadischer Weise zu Pferde erscheint[232]. Auch die Kleinkunst zeigt dieses Ineinander beider Bereiche. Vor allem in der Tracht[233], aber auch im Hervortreten der Jagdszenen[234] und der Belehnung des Königs mit dem Ring der Herrschaft[235] zeigt sich der iranische Einschlag.

Als Ardeschir sich gegen die jahrhundertelange Herrschaft der Steppenvölker erhob, begnügte er sich nicht mit der Niederwerfung der Parther. Auch nach dem Osten Irans griff er hinüber. Seine natürlichen Widersacher mußte er in den Staaten erblicken, die die mittelasiatischen Stämme auf dem Boden des einstigen Achaimenidenreiches errichtet hatten. Zunächst schien den Sasaniden auch da Erfolg beschieden zu sein. Bis nach Nischapur, Merw und Balch und in das Land Chwarizm, südlich des Aralsees, ist Ardeschir gezogen. Der Kuschanschah und die Sakenfürsten brachten ihm Huldigung dar[236]. Schapur I. stieß erneut nach Chwarizm, auch nach Gurgan vor[237]. Unter ihm reichte die sasanidische Herrschaft bis an die Mündung des Indus[238]. Vielleicht drang sie bis nach Taxila vor[238a]. Wenn Schapur I. sich als »König der Könige von Iran und Nichtiran« bezeichnete[239], so bedeutete das im Osten ebensowenig bloßen Anspruch wie im Westen nach der Besiegung Valerians. Seit Vasudeva, dem letzten Kuschan, erscheinen, von 230 n. Zw. ab, sasanidische Vizekönige mit

einer von der vorangehenden verschiedenen Münzreihe[239a]. Peroz, der Bruder Schapurs I., trat als Statthalter von Baktrien an die Stelle der einheimischen Kuschan, deren Titel er gleichwohl fortführte. Er hat durch Begünstigung Manis (unten S. 47 f.) und des Buddhismus eine eigene Religionspolitik versucht[240].
Die große Inschrift von Paikuli[241] kündet in parthischer und persischer Sprache von dem Sieg des Sasaniden Narseh (293–303) über seinen Vorgänger und Nebenbuhler. Alle auswärtigen Herrscher haben zu diesem Sieg ihre Glückwünsche gesandt, so wird da gesagt. Neben dem Kuschanschah und dem Chwarizmschah, neben dem »Caesar von Rom« erscheint der Schah der Saken. Es sind die Könige der vier Weltgegenden, eine überkommene Vorstellung[242]. Die Herrschaft der Sasaniden über den Osten stand auf ihrem Höhepunkt. Bahram II. (276—293) hatte Sakestan erobert und seinen Sohn und Nachfolger Bahram III. (er regierte 293 nur vier Monate) zum Sakanschah erhoben[242a].
Es ist nicht unsere Aufgabe, den Fortgang zu beschreiben. Im Verlauf des 4. Jahrhunderts erhielt das nomadisch-mittelasiatische Element durch die Chioniten[242b] Verstärkung. In dem chinesischen Wei lio, das um die Mitte des 3. Jahrhunderts verfaßt wurde, erscheint erstmalig das Königreich der Hu-t'o, der späteren Hephtaliten oder weißen Hunnen[243]. Gegründet von einem Teilstamm des Hunnenvolkes auf seiner Westwanderung (unten S. 60), lag es damals nordwestlich von Sogdiana. Die Einwohner waren Nomaden und vermochten eine Streitmacht von 10000 Mann zu stellen. Mit der Eroberung Baktriens sollte sich dieses Volk zu einem der gefährlichsten Gegner der Sasaniden entwickeln. Zur Bedrohung durch die Nomaden des Ostens und Nordostens trat die alanische Gefahr hinzu. Jenseits des Kaukasus sitzend, aber mit ihren östlichen Ausläufern bis in die Nachbarschaft des Aralsees reichend (unten S. 86), hatten die Alanen schon die Parther bedroht. Unter Neros Regierung drangen sie in Armenien und Medien ein[244]. Die Folgezeit sah die Wiederkehr ihrer Einfälle[245]. Ihr nächstes Ziel waren die kaspischen Tore, der Paß zwischen Tiflis und Wladikawkas, den Alexander der Große der Sage nach durch eiserne Tore verschlossen hatte[246].
Die Abwehr der Randvölker erwies sich damit als Schicksal des sasanidischen Reiches. Es hatte die gleiche Aufgabe zu erfüllen, die Rom und die dem China der Han zugefallen war (unten S. 58 f.). Wie in Iran und China die Abwehr der Reiter- und Steppenvölker einen guten Teil der Kräfte in Anspruch nahm, so vollzog sich diese Abwehr hüben und drüben in den gleichen Formen. Nicht

nur das Reich der Mitte suchte sich durch ein System von Sperranlagen (unten S. 77 f.) gegen den unliebsamen Nachbarn zu schützen: Iran hat zu demselben Mittel seine Zuflucht genommen.
Schon die Zeiten des griechisch-baktrischen Königtums sahen das Entstehen solcher Anlagen[247]. Der Jaxartes bildete eine natürliche Barriere, die durch Militärkolonien und befestigte Posten verstärkt wurde; Alexander war mit ähnlichen Anlagen zum Schutz Sogdianas vorangegangen. Der zweite Seleukide hat die Oase Merw nach einem nomadischen Überfall mit einer Mauer umgeben lassen[248]. Solche Mauern beschirmten in späterer Zeit das Gebiet von Bochara, Samarkand und Balch[249]. Als der Chinese Tschang-k'ien 128 v. Zw. ins Land kam, fand er überall ummauerte Städte vor[250]. Sie gewährten Schutz gegen die Raubzüge der Nomaden.
Ähnlich blieb es unter den Parthern[251] und Sasaniden. In der Turkmenensteppe hat man die Reste einer solchen Anlage gefunden, die den Angriffen der Reiterstämme nach Norden hin Widerpart leisten sollte[252]. Die Perser waren erfahren in jeder Art von Festungsbaukunst. Das zeigen die Schilderungen, die Ammianus Marcellinus von den Kämpfen an der mesopotamischen Grenze im 4. Jahrhundert gibt. Nach Vegetius baute man während des Feldzuges feste Lager mit Graben und einem Wall aus Sandsäcken[252a]. Aber schon vorher trat diese Fertigkeit hervor. Schapur I. eroberte das bis dahin unbezwungene Hatra, nachdem er die Stadt durch eine Mauer eingeschlossen hatte (unten S. 134). Man verstand, die Stadtmauern im Falle der Gefahr durch angeschüttete Wälle an der Innen- und Außenseite zu sichern[253]. Ktesiphon bietet darin dasselbe Bild wie das römische Dura[254]. Die unterirdischen, mit Holz versteiften 24–25
Gänge, die das sasanidische Belagerungsheer gegen die Mauern der zuletzt genannten Stadt vortrieb, sind durch die Ausgrabungen zutage gekommen[255]. Und mit ihnen die furchtbaren Spuren der Kämpfe, die sich dort im Schoße der Erde abspielten, als die persische Mine auf die römische Gegenmine stieß. Einen Eckturm von Dura wußte man zum Einsturz zu bringen, von dem aus die Römer die linke, nicht vom Schild geschützte Flanke der Belagerer mit ihren Ballisten bestrichen. Dem Angriff entsprach die Verteidigung. Aus der literarischen Überlieferung weiß man von Burgen, die unter den Sasaniden an den Grenzen Gurgans entstanden[256]. Später wurde eine regelrechte Sperrlinie geschaffen. Städte und Burgen, Wälle und andere Bauten wurden aufgeführt, »auf daß sie den Einwohnern zum Schutz dienten und sie sich bei den plötzlichen Überfällen der Feinde dorthin

flüchten könnten«. Eine andere Anlage zog sich vom Westgestade des Kaspischen Sees bis zum Kaukasus hinauf, die Berge und Täler von Dagestan und Georgien durchlaufend. Sie verschloß die albanischen und iberischen Tore den von Norden kommenden Alanen. Wie man sich gegen die Wüste und ihre Sanddünen durch feste Bepflanzung schützt, wie man gegen Wildwasser Dämme errichtet, so suchte man durch die Sperrbefestigungen der nomadischen Kraft Herr zu werden. Markgrafen werden genannt: in ihrer Hand vereinigte sich die Leitung der langgestreckten Verteidigungslinien.

5.

Man pflegt den Reitervölkern Asiens Gleichgültigkeit in religiösen Dingen zuzuschreiben[256a]. Wieweit das zutrifft, wird uns noch zu beschäftigen haben (unten S. 69f.; vgl. 157f.). Zum mindesten die Parther fügen sich dieser Anschauung. Mögen sie früher oder später zu Anhängern Zarathustras geworden sein[256b], keinesfalls haben sie sich durch Eifer ausgezeichnet. Ihre Könige ließen sich anfänglich, entgegen zarathustrischem Gebot, verbrennen, nicht aussetzen[257]. Das parthische Dura, so reich sein Pantheon auch ist, weist Ahumarazda nicht auf; nicht einmal Heiligtümer oder Tempel von iranischer Form sind vorhanden. Verehrer in parthischer Tracht findet man vor Aphlad und Herakles, vor der palmyrenischen Dreiheit, vor Gottheiten babylonischen, mesopotamischen, arabischen, nordsyrischen Ursprungs, aber niemals vor solchen des Mazdaismus und Zarathustrismus[258].

Was die ursprüngliche Religion der Parther gewesen sei, läßt sich nur vermuten; sichere Kunde hat sich nicht erhalten. Herkunft und Anfänge des Volkes weisen den Weg. Wie dieses den Steppen des Nordens und Nordostens entstammte, so wird es auch die Formen jenes Glaubens gepflegt haben, der dort von altersher heimisch war.

Diesen Glauben ist man gewohnt, nach dem Schamanen zu bezeichnen. Doch wo wären unter den Parthern Formen und Vorstellungen schamanistischer Art zu finden? Vielleicht hat man nicht genügend darauf geachtet, denn vorhanden sind sie zweifellos.

Nicht mit der Tuba, sondern mit dem Tympanon werde bei den Parthern das Zeichen zum Kampf gegeben, bemerkt ein antiker Geschichtsschreiber[259]. Als der zweite Tag der Schlacht bei Karrhai heraufkam[260], da ertönten im Morgengrauen die gellenden Schreie und Kriegsgesänge des parthischen Heeres, untermischt mit dem dumpfen Dröhnen der Handpauken. Und während das ent-

mutigte Römerheer diesen ungewohnten Tönen lauschte, waren die Bogenschützen schon heran, vernahm man den Klang der Sehnen, das tönende Sausen der Pfeile . . . Doch auch beim Gelage erscheint das Instrument. Als Caracalla die vorgebliche Hochzeit mit der Tochter des Partherkönigs feierte, ertönte neben Flöten und Pfeifen wiederum das Tympanon. Und die Parther ergingen sich dazu im Tanz, wie immer, wenn sie des Weines voll waren[261].

Die Handpauke oder Handtrommel ist ursprünglich das Gerät des Schamanen[262]. Bei seinen Tänzen, bei Verzauberung und Entzückung pflegt er es zu handhaben. Die Geister, die er bezwingt, versammelt er in der Höhlung seiner Trommel, die er mit dem Bild der kreisrunden, in vier Sektoren geteilten Welt[263] versehen hat. Und mit dem gleichen Gerät, das er im Wechsel von kurzen, kräftigen Schlägen und langgezogenen Wirbeln zu rühren weiß, versetzt er sich in jenen Rauschzustand, der ihn befähigt, bis zum obersten der Himmel vorzudringen.

Dieses Tympanon tritt immer auf, wenn sich die Mächte Bezauberung, Hingerissenheit und ekstatischer Taumel entfalten. Im Dienst der Kybele wird es gehandhabt und wo sonst orgiastische Kulte den Menschen ergreifen; in letzter, abgeschwächter Form begegnet es als Tamburin in der Hand der Frauen[264], auch dort noch ein Werkzeug der Berückung und der Bezauberung. Als das China der Han die nordasiatische Kampfweise, die Schätzung des Rosses und des reiterlichen Herrenlebens — als es dies alles übernahm, kam auch die Handtrommel als kriegerisches Instrument in Gebrauch. Wir erblicken sie in den Händen der tönernen Reiterfiguren, die die Grabkunst geschaffen hat (unten S. 67).

Diese Reitermassen waren bezaubert, entrückt, besessen, wenn sie zum Angriff ansetzten. In solchem Zustand warfen sie sich auf den Feind, wandten sich zur verstellten Flucht, prallten wieder vor, umzingelten und bedrängten ihn, bis sie ihn wie ein Wild zu Tode gehetzt hatten. Als der Schauspieler am Partherhof, den Kopf des getöteten Crassus emporhebend[265], in die Worte der Bakchen[266] ausbrach:

Wir bringen vom Berge nach Hause getragen
Die herrliche Beute, das blutende Wild —

da umfaßte er mit e i n e m euripideischen Vers die beiden Vorstellungen, die für parthisches Kämpfen bezeichnend waren: das Erlegen des gejagten Tieres und die bakchische Besessenheit dessen, der da jagt und kämpft. Auch sonst haben die Parther die religiösen Formen ihrer Heimat bewahrt. Neben den Resten

eines schamanistischen Glaubens ist jene andere Eigentümlichkeit nordasiatischer Völker vorhanden: das Denken und Leben im Tier, die Ergriffenheit von ihm. Ihren künstlerischen Ausdruck hat sie im »Tierstil« erhalten; noch in späteren Zeiten, bei den Parthern Mesopotamiens, ist er in Spuren erkennbar (oben S. 20 f.). Kein Wunder, daß die Bekenner Zarathustras sich bis zuletzt im Gegensatz zu den turanischen Eindringlingen gefühlt haben[267].

Anders liegt es bei dem neuen Herrenvolk, den Persern, und dem Königsgeschlecht, durch das sie emporgekommen sind.

In der Geschichte Ardeschirs erscheint als entscheidende Macht der »Glanz der königlichen Majestät«[268]. Diese göttliche Wesenheit, die in den heiligen Schriften der Iranier als Chvarna bezeichnet wird[269], verleiht dem Helden das Gelingen. Entsprechend stellen die Münzen der griechisch-baktrischen Könige dieses Chvarna unter der Gestalt der Tyche dar; in der mittelpersischen Schrift wird es durch ein aramäisches Ideogramm wiedergegeben, das nichts anderes als »Glück« heißt[270].

Wenn nun das Chvarna als Widder erscheint, der dem Ardeschir folgt und ihn einholt, hat dies sein Gegenstück in der griechischen Sage. Denn ein Widder war es, dessen Besitz die Königsherrschaft in des Pelops Nachfolge sicherte[271]. Hermes hatte dem Atreus das Tier geschenkt; von goldener Farbe waren ihm Vließ und Wolle. Gold und himmlischer Glanz ist auch dem Chvarna wesenhaft zu eigen. Denn sein Name ist dem sprachlichen Ursprung nach dem der Sonne verwandt[272]. Und feuriges Gold, vom Himmel herabgekommen, spielt anderen Ortes die Rolle, die sonst dem Chvarna zukommt: dadurch, daß in der skythischen Sage die beiden älteren Brüder des Königsgeschlechtes sich vergeblich an dem glühenden Metall versuchen, der jüngste es aber ohne Bedenken und Schaden ergreift[273], erweist er sich als der gottgewollte Herrscher.

Wer den himmlischen Glanz des Chvarna ergreifen kann oder wem dieses sich zugesellt, der ist zum Königtum berufen. Das ist der Sinn der skythischen Sage und der von Ardeschir. Nur einem Herrscher aus iranischem Blut gibt sich solcher Glanz zu eigen, und darum heißt er der »iranische« oder — was hier auf das gleiche hinausläuft — der »arische«[274]. Umgekehrt versucht sich in der Sage der turanische Held Frahrasyan vergeblich: ihm gelingt es nicht, das »Chvarna der iranischen Völker« zu ergreifen[275]. In solch ausschließlichem Besitz liegt für Iran und das Ariertum die gottgewollte Bestimmung zum Herrscher beschlossen. Ardeschir, der den Achaimeniden entstammt[276], gesellt sich der Widder zu. Denn dieses Haus hatte, wie kein anderes, seine reine Abstammung

betont: Dareios nannte sich einen Arier von arischem Samen[277]. Umgekehrt muß der Parther Ardewan, wie alle Könige seines Stammes, bloßer Ursurpator bleiben; er darf nicht hoffen, gegen den neuen Träger des Chvarna aufzukommen.

Der Vorstellungskreis, der sich hier entfaltet hat, war aus älterem Glauben in das zarathustrische System eingedrungen[278]. Doch für Ardeschirs Zeiten war er längst zum festen Bestandteil dieses Systems geworden. Das Chvarna teilte sich mit Ormuzd in die Rolle einer königlichen Schutzgottheit. Man hat den ersten Sasaniden dargestellt, wie er auf Ormuzd zureitet: der Gott überreicht seinem irdischen Gegenüber den Ring der Herrschaft[279].

Der Roman des Ardeschir läßt seinen Helden an vielen Orten das heilige Bahram-Feuer anlegen[280]. Es ist eine der fünf Formen, in denen sich das göttliche Element des Feuers, das als Sohn des höchsten Gottes Ormuzd gefaßt wird, zu offenbaren vermag. Genannt ist es mit einem Namen, der einstmals »Drachentöter« oder »Feindtöter« bedeutet hat und in dem vedischen Mythos dem Indra zugehörte, nunmehr aber den »Sieger« oder schlechthin den »Sieg« bezeichnet[281]. Die Verbundenheit dieses Feuers mit dem Glanz der königlichen Macht liegt darin, daß das Chvarna Ardeschir den Sieg gebracht hat; sie liegt zugleich in dessen feuriger Wesenheit selbst. Darum läßt der Sieger Ardeschir die heilige Flamme an seinen Erfolgen teilhaben. Als er nach dem Osten zog, nach Merw, Balch und den äußersten Ländern von Chorasan, da tötete er viele Männer und sandte ihre Köpfe zum Feuertempel der Anahit, der in Istachr, im Herzen des persischen Landes, stand[282].

Solche Verehrung des Feuers war für Ardeschir altes Herkommen und mehr: es war Erbe und Verpflichtung. Einer seiner Vorfahren war Vorsteher jenes Tempels gewesen[283]. Auf den Münzen, die die Fürsten der Persis in seleukidischer Zeit haben schlagen lassen, erscheint das Heiligtum des Feuers, ihm zur Seite die königliche Standarte und der Herrscher in verehrender Haltung[284]. Ardeschir selbst und die, die ihm auf dem Throne folgten, lassen den Feueraltar auf ihren Prägungen erscheinen[285]; sie setzen darin als Großkönige die Überlieferung ihres Stammlandes fort. Massenhaft erfolgten die Gründungen von Feuerheiligtümern; diese erhielten sich teilweise bis tief in islamische Zeit[285a].

Diese Bewahrung eines ererbten Kultes findet ihre Ergänzung in einer Tat der Erneuerung. Die Wiederherstellung des heiligen Schrifttums der Zarathustrier, die Schaffung eines heiligen Kanons ist die religiöse Großtat der Sasaniden.

Wechselreich sind die Schicksale dieser Schriften gewesen, die mit mittelpersischem Namen Awesta genannt werden[286]. Ursprünglich, so berichtete die spätere Legende, wurden sie, mit goldener Tinte auf Kuhhäuten verzeichnet, im Archiv der Achaimeniden in Persepolis aufbewahrt. Alexander, der Zerstörer altpersischer Macht und Herrlichkeit, ließ dieses älteste Awesta verbrennen. Ein parthischer König hatte die erste Sammlung der noch vorhandenen Reste angeordnet. Ardeschir vervollständigte diese Sammlung, so daß sie »ein getreues Ebenbild des Originallichtes« wurde. Er ließ die Urschrift in der königlichen Schatzkammer niederlegen; eine weitere Fassung tat er ins Archiv und wieder andere ließ er im Lande verbreiten.

Die Sammlung des Awesta war nicht denkbar ohne kräftige Mitwirkung der Priesterschaft. Einen der maßgebenden Männer, vielleicht den Gründer der sasanidischen Staatskirche: Karder — kennen wir jetzt aus der von ihm selbst gesetzten Inschrift an der Kaba-i Zerduscht[287]. Unter den Nachfolgern Schapurs I. war er vom einfachen Priester zum Obermobed, zum obersten Priester und zum Aufseher zweier der angesehensten Feuerheiligtümer in Istachr (oben S. 31) emporgestiegen. Als Urheber der Awestaredaktion wird Tansar[288] genannt. Auch wird gesagt, Ardeschir habe zu seinem Unternehmen vierzigtausend Magier berufen, dann aus ihrer Zahl erst vierzig, dann sieben ausgewählt[289]. Diese Magier oder Mobeds waren Richter und Inhaber der geistlichen Gewalt: jeder stand einem eignen Sprengel vor, und über sie alle war, gleich dem König der Könige, ein »Mobed der Mobeds« gesetzt. Eine ausgesprochene Hierarchie, der politischen Ordnung zur Seite, wird hier sichtbar. Und dieser Klerus, herrschsüchtig und mächtig wie nur irgendeiner, stand auch an Unduldsamkeit niemandem nach.

Schon Ardeschir soll der unter ihm geschaffenen Sammlung kanonischen Rang verliehen haben. Alle awestischen Schriften, die nicht aufgenommen waren, ließ er in Acht und Bann tun. Unter Ardeschirs Nachfolger wurde, so heißt es weiter, ein eigner Gerichtshof geschaffen, der Streitigkeiten über die Religion zu entscheiden hatte. Es war des Königs Wille, daß nunmehr, wo das Licht des wahren Glaubens wieder strahle, alles Wahrheitswidrige als abgetan gelten müsse; keine falsche Religion dürfe fortan geduldet werden[290]. Vermutlich ist die Entwicklung langsamer und weniger geradlinig verlaufen, als diese Überlieferung es wahrhaben will[291]. Vor allem die Sammlung der awestischen Schriften unter den beiden ersten Sasaniden bleibt unbestätigt[292]. Hier geht es um das Grundsätzliche. Die Einstellung, die sich in den Berichten ausdrückt,

war etwas Neues in der Geschichte Irans. Auch die Achaimeniden bekannten sich zur zarathustrischen Lehre und ließen sich deren Ausbreitung in den Ländern des Reiches angelegen sein[293]. Gelegentlich begegnet die Bevorzugung eines Anhängers der zarathustrischen Lehre[294], wie sie unter solchen Voraussetzungen natürlich war; auch von einer Verfolgung fremder Götter ist einmal die Rede[295]. Gleichwohl war religiöse Duldsamkeit ein Grundzug der achaimenidischen Politik. Im neuen persischen Reich dagegen erschuf, nach anfänglichem Zögern[295a], das Königtum mit der Priesterschaft vereint den Begriff der Rechtgläubigkeit; die staatliche Gewalt fühlte sich veranlaßt, ihm innerhalb der Grenzen des Reiches unbedingte Geltung zu verschaffen. Alsbald wandte sich das neue Prinzip gegen die anderen Religionen, vor allem gegen das Christentum. Die Märtyrerakten der syrischen Kirche[295b] zeugen für den Verfolgungseifer der zarathustrischen Priesterschaft.

Mesopotamien und Babylonien waren der Sitz der Religionen, gegen die sich die neue Haltung des sasanidischen Staates richtete. Sie entsprangen dem Schoße des dortigen Hellenismus, der einen besonderen Zweig[296] neben dem Ägyptens, Syriens, Kleinasiens, Italiens bildete[297]. Edessa[297a], das parthische Dura, Hatra, Seleukeia am Tigris, Susa, das späte Uruk[298] geben das Bild dieser Welt eigenen Gepräges. Das übernommene Griechentum überschichtete Uralt-Bodenständiges und wurde zugleich von ihm durchdrungen[299]. Wie Syrien, so waren auch Mesopotamien und Babylonien die Heimat einer religiösen Schöpferkraft, die sich in üppiger Sektenbildung äußerte. Wiederum Dura hat das Nebeneinander der unterschiedlichen Bekenntnisse deutlich gemacht: Griechische, nordsemitische, arabische und iranische Götter[300], Christentum und Juden[301] waren in seinen Mauern vereint. Am Unterlauf des Euphrat, wo überdies Täufersekten nach Art der späteren Mandäer ihren Sitz hatten[302], mag das Bild eher noch reicher gewesen sein.

Babylonien war auch die Heimat jener Religion, deren Stifter gleichzeitig mit den Sasaniden hervortrat. Mani, aus vornehmem parthischen Hause stammend[303], hatte ursprünglich einer südbabylonischen Täufersekte angehört[304], bis er im Gegensatz zu ihr seine eigene Lehre verkündete. Christliches und griechisches Gedankengut war ihm durch gnostische Vermittlung zugekommen[305]. Überhaupt gehört er in die Reihe der großen Gnostiker; neben Bardesanes von Edessa und Markion darf er in einigem Abstand genannt werden[306]. Im babylonischen Hellenismus[307] ist Manis geistige Heimat zu suchen; er war ein letzter Vertreter dieser Kultur.

Mani erlag der Feindschaft der zarathustrischen Priesterschaft. Am Krönungstage Schapurs I., »als die Sonne im Zeichen des Widders stand«[307a], soll er er zum ersten Male öffentlich gepredigt haben[308]. Der Bruder des Königs schenkte dem Religionskünder seine Gunst und verstand ihn zu schützen[309]. Dieser durfte eine eigens für Schapur verfaßte Darstellung der Lehre diesem überreichen: der Herrscher gab die Erlaubnis zur Mission im Reich[310]. Mani war jahrelang im Gefolge Schapurs und machte vielleicht dessen Zug gegen Valerian mit[310a]. Doch unter einem seiner unmittelbaren Nachfolger setzten es die Magier durch, daß er angeklagt und verurteilt wurde. Karder (oben S. 46) selbst war unter seinen Richtern[310b]. Mani starb im Gefängnis oder am Kreuz; nach anderer Überlieferung wurde er geschunden, sein Haupt am Stadttor aufgehängt[311].

6.

Die Parther sind erst nachträglich in ihre iranische Umgebung hineingewachsen; nur zögernd haben sie deren Formen übernommen. Das gilt nicht nur für die Religion, sondern auch für die Sprache. Obwohl von Hause aus einen iranischen Dialekt sprechend, bedienten sich die Arsakiden auf den Münzen und in den Inschriften des Griechischen[312]. Diese Großkönige bezeichneten sich als Philhellenen[313]; an ihrem Hofe ließen sie sich griechische Tragödien vorführen[314]. Ein erhaltener Königsbrief an die Stadt Seleukeia am Eulaios[315] zeigt, daß Bürger solcher Griechenstädte zu den höchsten Würden aufstiegen, daß die Hofkanzlei griechisch schrieb und der parthische Großherr die inneren Streitigkeiten der Stadt unter Berücksichtigung griechischen Rechtes entschied.
Unter den Sasaniden begegnet die Verwendung des Griechischen in den Königsinschriften nur noch vereinzelt und nur zu Anfang. Die große Inschrift Schapurs I. von der Kaba-i Zerduscht, deren griechischer Text zwischen 261 und 272 verfaßt wurde, bildet das späteste Beispiel[316]. Mit der griechischen Staatssprache verschwand das Bekenntnis zum Hellenismus innerhalb des staatlichen Wesens überhaupt. Ktesiphon trug, im Gegensatz zur benachbarten Griechenstadt Seleukeia, ausgesprochen persischen Charakter[316a]. Überhaupt wurde eine Haltung maßgebend, die bewußt auf die Achaimeniden und auf das National-Iranische zurückgriff. Sie bezog sich auf einen älteren Zustand, der der rechte war, aber in den Zeiten des allgemeinen Niedergangs dem Verderben hatte anheimfallen müssen. Nach Alexanders Auftreten habe weltliche und geistliche Anarchie, Unglaube und Unwissenheit im Lande geherrscht, bis der heilige Adarpad sich dem Feuerordal unterworfen habe, um so die Reinheit des wiederhergestellten awestischen Schrifttums zu erhärten. So erzählt das Buch Arda-Viraf[317], und ähnlich stellt sich dem Roman des Ardeschir die politische Neuordnung dar. Wie dort auf die reine Lehre Zarathustras zurückgegriffen ward, so hier auf das Königtum der Achaimeniden. Solche Beziehung ergab sich schon aus Ardeschirs Abstammung. Die Persis war seine Heimat, sein Vorfahre Sasan ein Nachkomme des alten Königshauses. In den schlimmen Zeiten war angeblich auch dieses Geschlecht in Niedrigkeit verfallen[318], so wie alles andere, Reich und Religion, von seiner einstigen Höhe herabgesunken war. Notwendig mußte sich die Erhebung Ardeschirs, seine Züge gegen Ardewan und die Teilkönige als das Vorgehen des rechtmäßigen Erben darstellen, der sein angestammtes Reich als sein Hab und Gut zurückforderte. Darum schrieb der neue König bei seinem ersten Auftreten eindringliche Briefe an alle Teilkönige, in denen er sein Recht nachwies und sie aufforderte, ihm zu gehorchen[319]. Als Ardewan in der Schlacht unterlegen war, trat Ardeschir das abgeschnittene Haupt des Besiegten mit Füßen[320]. Er ließ sich darstellen, wie er über die Leiche des letzten Partherkönigs hinwegreitet. Ormuzd verleiht ihm die Herrschaft, auch er zu Roß und über den gefällten Ahriman hinwegreitend[321]. Ebenso war auf dem Felsrelief über der Inschrift von Bisutun der Achaimenide zu sehen, wie er über den Betrüger und Rebell Gaumata, der am Boden lag, dahinschritt[322].
Als der große Kyros den Mederkönig niedergeworfen hatte, erbaute er sich als Zeichen des Sieges eine neue Hauptstadt: Pasargadai[323]. Ardeschir hatte Ähnliches erreicht, hatte die parthische Herrschaft abgeschüttelt und das persische Land zu neuer Größe erhoben. Wieder errichtete sich der Sieger eine neue Residenz, der er den Namen »Ardeschirs Glanz« beilegte[324]. Artachschir-churrak übernahm im zweiten Bestandteil den Namen des Chvarna[325], das dem ersten Sasaniden das Königtum verliehen hatte (oben S. 44 f.). Sonst war das Vorbild der alten Perserkönige auch hier bewußt aufgenommen[326].
Übereinstimmend damit war Ardeschirs Haltung gegenüber Rom. Er verlangte alles Land bis zur Propontis als altes persisches Erbe von seinen derzeitigen Besitzern zurück. Denn Kyros habe es erobert und von da ab sei es in der Hand seiner Nachfolger geblieben, bis Alexander das Reich der Achaimeniden zerstört habe. Seine, Ardeschirs Aufgabe sei es, das einstige Eigentum wieder in Besitz zu nehmen[327].
Ausdruck des neuen Königtums war die Kunst; sie empfing von Herrscher

und Hof die Antriebe ihres Schaffens. Auch die sasanidische Kunst griff bewußt auf die Vorbilder der achaimenidischen zurück, soweit sie ihr noch vor Augen standen[328]. Gewiß ist das Pferd als neuer und bevorzugter Gegenstand
6–11 mit der parthischen Zeit hinzugetreten; doch die Huldigungsbilder, die Tribut- und Triumphzüge, die Opferhandlungen sind dieselben Gegenstände, die die altpersische Zeit vornehmlich pflegte. Symmetrie und Zerlegung des Gesamtbildes in übereinanderliegende Reliefstreifen begegnen hier wie dort. Und wie der Dialekt der Persis es war, der unter den Sasaniden Iran erobert und von da an für die nationale Sprache und Literatur maßgebend wurde, so hat die sasanidische Kunst von der gleichen Gegend ihren Ausgang genommen. Ihre Denkmäler liegen dort, wo auch die meisten Zeugen der Achaimenidenzeit erhalten sind; oft ist der unmittelbare Anschluß vorhanden, am häufigsten in der Felsbildkunst[329].

Freilich konnte auch das sasanidische Königtum, so bewußt es sich nationaliranisch gebärdete und so sehr es gegen das nicht legitime und von Gott nicht gewollte Zwischenreich eingestellt war, von dem, was das parthische Königshaus bedeutet hatte, nicht ganz absehn. Es ging damit wie mit dem Rittertum und der Kampfweise zu Pferde, die man einfach übernommen hatte. Auch das Prinzip der Legitimität konnte durchbrochen werden, wenn man es für geraten hielt, sich zur Sicherung der neugewonnenen Herrschaft mit dem arsakidischen Hause verwandtschaftlich zu verbinden. Im Roman von Ardeschir nimmt dieser Ardewans Tochter, nach Erringung des Sieges und zum Zeichen desselben, zur Frau[330]. Mit üppiger Ausmalung erzählt den gleichen Vorgang das spätere Königsbuch; es will seine Leser gar glauben machen, daß der Thronerbe und Nachfolger Ardeschirs, daß der König Schapur ein Sohn von jener arsakidischen Prinzessin gewesen sei[331]. Genug: der Vernichter des arsakidischen Hauses, als der uns Ardeschir geschildert wird[332], wußte in bestimmten Fällen sich Einhalt zu gebieten. Auch dann, als das sasanidische Haus seinerseits zum Untergang bestimmt war, sollte einer der arabischen Sieger die Hand einer gefangenen persischen Königstochter nicht verschmähen, auf daß sie ihm und seinem Geschlecht königlichen Glanz verleihe[333].

Ardeschir nannte sich nach Ardewans Untergang »König der Könige von Iran«. Darin lag, daß er seine Herrschaft über den Teilkönigen — den »kleinen Königen«, wie man im deutschen Mittelalter die Herrscher der anderen Völker im Gegensatz zum Kaisertum wohl genannt hat — aufgerichtet wissen wollte. Doch schon sein Nachfolger trug den ungleich anspruchsvolleren Titel eines

»Königs der Könige von Iran und Nichtiran« (oben S. 39). Solche Haltung griff über die nationalen Grenzen hinaus; es offenbart sich ein universalistischer Anspruch. Auch da wandelte man in den Fußspuren der Achaimeniden.

Der Anspruch leitete sich aus den Erfolgen im Osten her, wo die Herrscher Turans und des Indusgebietes sich dem König Irans unterwarfen (unten S. 39 f.). Er nährte sich aus dem Besitze Mesopotamiens; er nährte sich von dem Stolz auf die Siege, die man über arabische Fürsten[334] und über die Römer erfochten 6 7
hatte. Im Gegensatz zu den Parthern erkannte man die römische Suprematie nicht, auch nicht mehr stillschweigend, an. Als ausdrücklicher Nebenbuhler Roms ging man zur Goldprägung über, ein Recht, das sich die parthischen Könige niemals angemaßt hatten. Und mächtig stieg das Selbstbewußtsein der neuen sasanidischen Macht, als ihr gelang, was keinem Vorgänger jemals gelungen war: die Gefangennahme eines römischen Kaisers. Schapur rühmte sich, den feindlichen Herrscher mit eigener Hand gefangen zu haben[335]; er zählte in der gleichen Inschrift die römischen Provinzen wie besiegte Königreiche auf[336]. Der Sasanide ist nicht müde geworden, das Ereignis in seinen Denkmälern zu feiern. Da erscheint er hoch zu Roß, in der prunkenden Aus- 6
stattung der sasanidischen Könige: vor ihm kniet ein Gefangener in römischer Tracht. Er trägt Fesseln an den Füßen; bittflehend hebt er Hände und Haupt empor. Dargestellt ist der gefangene Kaiser Valerian; hinter ihm steht, demütig die Hände in der Gegenwart des Oberherrn verhüllend, der Überläufer Cyriades[337], den Schapur als Gegenkaiser aufgestellt hatte. Auf einem anderen Relief reitet der König an der Spitze seines Heeres und wieder kniet Valerian vor ihm. 10
Der Ring, das Symbol der dem Römer genommenen Herrschaft, wird dem Sieger überreicht. Und in vier Reihen übereinander wird ihm die Kriegsbeute entgegengebracht: Wagen und Streitroß des Kaisers, ein Kriegselefant, an der Kette geführte Leoparden und Löwen, die kaiserliche Standarte und der Kriegsschatz; es folgen die Gefangenen, in die römische Toga gehüllt[338].

Der Sasanide durfte in solchem Augenblick glauben, den Titel eines Herren über »Iran und Nichtiran« mit Recht zu tragen. Daß das Glück wandelbar sei, hat auch er erfahren müssen. Doch der Anspruch blieb: die Vorstellung, daß mit dem neuen Königsgeschlecht ein neuer Weltenherrscher gekommen sei, wie es die Sternkundigen im Roman von Ardeschir voraussagen[339], ward nicht aufgegeben. Wenn Dareios in seinen Inschriften sich rühmte, daß »des persischen Mannes Lanze fernhin vorgedrungen« sei, daß »der persische Mann fern von Persien den kämpfenden Feind geschlagen« habe[340], wenn dem herodoteischen

Xerxes die Vorstellung vor Augen steht, daß seines Reiches Grenzen mit denen von Zeus' Himmel zusammenfallen[341], so haben die Nachfolger der Achaimeniden nicht zurückstehen wollen.
Die mittelpersische Historienmalerei ist zweifellos die herrschende Kunst ihrer Zeit gewesen[342], mögen von ihren Werken nur karge Reste erhalten sein. Schlachten und Kriege waren ein bevorzugter Stoff[343]; man weiß von einem Gemälde, das die Belagerung von Antiocheia darstellte. Auf einem anderen waren die Könige der Erde bei dem Weltherrscher iranischer Herkunft versammelt[344]. Die früharabische Kunst, in vielem die Erbin der sasanidischen,
81 hat diese Tradition fortgesetzt. Auf den Wänden eines omajadischen Lustschlosses sieht man den Kaiser von Byzanz, den letzten Westgotenkönig und den letzten Sasaniden, den Negus von Abessinien; sie alle waren, als Besiegte und Hörige, um den Sitz des Kalifen vereint (unten S. 101 f.). Auch die spätrömische Kunst hat dergleichen Gegenstände nicht verschmäht. Als Attila den kaiserlichen Palast von Mailand in Besitz nahm, ruhte sein erstaunter Blick auf einem Bilde, das die Kaiser auf ihrem Thron und die skythischen Fürsten zu ihren Füßen wiedergab[345].
Es war der gleiche Anspruch auf Weltbeherrschung, den man in Rom und in Ktesiphon erhob. Nur in Augenblicken größter Not verstand man sich dazu, die Gleichberechtigung des anderen anzuerkennen. Als Narseh von Galerius geschlagen, seine Gezelte und seine Frauen in des Siegers Händen waren, da wurde erstmalig der Ton herabgestimmt. Rom und Persien, so ließ sich der Unterhändler des Großkönigs vernehmen, seien die beiden Leuchten, die beiden Augen der Welt, die sich nicht anfeinden sollten; nur von einem Herrscher wie Galerius habe der Großkönig besiegt werden dürfen. Aber auch damals vergaß der Orientale nicht, den augenblicklichen Sieger an die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge zu erinnern[346].
Man mag die Bedeutung des sasanidischen Iran einschätzen wie man will, kein gerecht Wägender wird ihm einen Augenblick, dem inneren Werte nach, die Gleichberechtigung mit Rom zugestehen wollen. Dennoch bleibt es dabei, daß es ein gefährlicher und erfolgreicher Gegner des Imperium gewesen ist. Was ihm diese Bedeutung verlieh, war das Ergebnis einer einmaligen geschichtlichen Konstellation. Oft ist bemerkt worden, wie sehr das sasanidische Wesen — nicht auf die Anfänge der arabischen Eroberung, wohl aber auf das Reich der Kalifen in Bagdad eingewirkt habe. Vielleicht darf man diese Beobachtung noch allgemeiner fassen. Rittertum und Adel, Turnier und Zweikampf zu Pferd[347],

Lehnswesen als sittliche Bindung[348], Staatskirche, Rechtgläubigkeit und Häresie, ein Universalreich theokratischen Charakters — all dies nimmt Formen vorweg, die für die Entwicklung zum Mittelalter hin kennzeichnend sind. Und zwar zu einem Zeitpunkt, da Rom solche Richtung noch nicht mit gleicher Entschiedenheit und mit gleichem Erfolge eingeschlagen hatte.
Darin also lag die Besonderheit dieses eigentümlichen Gebildes: es hat das Kommende, für eine Zeitspanne wenigstens, stärker vorweggenommen als der Nebenbuhler im Westen. Das sasanidische Reich war das erste, das in allem typisch mittelalterliches Gepräge trug. Eben darum mußte ihm — für jene Spanne, aber auch nicht für länger — die Vorhand zufallen. Sobald man auf der Gegenseite den Gang der Dinge begriffen hatte, holte man auf, und römische Form und Meisterschaft erwies sich auch in dieser Spätzeit noch als dem Orient überlegen.

II. DER FERNE OSTEN

Geschichte ist Kriegsgeschichte, hat man gesagt. Der Satz ist mit bewußter Einseitigkeit geprägt, und dem entspricht seine Gültigkeit. Es genüge die Feststellung, daß es Epochen gibt, da Geschichte Kriegsgeschichte war, und daß sie zu den einschneidenden und folgenreichen gehören.

China hat sich von altersher gegen den Krieg gestellt. Das vollendete Regiment bestehe darin, Aufständen und Wirren zuvorzukommen, und es mache den Höhepunkt der Kriegskunst aus, eine Gelegenheit zum Krieg zu vermeiden, heißt es einmal[1]. Oder: Das Heer des Himmelssohnes werde unterhalten zur Sicherung des Friedens, nicht um Angriffskriege zu unternehmen[2]. Und doch sind entscheidende Epochen der chinesischen Geschichte durch Änderungen des Kriegswesens gekennzeichnet.

Um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Zw. waren die Täler des Weï-ho, des Huang-ho und ihrer Nebenflüsse mit einer bäuerlichen Kultur erfüllt[3]. Auf dem fruchtbaren Lößboden pflanzte man im Hackbau Hirse und Reis, aber noch nicht den Weizen. Schwein und Rind waren gezähmt. Bein und Knochen wurden zu Werkzeugen verwandt; die Vierkantbeile und Messer wurden aus geschliffenem und durchbohrtem Stein gearbeitet. Zur Jagd bediente man sich des Bogens[4]. Die farbige Keramik hat sich in eindrucksvollen Stücken[5] erhalten.

In diesen Bereich stieß, nachdem schon eine ältere Einwanderung aus dem osteuropäischen Schwarzerdegebiet vorangegangen war, ein neues Volk, die Schang, vor. Sie kamen aus dem Westen: das zeigt ihre Ornamentik, die sich Hakenkreuz und Rautenkette, Spiralen und Mäander in Kansu angeeignet hatte[6]. Jäger, die sie waren[7], brachten sie einen Tierstil[8] mit, der sich vor allem auf
den prachtvollen Bronzegefäßen, aber auch auf den Beschlägen ihrer Wagen äu- 33
ßerte. In Mittelasien scheinen sie mit den dorthin vorgedrungenen indogermanischen Stämmen in Berührung getreten zu sein. Dabei übernahmen sie den Streit-
wagen[9] und die Totenmaske[10] der Streitwagenherren. Erstmalig brachten sie 36
den Bronzehelm, vielleicht auch den Panzer[11] nach China. Überlegene Angriffswaffen wie den Reflexbogen[12], die lange Lanze und die Hellebarde[13] wandten sie von den schnellen, wendigen Wagen herab mit durchschlagendem Erfolg an. So weisen sich diese Zuwanderer als Glied der großen Bewegung aus, die sich

auf den Streitwagen gründete und vom eurasiatischen Steppengebiet ausging[14]. Gleichviel von welcher Rasse[15], waren die Schang ein Krieger- und Erobervolk[16], nicht friedliche Zuwanderer. Sie brachten eine Veränderung des ganzen Daseins. Sie lebten nicht von ihrer Hände Arbeit, sondern von den Tributen der Unterworfenen. Sie wohnten nicht in Dörfern, sondern von der »Großen Stadt Schang«[17] aus herrschten sie über das Land und die zinspflichtigen Bauern. Und sie schufen erstmalig eine staatliche Form.
Noch ein zweites Mal hat in China eine Umwandlung des Kriegswesens Epoche gemacht. Sie trifft mit den Kämpfen gegen die Hunnen, überhaupt gegen die nördlich angrenzenden Nomaden zusammen.

1.

Der Kampf gegen die Hunnen fällt in die Jahre, da das aufstrebende Rom zum ersten Mal die Kraft der umwohnenden Barbaren zu spüren bekam[18]. Es ist die Zeit nach dem Epochenjahr 168 v. Zw., da die Kämpfe in Spanien und Nordafrika, in Südgallien und auf dem Balkan die Kräfte des werdenden Reiches aufs äußerste anstrengten. Um die Jahrhundertwende und danach trat die erste Berührung mit germanischen Stämmen und dem neuerwachten Orient hinzu[19].
Der Kampf gegen die Hunnen trat in ein entscheidendes Stadium mit dem Aufkommen der Handynastie. Aber den ersten Kaisern dieses Hauses war an der Nordgrenze ein endgültiger Erfolg nicht beschieden. Immer wieder durchbrachen die feindlichen Reiterheere die Schutzwehr, die seit Schi huang-ti (259—210) als »Große Mauer« den gesamten Norden des Reiches von den Nordabhängen des Si-k'ing schan in Kan-su bis nach Liao-jang in Korea schirmte[20]. Mit 140000 Reitern drang der Schan-jü der Hunnen im Jahre 166 v. Zw. bis in die Kernlande im Weï-Tal vor; er bedrohte unmittelbar die Hauptstadt Tsch'ang-ngan[21]. Erst in der Regierungszeit des Kaisers Wu ti (141–87) gelang es, dem Gegner entscheidende Schläge beizubringen[22]. Reiterführer wie Li Kuang, Weï Ts'ing und der noch zu nennende Ho K'ü-p'ing drangen in wechselvollen und verlustreichen Feldzügen auf hunnisches Gebiet vor. Langsam erlahmte die Widerstandskraft des Feindes.
Ein asiatischer Krieg pflegt asiatische Ausmaße anzunehmen. »Die Streitkräfte von Han standen tief im hunnischen Gebiet; sie hatten dort den Feind erschöpft und hin und her gejagt. Demzufolge waren die Kinder unreif oder tot zur Welt gekommen, war die Bevölkerung ermattet, erschöpft und erbittert, und alles

sehnte sich nach Frieden«, heißt es bereits im Jahre 85[23]. »Vom Hunnenvolk waren unzählige Mengen getötet, verwundet, dahin, mit ihrem Vieh in die Ferne gewandert und dort gestorben oder verschollen«[24]. »Viele Zehntausende von Menschen und Pferden nebst unzähligen Rindern und Schafen wurden niedergemacht. Die Zahl verdoppelte sich durch eine Hungersnot, welche drei Zehntel der Bevölkerung mit der Hälfte ihres Viehbestandes wegraffte. Der ärgsten Verödung, einem allgemeinen Verfall fiel das Hunnenvolk anheim; Reiche, die ihm bisher untertan waren, lösten sich von ihm los wie im Sturmwind die Ziegel vom Dach«[25]. »Das Volk verhungerte, und man kochte und briet einander zur Ernährung«[26].
Schließlich trat das Unvermeidliche ein. Im Jahre 54 v. Zw. erklärte sich der damalige Schan-jü des Volkes, Ho-han-je, zum Vasallen des Kaisers[27]; die nördlich und nordwestlich des Huang-ho lebenden Stämme gelangten damit unter chinesische Oberhoheit. Zwanzig Jahre später brach auch der westliche Teil des Hunnenreiches, der vom Quellgebiet des Ob bis zum Aralsee und Ural reichte, nach verzweifeltem Kampf zusammen[28]. Westlich des Issyk kul fiel im Kampf der Schan-jü selbst; sein Kopf wurde in die Hauptstadt geschickt[29].
Zur gleichen Zeit setzte auch im Westen eine neue Ausdehnung ein. Der Orient und Gallien kamen unter römische Herrschaft. An Rhein, Donau und Euphrat wurden unter Augustus die Grenzen des Reiches vorgeschoben.
Die Wirren, die auf die Regierung des Usurpators Wang Mang folgten, gaben den Hunnen und benachbarten Völkern wie den Wu-huan und Sien-pi erneut Gelegenheit, über die Grenzlande im Norden herzufallen. Aber die jüngeren Han (seit 22 n. Zw.) setzten, sobald die Verhältnisse sich gefestigt hatten, die Politik ihrer Vorgänger fort. Der große Feldherr des Kaisers Tschang ti, Pan Tsch'ao, zerbrach in einer Reihe von Feldzügen seit dem Jahre 73 n. Zw. die wiedererstandene hunnische Macht[30]. Zielbewußt und unerschütterlich, erfindungsreich und unbedenklich[31], wußte Pan Tsch'ao die Unterwerfung der Westländer[32] zu vollenden. Als er nach zwölfjähriger Tätigkeit um die Erlaubnis bat, zurückzukehren und in seiner Heimat sterben zu dürfen[33], hatte er mehr erreicht als je zuvor ein chinesischer Heerführer. Von der Heimat spärlich unterstützt[34], hatte er in Befolgung seines Grundsatzes, die Barbaren durch die Barbaren zu schlagen[35], das Tarimbecken bis nach Kaschgar hin unterworfen. Um das Jahr 100 n. Zw., gleichzeitig mit dem Einsetzen von Trajans Eroberungspolitik im römischen Westen, stand Chinas Macht in Innerasien auf dem Höhepunkt.

Unter diesem Druck brachen die nördlichen und westlichen Hunnenstämme aus ihren bisherigen Sitzen auf und wandten sich nach Westen[36]. Hundert Jahre später findet man sie bereits auf europäischem Gebiet. Zwischen Ob und Wolga, dem Kaspischen Meer und den iranischen Randgebirgen gründeten sie ein neues Reich[37]. Kurz zuvor, nach der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Zw., drangen die Goten auf ihrer Südostwanderung bis ans Schwarze Meer vor (unten S. 95f.). Beide Bereiche standen nebeneinander, bis die Awaren um die Mitte des 4. Jahrhunderts in der Gegend des Altai sich zu einer neuen Staatsbildung zusammenschlossen. Sie drängten die jenseits des Irtysch und am Balkasch-See wohnenden Stämme nach Westen. Daraufhin verließen die Hunnen ihre bis zur Wolga vorgeschobenen Wohnsitze und warfen sich auf die Goten. Das Jahr 375 bezeichnet nicht nur den Höhepunkt der Völkerwanderung: der Strom der östlichen und westlichen Geschehnisse mündete in einem Bett.

Inzwischen nahm an der chinesischen Nordgrenze die Auseinandersetzung ihren Fortgang. Mit dem Ende des 2. Jahrhunderts, da die schweren Abwehrkämpfe an der Donaufront für Rom einsetzten, entglitten die in der Heimat verbliebenen osthunnischen Stämme erneut dem Befehlsbereich Chinas[38]. Um 150 ging die Herrschaft über das Tarimbecken verloren. Der Verlust der römischen Außenprovinzen — der rechtsrheinischen Gebiete und Dakiens — läßt sich vergleichen. Wie die Wirtschaft des Römerreiches durch eine Inflation erschüttert und an den Rand des Zusammenbruchs gebracht wurde, so auch das China der späteren Han[39]. Schon der große Eroberer Wu ti hinterließ einen Staatshaushalt, der durch die Kriege zerrüttet war[40]. Und mit den Erfolgen der chinesischen Waffen schwand auch die Beute, deren Erlös die Lücken des Haushalts ausgefüllt hatte[41]. Die Preise stiegen gewaltig, besonders für Pferde, die man zur Kriegführung benötigte[42]. Einmal kehrten von 140000 zu einem Feldzug aufgebotenen Pferden nach einem amtlichen Bericht nur 30000 zurück. Der Bestand an Pferden war durch diese Einbußen so verringert, daß man zeitweilig das Kriegführen gegen die Hunnen einstellen mußte[43]. Um 220 n. Zw. ging an inneren Wirren der Staat der Han zugrunde. Noch einmal gelang es, nach einem halben Jahrhundert der Trennung die »drei Reiche« (220–265/280) zu einigen. Der Kaiser Wu ti fügte für kurze Zeit zusammen, was bei dem Untergang der Han auseinandergebrochen war. So wenig er ihm sonst glich[44], darin entsprach er Diokletian und dessen unmittelbaren Vorgängern, unter denen das Römerreich wiederum seine frühere Gestalt gewann.

Inzwischen waren tungusische Stämme[45] in die von den Hunnen geräumten[46]

Gebiete der Äußeren Mongolei nachgerückt. Sie wurden damit zu Nachbarn und Gegnern des Reiches. Mit dem Ergebnis, daß, gefördert durch vorherige Barbarenansiedlungen[47] auf nordchinesischem Boden, Hunnen und Tungusen, Tibetaner und Tanguten[48] alles Land bis zum Huang-ho besetzten[49]. Erneut brach die Einheit Chinas auseinander; sein Mittelpunkt verlegte sich nach Süden, an die Ufer des Jang-tse[50]. Noch einmal ergab sich eine Übereinstimmung mit dem Westen: die Verlegung der Reichshauptstadt nach Byzanz, die Gründung von germanischen Staaten auf römischem Reichsboden[51].

2.

Bis um das Jahr 300 v. Zw. hielt China an der Kampfesweise fest, die es erstmalig durch die Schang kennengelernt hatte. Das Heer bestand gegen Ausgang der Tschou-Dynastie, so wird berichtet[52], aus tausend Streitwagen. Jeder von diesen enthielt drei Mann: den Lenker in der Mitte, einen Speerbewaffneten zur Rechten und einen Bogenschützen zur Linken. Dem Gefährt folgten 72 Fußsoldaten und 25 weitere Begleitmannschaften, so daß zu jedem Streitwagen eine Truppe von hundert Mann gehörte.

Mit den älteren Han[53] oder wahrscheinlich noch früher: in den Kämpfen, die dem Untergang der Tschou voraufgingen[54], wurde der Streitwagen aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt. Er genügte nicht mehr zum Kampf gegen die wendigen Reiterscharen der nördlich angrenzenden Nomaden. Man sah sich gezwungen, um mit Erfolg dem furchtbaren Gegner zu begegnen, von ihm in der Kriegskunst zu lernen[55]. Als erster vollzog der König Wu-ling von Tschao (325–298) den Umschwung: sein Heer nahm die Kleidung der Hunnen an und übte Bogenschießen im Reiten. Danach vernichtete er die Wald-Hunnen im 26. Jahr seiner Regierung.

Die Hunnen oder wie die Chinesen sie nannten: die Hiung-nu[56] waren türkischen Stammes, wenn sie auch noch nicht als Türken bezeichnet werden[57]. Iranische und mongolische Bestandteile sind daneben erkennbar[58]. Von ihren iranischen Nachbarn hatten die Hunnen Waffen und Tracht[59], vielleicht das Reiten selbst[60] übernommen. Indem Wu-ling seine Neuerungen einführte, ersetzte er das Fahren durch das Reiten; das lange und lose Gewand der Chinesen durch die enganliegende Tracht der Reiterstämme: die durch einen Gürtel zusammengehaltene Jacke und die Hose[61]; die hohen Reiterstiefel verdrängten den chinesischen Schuh. Doch dabei blieb die Entwicklung nicht stehen.

Von den Hunnen sagt das Schi Ki: »Wasser und Pflanzen suchend wandern sie

hin und her. Sie haben keine ummauerte Städte oder feste Wohnorte, noch treiben sie Ackerbau... In ruhigen Zeiten wandert man mit dem Vieh herum, erschießt dabei Vögel und Vierfüßler und findet so den Lebensunterhalt. Sobald Gefahren drohen, üben sich die Männer für den Kampf.« Ausdrücklich wird hervorgehoben: »die Kraft der Krieger liegt in ihrer Gewandtheit im Spannen der Bogen«. Schon die Kinder erzogen sie zum Waffenhandwerk, indem sie sie auf Schafen reiten, mit Pfeil und Bogen nach allerhand Kleingetier schießen ließen[62]. Jeder Soldat, der stark genug war, den Bogen zu spannen, wurde als gepanzerter Reiter verwandt. »Adlerschützen« hießen die besten Scharfschützen der Hunnen[63]. Neben den Fernwaffen handhabten diese im Nahkampf Speer und Schwert. Die verstellte Flucht, um den Feind zur Auflösung seiner Ordnung und zu unbesonnenem Vorgehen zu veranlassen, war kennzeichnend für ihre Kampfweise. Sie schloß Tapferkeit im Nahgefecht keineswegs aus[64].

In ein System gebracht wurde dies alles am Ende des 3. Jahrhunderts v. Zw. durch den berühmtesten ihrer Fürsten: Mau-tun oder mit einheimischem Namen Moduk[65]. Die natürlich gewachsene, aber ungeregelte Kampfweise seiner Krieger ersetzte er durch eine ausgebildete Taktik. Streng hielt er darauf, daß die wilden Scharen dem militärischen Befehl sich fügten. »Pfeifende« Pfeile, von dem Anführer abgeschossen, gaben Richtung und Ziel an. Zum ersten Mal erschien eine geordnete und gegliederte Reiterei an Stelle der regellos angreifenden
43 Schwärme[66]. Auch begegnen auf den chinesischen Denkmälern[67] die hunnischen Reiter nicht mehr nur als Bogenschützen: sie führen auch Hellebarden und lange Reiterlanzen. Mit ihnen stoßen oder ziehen sie den Gegner vom Pferd. Manche sind bereits gepanzert. Auch das Kämpfen in geschlossener Ordnung wird verdeutlicht. Reserven harren, wie das auch die Historiker berichten[68], im Hinterhalt des Befehls zum Angriff. Der König (Schan-jü) der Hunnen, ausdrücklich als solcher bezeichnet, gibt einem vor ihm Knieenden Anordnungen oder empfängt von ihm eine Meldung.

Auf das chinesische Heer mußte sich die Neuerung alsbald auswirken. Hatte man, um den Gegner zu bestehen, dessen berittene Bogenschützenwaffe übernommen, so mußte dasselbe mit seiner Reitertaktik geschehen.

Die Aufstellung der neuen Reiterei war das Werk des Kaisers Wu ti (141–87). Er führte neben dem Bogen das breite Hiebschwert ein[69]; an die Stelle des Speers trat die lange Reiterlanze. Auch Sattel[70] und Steigbügel[71] entlehnte[72] man von den Nomaden, ebenso eine Pferdepeitsche, der russischen Nagaika
39 vergleichbar[73]. Unter den vier Truppengattungen der Chinesen zählte jetzt

nach den Streitwagen die Reiterei als die zweite[74]; es gab einen General[75] »der Wagen und Reiter«. Auf einem Grabrelief der Hanzeit erblickt man eine Schlacht 40
an einer Brücke. Berittene erscheinen neben Streitwagen, die mit Sonnenschirmen bedeckt sind, Bogenschützen neben Lanzenreitern; auch Fußkämpfer beteiligen sich am Gefecht[76]. Dasselbe Bild tritt in den Berichten der Historiker hervor. Bei dem Sturm auf die Hauptstadt des letzten Schan-jü der Hunnen standen Schildträger in der ersten Linie; sie bildeten eine *testudo* nach römischer Art[77]. Ihnen folgten andere, die mit der Lanze bewaffnet waren, und schließlich die Armbrustschützen. Ein Pfeilhagel begleitete den Angriff und die Reiterei stand bereit, ein Ausbrechen des belagerten Feindes zu verhindern[78].

Die Reiterei wurde in größere taktische Einheiten gegliedert. Das gewaltige Heer, das zu dem zuletzt genannten Unternehmen aufgeboten war, zählte mit Einschluß der Verstärkungen und der fremden Hilfstruppen 40000 Mann, meist Berittene. Es war in sechs Abteilungen eingeteilt; jeweils drei operierten getrennt unter besonderem Befehlshaber[79]. Neben chinesischen Truppenteilen standen solche, die aus unterworfenen Stämmen oder geradezu aus hunnischen und türkischen Söldnern sich rekrutierten[80]. Namen wie »weiße Tiger« scheinen auf ein starkes Korpsgefühl hinzuweisen. »Es sind ausnahmslos Tapfere, außergewöhnliche Schwertführer, gewandte Männer, stark genug, Tiger zu ergreifen; es sind Schützen, die die Zielscheibe mitten ins Zentrum treffen«, so rühmte ein Anführer seine Truppe[81]. Leichteres Gepäck auf dem Marsch gestattete größere Beweglichkeit, größere Reichweite der Operationen[82]. Die Bewaffnung war der der Gegner in einem Maße überlegen, daß man für einen chinesischen Krieger fünf der Feinde rechnete[83]. Man rühmte sich der stärkeren Bogen, der größeren Tragweite der Pfeile, der längeren Lanzen, besserer Brustpanzer und schärferer Schwerter[84]. Von Anfang an war der neuen Reiterwaffe Erfolg beschieden. Ihr Organisator Ho K'ü-p'ing, seit seiner Jugend ein vollendeter Reiter und Bogenschütze, schlug die Hunnen nacheinander in sechs Feldschlachten[85].

»Kein Heerführer von Beruf«, heißt es von Ho K'ü-p'ing[86], »hatte je über so gute Krieger und Pferde Befehl geführt wie er. Die er anführte, waren stets die auserkorensten, und somit konnte er sich mit ihnen tief in Feindesland hineinwagen. Immer stand er mit den tüchtigsten Reitern an der Spitze des Heeres, und dazu wurde ihm auch das vom Himmel beschiedene Glück zuteil, nie in äußerste Not zu geraten.« »Das persönliche Ansehen des Generals wuchs täglich«, fügt der Berichterstatter hinzu.

44–45 Das Grabmal dieses Reitergenerals ist erhalten[87]. Bilder von stehenden und liegenden Pferden umgeben den Grabhügel. Ein niedergeworfener Hunne liegt rücklings, noch den Bogen umklammernd, unter den Hufen eines besonders stattlichen Rosses. Das Fehlen von Sattelung und Zäumung zeigt, daß das Tier selbst als Sieger betrachtet wurde[88]. In der Tat war die Umwälzung der Taktik vor allem durch das Pferd bestimmt. Es sei die Grundlage aller kriegerischen Tätigkeit, bemerkten die Zeitgenossen[89]. Neben der Streitfertigkeit seiner Krieger pries der Hunnenherrscher »die Kraft seiner vortrefflichen Pferde«[90]. Auf dem Rücken des Pferdes rühmte sich der erste Hankaiser, seine Siege errungen, seine Herrschaft gewonnen zu haben[91].

Die Pferdebilder von Ho K'ü-p'ings Grabmal zeigen noch den in China ererbten Pferdetypus, der auf das Przewalskipferd zurückging[91a]. In der Folge-
47 zeit ersetzte man ihn durch eine Rasse westlicher, vom Tarpan abstammender Züchtung[92]. Ihr Verbreitungsgebiet reichte bis in den Altai, wo man in den Gräbern von Pazyryk (oben S. 21) Pferde der iranischen Rasse gefunden hat[92a]. Tschang-k'ien hatte während seines Aufenthaltes in den Westländern von den »blutschwitzenden« Rossen Ferghanas vernommen[93]. Nach seinem zweiten Aufenthalt brachte er solche Tiere mit nach Hause (116 v. Zw.): Schlachtrosse parthischer Züchtung und von schwerem Bau, wie sie die Wandkritzeleien in Dura noch in späterer Zeit zeigen[94]. Man fand sie stärker und für die neuen militärischen Erfordernisse brauchbarer als die, welche man in China bisher verwandt hatte. Auf die Kunde von einer noch vollkommeneren Rasse unternahmen die Chinesen einen Kriegszug gegen die Stadt Erh-schih, nur zu dem Zweck, sich einige Exemplare zu verschaffen[95]. Trotz mancher Fehlschläge gelang ihnen dies: der Kaiser selbst »verfertigte ein Lied auf die Himmelsrosse des westlichen Weltendes«[96]. Seitdem erscheint der neue Pferdetyp
48–49. 63 neben dem alten in der chinesischen Kunst[97]. Sie steigerte ihn zu Gestaltungen, die Selenes Rossen vom Parthenongiebel nicht ganz unebenbürtig sind[98].

Das Eindringen der westlichen, vom Tarpan abstammenden Pferderasse läßt sich noch heute an der Tiergeographie des nordwestlichen China beobachten[99]. Südlich des Kuku-nor und des Amne-matschin wird der Osten Tibets von dem kriegerischen Stamm der Ngolok eingenommen. Das dort gezüchtete Pferd, das in Ableitungen und Kümmerformen auch über das übrige Tibet verbreitet ist, stellt einen Abkömmling des Przewalskischen Urpferdes dar. Gleicher Herkunft war die Art, die in den Ausläufern der Gobi und der Mongolei gezüchtet wurde.
46 Das zeigen die von dort stammenden Bronzen[100] (unten S. 72 f.): der plumpe

überschwere Kopf, der mächtige Hals, der niedrige Widerrist, die kurzen Beine im Gegensatz zum gedrungenen Rumpf machen den Przewalski-Typus unverkennbar[101]. Anders das Hsining-Pferd, das um den Kuku-nor und südlich Nanschan beheimatet ist. Der hohe Bau, der schmale und lange, feingegliederte und ausdrucksvolle Kopf bei gleichfalls mächtigem Hals bedeutete einen Unterschied, der vom einheimischen Urpferd weg- und zum Tarpan hinführt. Dies und der eigentümliche Gang, der die Vorderhand hoch hinauswerfen, die Hinterhand ausgreifen läßt, der geschwungene Rücken, die fleischigen Oberschenkel
stellen die Verbindung zu dem neuen Typus her, der auf den Denkmälern der 40. 42
Hanzeit begegnet. Hier haben wir die Nachkommen der aus Ferghana eingeführten Rasse höherer Züchtung, nach chinesischer Weise auf die »Mastform« gebracht[102]. Noch heute wird das Hsining-Pferd vornehmlich von den einheimischen Fürsten geritten[103].

Eine letzte Neuerung der Taktik bildete die Einführung der schwergepanzerten Reiterei. Sie beginnt mit dem 3. Jahrhundert n. Zw., übereinstimmend mit dem Auftreten der Kataphrakten und Klibanarier im römischen Heer. Beide Neuschöpfungen fallen sachlich und zeitlich zusammen.

Auf den Darstellungen der Hanzeit erscheinen berittene Lanzen- und Helle- 43
bardenkämpfer[104] den Bogenschützen zur Seite. Streitrosse tragen eine tief
herabhängende Bedeckung aus Leder[105]. Langsam ging man dazu über, die 32
Koller aus Rhinozeroshaut, die die ältere Zeit bevorzugte, durch aufgenähte lederne, kupferne oder eiserne Schuppen zu verstärken[106]. Aber erst die Einführung einer iranischen Erfindung[107], der Plättchen- oder Lamellenpanzer[108] (oben S. 24 f.), schuf Wandel.

Im 3. Jahrhundert n. Zw. hört man erstmalig von solchen Panzern, zuweilen aus Beinplättchen, meist aus eisernen hergestellt[109]. Diese waren nicht mehr auf eine Unterlage von Leder oder Stoff geheftet, sondern unter sich durch Lederschnüre zu einem dichten und zusammenhängenden Geflecht verbunden. Locker und dehnbar, aber zugleich äußerst widerstandsfähig, überzog es die Glieder des Kämpfenden wie ein Kleid. Der neue Panzer verlieh größeren Schutz und zugleich größere Beweglichkeit.

Allen voran gingen auch hier die mittelasiatischen Reiterstämme. Sie saßen den Iraniern am nächsten; sie waren teilweise selbst iranischer Herkunft. Aber es kam noch ein Anlaß besonderer Art hinzu. Die Chinesen haben die Armbrust, wenn nicht erfunden, so doch als erste in größerem Umfang verwandt. Durch einen sinnreichen Abzugsmechanismus wußten sie die Brauchbarkeit der

Waffe zu erhöhen[110]. Bald trat sie durch ihre Durchschlagskraft mit dem Bogen der Nomaden in gefährliche Konkurrenz. Die Wirksamkeit der chinesischen Armbrustschützen[111] zwang ihren hunnischen und iranischen Gegnern die Neuerung eines verstärkten Panzers förmlich auf[112].

32 Eine Gruppe tönerner Grabfiguren[113] zeigt nebeneinander Fußkämpfer in Lamellenpanzern und Reiter, bei denen auch das Roß gepanzert ist. Schwer und breit sind die Gesichter, kräftig die Glieder; ein hoher Wuchs wird durch die Kleidung noch unterstrichen. Ein Menschenschlag, verschieden von dem, den die Kunst der Han darstellte: diese Krieger gehörten den Barbarenstämmen an, die seit dem 4. Jahrhundert vom chinesischen Boden Besitz ergriffen. Schon vorher hatten sie den tapfersten Teil des Heeres gestellt[114]. Pferd und Krieger tragen bereits den Panzer, der später, vornehmlich unter den T'ang, üblich wurde[115].

Auch im Gebiet der Reiterstämme selbst finden sich Belege. Nach dem Zeugnis des chinesischen Geschichtsschreibers Ssema-Ts'ien (gestorben etwa 85 v. Zw.)
92–93 kämpften die Hunnen als gepanzerte Reiter[116]. Solche erscheinen auf den Felszeichnungen vom Berg Sulek, nordwestlich von Minussinsk. Kataphrakten mit gefällter Lanze sieht man hier im »fliegenden« Galopp vorübereilen[117]. Sie tragen konische Helme, wobei eine Schuppenpanzerung oder ein herabhängendes Kettengeflecht das Gesicht schützt; dazu ein langes, bis zu den Knien reichendes Panzerhemd oder den auf die Füße herab gehenden gepanzerten Lederkaftan[118]. Eine andere Felszeichnung[119], gleichfalls vom oberen Jenissei, zeigt einen Berittenen, bewaffnet mit der Reiterlanze, mit Bogen und Köcher sowie mit einer kleinen, hammerartigen Streitaxt. Das Panzerhemd reicht bis auf die Oberarme und auf die Mitte der Schenkel.

Als die Chinesen die Panzerung übernahmen, bedeutete dies für sie wie für Römer oder Sasaniden einen technischen und taktischen Fortschritt. Sie eigneten sich auch hier die Waffen des Gegners an, um ihn so zu überwinden. Bei den Nomaden hingegen reicht die »Erfindung« des metallenen Panzerkleides in tiefere Bereiche zurück. Der »technische Fortschritt« gründet sich auf Vorstellungen der religiösen Welt, der die mittel- und nordasiatischen Stämme insgesamt anhingen[120].

Der Panzer mit aufgenähten Metallschuppen und der eiserne Lamellenpanzer gemahnen an die Tracht des Schamanen. Dieser behängt sein Kleid mit mancherlei eisernem Gerät, vor allem mit Abbildern seiner Geister — oft so dicht, daß das Fell darunter nicht mehr zu sehen ist[121]. Auf einem richtigen Schamanenrock findet man bei den Jakuten 30–40 Pfund Eisen; nach ihrem Glauben rostet dieser Zierat nicht, da er eine Seele besitzt. Der Gedanke, daß eine Verwandtschaft zwischen dem Schamanenrock und dem Panzer der mittelasiatischen und iranischen Reitervölker bestehe, liegt nahe[122]. Manche Schamanen tragen auf den Schultern oder Ärmeln eiserne, schuppenförmige Platten, die sich wie die Urform eines solchen Panzers ausnehmen[123]. Die Jakuten sprechen in ihren Märchen von dem Schamanenrock als dem eisernen, schönen Panzer[124]. Chinesische Tonfiguren der Hanzeit, die exorzisierende Schamanen darstellen, sind geradezu mit einem Schuppenpanzer bekleidet[125]. Ein Hauptbestandteil der Schamanentracht ist eine blankgeschliffene, runde Kupferplatte, die, auf der Brust oder dem Rücken hängend, zur Abwehr gegen Feinde dient[126]. Dem ersten Schamanen wurde angeblich befohlen, diese Platte anzulegen, auf daß sie seinen Körper gegen die Waffen der Feinde schütze[127]. Ihr begegnet man heute noch bei chinesischen[128] und tibetanischen[129] Panzern, die die alten Formen bewahren. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Rolle des Schmiedes bei den Nomaden[130]. Er ist nicht nur der kunstfertige Handwerker: er ist auch im Besitz besonderer Kräfte. »Schmiede und Schamanen stammen aus demselben Nest«, lautet ein jakutischer Spruch. Die Schmiede nahmen hohe Rangstufen ein, bis hinauf zur Königswürde. In der epischen Dichtung fast aller mongolischen Stämme heißt *darchan* »Held« oder »freier Ritter«[131]. Es kann aber gleichzeitig den »Schmied« oder den himmlischen Herrn der Schmiede bedeuten[132].

Der Gedanke kann hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden[133]. Dem Metallpanzer zur Seite erscheint ein zweites Gerät, das auf die gleichen Ursprünge führt: die Trommel. Ihr Gebrauch, als Pauke oder als Tamburin, war schon bei einem anderen Reitervolk entgegengetreten: den Parthern (oben S. 42f.). Unter Trommel- oder Paukenschlägen eröffneten sie ihre Angriffe. Auch die chinesische Reiterei bediente sich dieses Mittels[134]. Trommeln und Cymbeln begegnen bereits in den Heeren der frühen Han[135]. Um ihre Wirksamkeit zu erhöhen, beschmierte man die Trommeln gleich den Schwertern mit dem Blut getöteter Feinde[136]. Eine Tonfigur[137] aus der Zeit der nördlichen Wei (386–534) zeigt einen Reiter, der eine Doppelpauke handhabt; sie ist zu beiden Seiten des Sattelbugs angebracht. Die Wei, die zuweilen als Tungusen bezeichnet werden, waren ihrer Sprache nach Türken, gehörten jedenfalls einem der Reiterstämme an[138]. Wie bei den Parthern, so führt die Reiterpauke auch hier auf mittelasiatische Herkunft. Sie gehört zur gesamten Ausrüstung, die

China von seinen nomadischen Nachbarn übernahm. Und sie war das Gerät des Schamanen[139].
Einen Schritt weiter führt die Tatsache, daß die religiöse Welt des Schamanen auf eigentümliche Weise mit dem Tiererlebnis und der Tierjagd verbunden ist[140].

3.

Unter dem Druck der Hunnen und der anderen Reitervölker sahen sich Chinas Heerführer veranlaßt, von den schwerfälligen Ordnungen des Fußvolks und den veralteten Wagen abzusehen. Neben sie trat als schlachtentscheidende Waffe eine Reiterei, die nach mittelasiatischer Weise in schwerer und leichter Bewaffnung kämpfte. Das neue Heer hat mit dem, was voraufging, so wenig zu tun wie die parthischen und sasanidischen Reiterheere mit dem Fußvolk und den Streitwagen[141] der Achaimeniden. Hier wie dort war ein Neues in die Grenzen einer andersgearteten Alt- und Hochkultur hereingetreten. Es wird sich zeigen, daß ein verwandter Vorgang in der römischen Welt sich vollzogen hat.
Nicht nur eine neue Taktik gaben die nomadischen Stämme dem Reich der Mitte. Mit kriegerischen Formen war das Ausmaß des Übernommenen keineswegs erschöpft. Auch den Buddhismus haben die Chinesen über Mittelasien empfangen.
Vom Gangestal aufwärts dringend hatte die Religion des Erleuchteten die indische Nordwestgrenze überschritten. Das griechisch-indische Reich des Menander und seiner Nachfolger hatte den Buddhismus[142] in ausgesprochenem Gegensatz zu Brahmanismus und Hinduismus begünstigt. Die Kuschan, Herren Baktriens und des nordwestlichen Indiens (oben S. 38), hatten sich dem Beispiel angeschlossen. Kanischka trat mit seinem Volk zum Buddhismus über. Die Denkmäler, die sich vom oberen Swatgebiet[143] über Hadda[144], Bamijan[145]
und Balch[146] bis an den Oxus[147] erstrecken, legen davon Zeugnis ab. Von den
16–17 baktrischen Griechen empfing diese buddhistische Kunst entscheidende Gestal-
tungen. Es darf als nachgewiesen[148] gelten, daß die Buddhagestalt, die in Statuen und auf Reliefs vom Oxus bis nach Mathura erscheint, auf ein von griechischer Hand geschaffenes Vorbild zurückgeht.
Von den Ländern der Kuschan[149] begann die griechisch-buddhistische Kunst ihren Siegeszug, der sie über China und Korea nach Japan führen sollte. In Ostturkestan kann man an den älteren Fundstätten der Südstraße verfolgen, wie die neue Religion und Kunst eindrangen. Khotan soll von dem

nordwestindischen Taxila aus angelegt worden sein; die Herrscher der neugegründeten Stadt hatten für sich die Bezeichnungen übernommen, die bei den Kuschan üblich waren[150].
Die Trockenheit des mittelasiatischen Klimas hat Holz und Wolle, Pergament
und Papier ausgezeichnet erhalten. Wie die Holzgerippe der Häuser noch heute 31
im Wüstensand stecken, so haben sich Holztafeln mit Kharoschthi-Schrift nach 28–29
über anderthalbtausendjähriger Dauer unversehrt wieder gefunden. Diese Texte
stimmen ebenso wie die im Brahmi-Alphabet mit der Form überein, die die
beiden Schriftsysteme unter den Kuschan aufweisen[151]. Die Siegel, die diese 28
Dokumente verschließen, zeigen die Abdrücke antiker Gemmen[152]. Athena,
Hermes und Zeus erscheinen neben Darstellungen, die nach Form und Inhalt
östlicher Herkunft sind. In Miran fanden sich Malereien buddhistischen Inhalts,
aber griechisch-indischen Stils und vielleicht von griechischen Meistern ge-
schaffen[153]. Die Köpfe erinnern nach künstlerischer Form und rassischer Her- 27
kunft an Schöpfungen des syrischen oder ägyptischen Hellenismus[154]. Auch sonst weisen deutlich spürbare Einflüsse aus dem hellenistischen Osten den Weg.
Daß der Buddhismus von einem nomadischen Volk übernommen wurde, zeigen noch die der T'angzeit entstammenden Wandmalereien der Grotten von Tunhuang. Haben sie doch das Innere dieser Höhlen in ein regelrechtes Nomadenzelt umzugestalten versucht[155].
Auf dem gleichen Wege empfing auch China Kunde von dem Buddhismus. Im Jahre 2 v. Zw. erfolgte die erste Fühlungnahme. Damals »erhielt ein Schüler der Hofgelehrten namens King Lu von einem Gesandten des Königs der Jüetschi mündlich überlieferte Sutras des Buddha«[156]. So berichtet das Wei lio, das der Mitte des 3. Jahrhunderts entstammt[157]. Als die buddhistischen Kultstätten in Nordwestindien, Baktrien und in Ostturkestan in ihrer Blüte standen, frühestens gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Zw., formte sich die Sage von dem Traum des Kaisers Ming ti: die Erscheinung eines goldenen Mannes von hohem Wuchs und einer Leuchte auf dem Haupt wurde auf Buddha gedeutet[158]. Die Jahrbücher der östlichen Han fügen hinzu, daß »man seitdem im Reich der Mitte Bilder und Statuen hergestellt« habe[159]. Sie meinten damit das Eindringen der griechisch-buddhistischen Kunst.
Wie die Parther, so waren auch die Reitervölker an Chinas Grenzen ohne ausgesprochene religiöse Überzeugungen. Man kennt die inneren Verhältnisse im Reich der Kuschan zu wenig, um sagen zu können, wer eigentlich Träger des Buddhismus war: die seßhafte Bevölkerung indischer, iranischer und griechi-

scher Herkunft oder die nomadischen Tocharer; aber alles spricht für die erstere. Der Schamanismus, der bei den Reitervölkern überall in Geltung war, stellt keine Religion im strengen Sinne dar[160]. Er besitzt keine Dogmen und keine festen Kultvorschriften; er besitzt nicht einmal einen eigenen Mythos. Alles ist bei ihm auf den jeweiligen Träger gestellt: der Schamane handelt aus seinem Gesetz. Was man als Einheit des Schamanismus bezeichnet, ist in Wahrheit eine Abfolge persönlicher Äußerungen und individueller Handlungen. Da der Schamanismus keine Religion ist, sondern eine Form des Verhaltens, die auf Inhalte sehr verschiedener Art anwendbar bleibt, vermag er neben anderen Religionen zu bestehen. Wie im heutigen Sibirien Islam und Schamanismus, Christentum und Schamanismus einander nicht ausschließen[161], ebenso wenig galt dies für das Verhältnis zum Buddhismus. Die Mongolen haben ihn in der Form des tibetischen Lamaismus übernommen, aber daneben bestanden die ererbten schamanistischen Formen und Übungen fort[162]. Auch im baktrischen Reich der Kuschan spürt man, unter der Decke gräzisierender Form,
19 das Nachwirken des Älteren. In einem Relief aus Hadda[163], das allein zwischen den glatten Klischees der dortigen Plastik steht, bricht die Besessenheit der überkommenen schamanistischen Welt gleichsam durch. Die Tracht des dargestellten Weibes, vor allem der lange, über den Kopf gezogene Umhang[164], weist auf nomadische Herkunft; die rassische Prägung auf eine Schicht (Himalaya-Rasse), die noch heute im benachbarten Kafiristan festzustellen ist[165].

So kam es, daß in den ersten Jahrhunderten n. Zw. neben Buddhas Lehre der Schamanismus seinen Platz behauptete, daß auch er auf China eingewirkt hat[166]. Weg und Ausstrahlung erkennt man auch bei ihm vornehmlich an der Kunst. In der Zeit, da sich die Neuordnung des Heerwesens vollzog, zeichnen sich zwei Erscheinungen ab, die eine neue Epoche in Chinas Kunstgeschichte bedeuteten. Einmal vergrößerte sich der Kreis des Dargestellten, vor allem aus der Tierwelt. Und im Zusammenhang mit den veränderten Inhalten begegnet auch eine veränderte Form: ein neuer Tierstil. Beides war Folge und Ausdruck dessen, was sich auf militärischem Gebiet abgespielt hatte[167].

Vom Tier her bestimmt war bereits die Kunst des älteren China. Die archaischen
35.37 Bronzegefäße, von den Schang bis zum Ausgang der Tschou reichend, sind dessen Zeuge. In hieratischen Formen, in kunstvollen Verschlingungen und Gegenüberstellungen spricht diese Kunst sich aus[168]. Von dem Mäander oder der Spirale als Grund heben sich Tiermasken (T'ao tieh) ab. Glotzaugen, durch Lider umrahmt, aufgerissene Mäuler dräuen entgegen. Drachen und Zikaden,

auch vogelartige Wesen sind gegenständig angeordnet; Tierschenkel bilden die Ständer, katzenhafte Raubtiere die Henkel. Die schwellende Fülle der Plastik ist durch eine aristokratische Gelassenheit gebändigt. Nach jahrhundertelanger 37
Dauer begann diese Formenwelt sich zu zersetzen. Die drängende Gestaltungskraft klingt in starrer Gebundenheit ab[169].

Mit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Zw.[170] äußert sich eine neue Bewegtheit. Sie äußert sich weniger auf den sakralen Bronzen als in anderen Kunstformen, die jetzt erst auf den Plan treten: der Großplastik in Stein, dem Relief, den eingelegten Bronzen[171], den Reliefbändern der großen Tongefäße[172] und nicht zuletzt einer ausgebildeten Zierkunst in Metall. Überall beginnen die Tierkörper sich aus ihrer Erstarrung zu lösen. Sie werden aufgeregt, leidenschaftlich und in energischer Bewegtheit, in pathetischen Kampfszenen[173] zeigt sich eine bisher unbekannte Bereitschaft, sich vom tierischen Wesen ergreifen zu lassen.

Neben die überkommene Tierwelt tritt das Pferd. Ledig oder geritten, liegend oder in Bewegung[174] — in immer neuen Bildern sucht man seiner habhaft zu werden. Es ist, als sei man staunend gewahr geworden, was es mit diesem Tier auf sich habe. In der Kunst der Suei (580–618) und T'ang erwachsen dann jene Schöpfungen vornehmlich der Tonplastik, in denen pferdhaftes Sein in einer Tiefe erfaßt wurde wie selten sonst. Dieses Tier in Ruhe und im Feuer der Bewegung, an der Freude am eignen Selbst sich entzündend oder in zitternder Erwartung, in Spiel, Kampf oder Zurschaustellung — all das zu schildern ist diese von reiterlichem und ritterlichem Geist erfüllte Zeit nicht müde geworden.

Der Gründer der T'angdynastie ging so weit, die sechs schweren Hengste, die er in seinen Schlachten geritten, auf seinem Grabmal in monumentalen Reliefs darstellen zu lassen[175]. Das Andenken, das Alexander der Große Bukephalos widmete, die Grabschrift, die Hadrian seinem alanischen Lieblingspferd setzen ließ[176], stellen sich als Vergleich ein. Sogar in die göttliche Welt drang das Pferd vor. Berittene Götter erscheinen auf Darstellungen, deren Verbreitungsgebiet zwischen dem sarmatischen Südrußland und dem sakischen Nordwestindien sich erstreckt. Von dort aus ist der Reitergott bis nach China vorgedrungen[177].

Das Pferd ist nicht allein geblieben. Kurz nachdem die Chinesen von den Hunnen das Reiten übernommen hatten, lernten sie von demselben Volk das Kamel kennen[178]. Es ist die gleiche Zeit, da das Dromedar erstmalig im ptolemäischen Ägypten begegnet (unten S. 160). Auch die Kunst der Nomaden stellte 56

Kamele, zuweilen paarweise und gegenständig, dar[179]. Dementsprechend wurde es, ähnlich dem Pferd, rasch zu einem Gegenstand der Kleinplastik unter den Han[180]. Unter den T'ang erscheinen auch Darstellungen von Kamelkämpfern[181], wie solche ausdrücklich aus dem Land der Tocharer bezeugt sind[182].

Auch der Bär begegnet erstmalig in der Kunst der Han[183]. Wieder wird man auf die Reiterstämme als Ausgangspunkt geführt. Auf den sogleich zu nennenden Ordosbronzen und auf den Felszeichnungen der Nomaden begegnen Darstellungen des Bären[184]. Vor allem gehört das Bärenopfer zu den ältesten[185] und weitverbreitetsten[186] Begehungen der mittel- und nordasiatischen Stämme. Man findet es von der Mündung des Amur bis zu den ugrischen Stämmen am Jenissei und Ob[187], von der Beringstraße bis zu den Finnen[188].

Der Löwe war den Chinesen ursprünglich unbekannt[189]. Nie hat er in ihrem Land gelebt. Nachdem man ihn schon früher einmal unter indischer Bezeichnung kennen gelernt hatte, wurde er im 1. Jahrhundert v. Zw. erneut unter iranischem Namen übernommen. Es liegt nahe, die iranischen Reiternomaden gleichfalls als Ausgangspunkt anzunehmen. Im Jahre 87 v. Zw. kamen Gesandtschaften der Parther und Tocharer an den Kaiserhof, die Löwen als Geschenk mitbrachten[190]. Bald eroberte sich auch der Löwe in der Kunst seinen Platz, sei es in seiner eigentlichen Gestalt[191], sei es als Bestandteil der weitverbreiteten Mischwesen[192].

Einen Schritt weiter führt die Frage nach der Heimat des neuen Tierstils. Schon unter den Tschou hatte der nord- und mittelasiatische Schamanismus eingewirkt: auf ihn ist die Darstellung der Eule auf den Bronzegefäßen zurückzuführen[193]. In gleiche Richtung wies zuvor die Übernahme des Bären; hinter ihr wie hinter der von Pferd, Kamel, Löwe standen die Reitervölker iranischen oder türkischen Volkstums. Damit stoßen wir auf die große Bewegung der Nomaden, die überall mit dem Anfang des 2. Jahrhunderts v. Zw. einsetzte. Aus Westsibirien brachten die Sarmaten (unten S. 111) den Tierstil ins südliche Rußland. Man findet ihn im Gebiet von Minussinsk und im Altai, aber auch in Transbaikalien und in der westlichen Mongolei[194]. Hier sind in dem Raum, der sich nördlich der großen Mauer bis in die Gegend des Baikalsees erstreckt[195], Bronzearbeiten zutage gekommen, die in besonderem Maß auf China eingewirkt haben. Die ersten Verfertiger dieser »Ordosbronzen« waren die hunnischen Stämme, die gleichen, die das Vorbild für das neue Heerwesen Chinas abgegeben hatten[196]. Auch zeitlich besteht eine Übereinstimmung, insofern die ältesten datierbaren Stücke noch ins 2. Jahrhundert v. Zw. gehören[197]. Fortgelebt hat diese Kunst

bis ans Ende des 1. Jahrtausends n. Zw.: Türken, Awaren und andere Stämme sind darin den Hunnen gefolgt[198].

Im größten Maßstab spricht sich der nomadische Stil in den durchbrochenen und mit Relief verzierten Bronzeplatten aus, die als Gürtelschließen dienten.
Das bevorzugte Motiv auf ihnen ist der Tierkampf[199]. Phantastische Geschöpfe, 51. 52. 54
aus Wolf (oder Adler) und Drache zusammengesetzt, bekämpfen einander oder reißen ein Pferd, eine Hinde. Tiger haben einen Jak erjagt und schicken sich an, ihm den Garaus zu machen. Daneben erscheinen Greif und Eber, Bär und Renntier und andere Verbindungen mehr. In einem Fall ist eine Deutung mög-
lich. Der vom Vielfraß überfallene Elch auf einer Wollweberei aus dem hunni- 55
schen Fürstengrab von Noin Ula[200] in der Äußeren Mongolei bezeichnet die Landnahme. Dabei entspricht der Vielfraß einem menschlichen Jäger, den das verfolgte Wild in ein neues Land führt[201]. Auch die übrigen Formen des Tierkampfes weisen auf Jagd und Verfolgung, die in der Vorstellungswelt der Reitervölker eine bedeutsame Rolle spielen[202]. Zuweilen erscheinen an Stelle
der Tierszenen menschliche Zweikämpfe oder Jagddarstellungen, bei denen 53. 57
Reiter, mit Bogen und Langschwertern bewaffnet, den tierischen Räubern und Jägern entsprechen[203]; möglicherweise liegen alte epische Motive zugrunde[204].
Auf einem gepreßten Ziegel der Hanzeit folgen sich abwechselnd Löwen und 41
Reiter im fliegenden Galopp, beide Wildtiere verfolgend[205]. Menschliche und tierische Jäger sind in dieser chinesischen Um- und Ausdeutung ausdrücklich gleichgestellt. Im Vorgefühl des kommenden Sieges konnte ein Hunne den eingeschüchterten Feind als ein fertiges Mahl — ein fertiges Fressen, möchte man sagen — bezeichnen, das ein Gott ihm geschenkt habe[206]. Das Raubtierdasein des nomadischen Kriegers[207] fand darin seinen Ausdruck.

Drache und Greif, erst recht ihre Mischbildungen, führen in den mythischen Bereich. Dasselbe gilt von der uralten[208] Sage, auf die zuvor angespielt wurde: der Verfolgung des Elches durch den Vielfraß. Die Bestätigung erbringen die Verfolgungssagen überhaupt, in denen immer die tierische Verwandlung ein bestimmtes Merkmal bildet. Das Motiv der »magischen Flucht« ist in der schamanistischen Welt überall verbreitet und hat in ihr seinen ursprünglichen Sitz[209]. Damit wird man erneut auf den religiösen Bereich verwiesen, wie schon (oben S. 66 f.) bei der Betrachtung der Ursprünge des Kriegswesens.

Denn Krieg und Verfolgung, Krieg und Jagd entsprachen auch hier einander. Die verstellte Flucht als Kampfmittel war nicht nur den Parthern, sie war allen mittelasiatischen Reiternomaden[210] geläufig. »Sie scheuen sich nicht vor einem

fluchtartigen Rückzug«, bemerkte das Schi Ki von den Hunnen[211]. Und wie für die einen die Schlacht eine Jagd bedeutete, wie sie den umzingelten Feind gleich einem Wild in den Tod hetzten, wie sie sich in ekstatischer Erregung, entrückt und besessen auf den Gegner warfen (oben S. 43f.), so auch die anderen. Schamanistische Züge trug die Kampfweise der Parther im Westen wie die der Hunnen im Osten.

Als künstlerische Form fand diese Welt in China jetzt Eingang. Die chinesischen Handwerker gingen daran, die Vorbilder, die ihnen durch die Darstellungen der Gürtelplatten gegeben waren, in ihren Stil umzusetzen. In der Han-Zeit erhielten die mittelasiatischen Motive, vermehrt durch überkommene Bestandteile der Tschou-Kunst, eine verfeinerte, stärker durchgeformte Gestaltung[212]. Mit der veränderten Tracht des Heeres fanden neben den Gürtelplatten auch die hakenförmigen Schließen aus Bronze und Jade Eingang[213]. In Relief oder in durchbrochener Arbeit erscheinen Mischbildungen — Drachen oder Greifen, oft durch Züge des Löwen oder Adlers bereichert. An einer Serie von Gürtelschließen kann man beobachten, wie sich der Elefantenkopf allmählich in ein vogelartiges Gebilde verwandelte[214]. Oder man stellte Gruppen dar, in denen sich wiederum Drachen, aber auch Tiger und anderes Raubzeug in kunstvoller Verschlingung darboten. Mit der gleichen Ornamentik wurden andere Gegen-
50 stände versehen, die man ebenfalls den Reiterstämmen entlehnt hatte: Schwer-
51.59 ter[215], Szepter, Dolche und Sättel[216]. Auch die Spitzen der Standarten, wie sie damals aufkamen, wurden mit Darstellungen im gleichen Stil geschmückt[217].

Die Bewegung beschränkte sich nicht auf übernommenes Gerät. Sie bemächtigte sich auch der Amulette oder der figurierten Tongefäße, die man nach alter Sitte den Toten ins Grab mitgab[218]. Nur vollzog sich überall und langsam eine Umformung. Nicht nur wurden die Darstellungen technisch und künstlerisch verfeinert: auch die wilden, leidenschaftlichen Kampfszenen verschwanden und es blieb die Bewegtheit geschmeidiger Tierleiber, die sich zu kunstvoll angeordneten Gruppen zusammenschlossen. Was einst Ausdruck kriegerischer Haltung bedeutete, hatte sich ins Gefällig-Ornamentale umgesetzt. In dieser denaturierten Form hat der Tierstil auch über die Hanzeit hinaus sich erhalten.

4.

So blieb Chinas Kunst trotz massenhafter Entlehnung nach Form und Inhalt eigenständig. Das führt zur Frage, wie tief die Umwälzung, die zuvor geschildert wurde, das Reich der Mitte ergriffen habe.

Auf keinen Fall kann von einer allgemeinen Überfremdung gesprochen werden. Unter den frühen Han, da das Kriegswesen nach nomadischem Vorbild nachgebildet wurde, erfolgt die Renaissance chinesischen Geistes, die den Konfuzianismus zur Norm erhob. Es erfolgte weiterhin die Zurückdrängung des ältern Lehnswesens zugunsten eines städtischen Beamtentums, das sich in erster Linie aus dem konfuzianischen Literatentum rekrutierte[219]. So wurde das Zeitalter der Han zum klassischen der chinesischen Geistesgeschichte.

Doch auch auf den Gebieten, die uns hier vornehmlich angehen, war die Haltung Chinas, trotz aller scheinbaren Überfremdung, durchaus selbständig.

Die Frauen der Nomaden waren auf dem Rücken der Pferde damals ebenso zu Hause wie in unseren Tagen[220]. Analogien zu den heutigen Reiterspielen, bei denen Frauen oder Mädchen im Mittelpunkt stehen[221], muß es immer gegeben haben. Sogar die Waffe wußten sie zu führen. Als der Schan-jü der Hunnen um seine Hauptstadt westlich des Issyk-Kul den letzten Kampf ausfocht, da scharte er außer seinen Gefolgsmannen die Frauen des Hofes um sich. Auch diese waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet und wußten sie zu handhaben, berichten die Jahrbücher der älteren Han[222].

Ähnlich in Iran. Ardeschir floh von dem parthischen Hof zu Pferd mit dem Mädchen des Königs (oben S. 17). Humai, die sagenhafte Mutter des letzten Achaimeniden, spielte Polo »auf einem wendigen, scheckigen Turnierpferd«[223]. Das Gefolge der Schirin beteiligte sich zusammen mit ihrer Königin an dem gleichen Spiel. Zugleich aber waren sie »in der Kunst des Bogens dem Ritter Rustem ebenbürtig; im Schießen wäre Sijawusch nicht wert gewesen, ihre Pferdedecke zu tragen«. Als es zum Kampf »kam, banden die zypressenschlanken Mädchen die Köcher um ihre Hüfte«[224].

Auch in China wurde das abgeschlossene Dasein des Weibes von der Welle getroffen, die Pferd und Reiten zu bis dahin unbekannter Bedeutung emporhob. Unter den T'ang geschah es, daß Mädchen und Frauen das Reittier bestiegen:
erst den Esel[225], dann auch das Pferd. Terrakotten dieser Zeit[226] zeigen Tän- 60–62
zerinnen und Gauklerinnen, wie sie auf dem Rücken der Tiere ihre Künste vorführen. Sie zeigen neben männlichen Polospielern die anmutigen Darstellungen ihrer Gefährtinnen, von denen eine zeitgenössische Dichterin singt:

»Seitdem die Hofdamen das Polospiel lernen,
Reiten sie auf dem Pferd mit schlanken Hüften«[227].

Aus Chotan, also aus dem weiteren Bereich der Nomaden, hatte man das Spiel übernommen[228].

Aber tiefer ging dieser Einfluß nicht. Erst spät, lange nach dem Ausgang der Han, bestieg die Chinesin das Pferd. Und nie hört man davon, daß sie sich im Waffenhandwerk versucht habe. Die Welt der Soldaten und die der Frau, der feinen und geselligen Bildung überhaupt, schlossen sich nach wie vor aus. Gleich der chinesischen Kunst verstand es auch die chinesische Frau, diese Trägerin alles Bewahrens und Beharrens, sich ihr eigenes Gesetz zu erhalten.
Auch sonst wahrte China seine Form, wenn es Fremdes übernahm. Seine Geschichte spielte sich in unserem Zeitraum im Norden, im Tal des Huang-ho, ab[229]. Die Landschaft ist hier eintöniger als die des Südens, deren Grundtöne durch den Wechsel, durch Nebel und Wasser bestimmt wird. Im Gegensatz zu den leichteren, phantasiebegabteren und intelligenteren Südmenschen ist der Nordchinese schwerfälliger, aber auch zuverlässiger. Er zeichnet sich durch großen und strammen Körperbau gegenüber dem Südchinesen aus; er erkämpft sich sein Leben durch Genügsamkeit, Standhaftigkeit und Fleiß. Bauer, der er ist, steht er einer Natur gegenüber, die groß ist im Schenken, aber unbarmherzig in ihren Launen[230]. Von ihrer Beherrschung hängt alle Sicherheit des Daseins ab. Furchtbar sind die Wirkungen, die die Witterung, die Naturkatastrophen auf das Leben hervorrufen können. Nur durch Zusammenhalten, Gemeinschaftsgefühl, saure Mühe und Zähigkeit konnte ihnen begegnet werden. Einer solchen Naturkatastrophe vergleichbar waren auch die ständigen Einbrüche der Reiterstämme und die Verheerungen, die sie im Gefolge hatte. Man beschloß, ihr mit der gleichen Zähigkeit zu begegnen; man verschmähte es nicht, vom Feinde selbst zu lernen. Aber die Reitertaktik, die man von den Nomaden bezog, bedeutete von vornherein etwas anderes hier und dort. Sie war nicht auf chinesischem Boden gewachsen: man hatte sie sich durch bewußten Entscheid in ihrer fertigen Form angeeignet. Sie wurde dann so ausgestaltet, daß man die Barbaren mit ihren eigenen Waffen schlug. Ererbte Sonderformen wie die Kriegswagen[231] bestanden weiter und wurden vervollkommnet. Man unterschied jetzt schwere und leichte Wagen; man wußte sie zu einer Wagenburg zu vereinigen[232], ähnlich wie man Karrees oder Igelstellungen zu bilden verstand[233]. In der Armbrust schuf man sich eine Waffe, die den Reflexbogen übertraf. Flüchtige Reiterschützen hatten bisher den schlanken, gefiederten Pfeil auf weite Entfernungen hin ausgesandt. Der Armbrust bediente man sich zu Fuß. Ihre gedrungenen kurzen Bolzen wurden auf nahe Entfernung, aber mit mörderischer Durchschlagskraft abgeschossen. War der Bogen ursprünglich eine Waffe des Verfolgers und Jägers, so die Armbrust eine

solche des Nahkampfs und der Vernichtung. Sie wurde zum Symbol des seßhaften, bäuerlichen oder städtischen Menschen, der nicht als geborener Krieger, wohl aber als disziplinierter Soldat gegen die Räuber auftrat, die ihm die Fluren und Siedlungen der Heimat bedrohten.
Die gleiche Haltung ist uns im Iran der Sasaniden entgegengetreten. Im römischen Reich des 3. Jahrhunderts n. Zw. wird sie sich in ausgeprägter Form beobachten lassen. Damit hebt sich bereits in Umrissen das Bild dieses Jahrhunderts ab. Iran, China und Rom — sie alle sind durch eine Reichsbildung, überhaupt durch ein staatliches Gefüge von vergleichsweiser Stärke und Beharrlichkeit ausgezeichnet. Hochgezüchtete Altkulturen, überreif geworden und schon in ihre Spätform eingetreten, umgeben sich mit Formen, die sich verfestigen, die zu erstarren beginnen. Allenthalben sind sie von unruhig wogenden, im Werden begriffenen Bereichen umgeben: den altgewordenen Hochkulturen tritt eine noch gestaltlose, aber zukunftsträchtige Welt »barbarischer«[234] Randvölker gegenüber. Deren bedrohliche Kraft zwingt die Angegriffenen auf neue Abwehrmittel zu sinnen. Sie entnehmen sie ihren Gegnern, aber sie entnehmen sie ihnen nicht nur, sondern greifen auf die eigenen Grundlagen zurück. Übernommenes und Eigenes, Neues und Altes gehen eine Verbindung ein, die wir als mittelalterlich im weltgeschichtlichen Sinn bezeichnet haben.

5.

Die gleiche Richtung des geschichtlichen Schicksals bedingte die Hervorbringung gleichartiger geschichtlicher Bildungen. Wie in den drei Altreichen die Abwehr der Reiter- und Randvölker den besten Teil der Kräfte in Anspruch nahm, so vollzog sich diese Abwehr unter denselben Formen. Nicht nur Rom und Iran suchten sich durch ein System von Sperranlagen gegen den unliebsamen Nachbarn zu schützen: das Reich der Mitte hat zu dem gleichen Mittel gegriffen[235].
Faßbar ist für uns, vor allem durch die Entdeckungen von Sven Hedin[236] und Sir Aurel Stein, der äußerste Westteil des chinesischen Limes — dort, wo er von Kansu kommend in das Tarimbecken mündete. Er folgte hier dem Laufe der Handelsstraße, die vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich[237], der Seidenausfuhr nach dem Westen diente. Hauptabnehmer war neben den Parthern[238] das römische Reich. Aber eine unmittelbare Verbindung zwischen ihm und dem Reich der Mitte bestand nicht. Dies und die Entfernung, die Hindernisse, die die Natur in den Weg stellte, und die Gewinne des Zwischenhandels[239]

lasteten auf den Preisen. In Diokletians Höchstpreistarif war das Pfund (0,327 kg) Rohseide mit zwölftausend Denaren (etwa 219 Reichsmark) angesetzt[240].
Vonbeiden Seiten wurden Anstrengungen gemacht, um die Schwierigkeiten zu überwinden. In offiziellem Auftrag übernahm 97 n. Zw. Kan Jing eine Reise nach dem Westen[241]. Er sollte Südarabien oder das römische Syrien erreichen, aber als er ans Meer kam, schilderte man ihm die Gefahren der Seereise in düsteren Farben. Solche, die die Hin- und Rückreise machen, so vernahm er, »können sie in drei Monaten vollenden, wenn der Wind günstig ist; aber bei widrigen Winden kann die Fahrt auch zwei Jahre dauern. Darum nehmen die Reisenden, wenn sie sich einschiffen, Lebensmittel für drei Jahre mit. Außerdem erregt das hohe Meer die Erinnerung an die Heimat und eine Sehnsucht nach ihr; mehrere sind daran gestorben . . .« Kan Jing verzichtete und kehrte zurück[242]. In die gleiche Zeit fällt eine Nachricht, die das Unternehmen in umgekehrter Richtung schildert. Nur erfolgte es diesmal nicht in offiziellem Auftrag. Es war ein babylonischer[242a] Grieche, der es durchführen ließ.
»Die Wegstrecke vom Steinernen Turm bis nach Sera«, liest man in der Geographie des Ptolemaios[243], »ist durch ein Handelsunternehmen bekannt geworden. Marinos sagt nämlich, ein gewisser Maes mit dem Beinamen Titianos habe die Wegevermessung aufgezeichnet, ohne selbst dorthin gelangt zu sein, vielmehr auf Grund von Angaben, die ihm seine Sendboten zu den Serern machten.« Die Straße, soweit sie sich wiedergewinnen läßt[244], ging den Flußtälern folgend durch das Gebiet der Komeden hinauf zum Pamir. Oft nur ein Pfad, aber Raum genug für ein beladenes Saumtier lassend, schlängelte sie sich an den Felswänden vorbei, die das Flußbett begrenzten. Bald senkte sie sich zu ihm hinab, in dem das Wasser dahintoste, bald stieg sie an lotrechten Wänden schwindelerregend empor, das Wildwasser tief unter sich lassend. Es galt Gletscher zu überschreiten, deren übereinandergeschobene Eismassen den Weg für eine Strecke gänzlich abzuschneiden drohten.
Endlich begann die Straße zum westlichen Winkel des Alaitales herabzusteigen. Hier stand am Fuß des Passes, in der einsamen Umgebung von Bergen, die sich im Süden zu Vier- und Siebentausendern (KungurPeaks 7664 m; Muz-thag-ata 7433 m) erheben, der »Steinerne Turm«[245]. Zwei Bereiche stießen da aneinander: wer an dieser Stätte vorüberzog, der hatte die Mittelmeerländer und Vorderasien hinter sich gelassen und trat in eine andere Welt ein.
Der Weg folgte bei seinem Abstieg dem Lauf eines Flusses, des Kizil-su. Man gelangte nach Kaschgar, dem alten Su-lo, und damit ins Tarimbecken. Zwei

Handelsstraßen gingen durch dieses wichtige Durchzugsgebiet: beide verliefen in der West-Ostrichtung, den Gebirgen folgend, die das Land im Norden und Süden 30
abschließen. Noch im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung war die Unsicherheit groß. Eine chinesische Quelle berichtet: »Wenn man auf der Nordstraße reist, so ist man den Überfällen der Hunnen ausgesetzt. Auf der Südstraße fehlt es an Wasser und Futter, und in vielen Landstrichen, wo sich längs der Straße keine Bevölkerung niedergelassen hat, herrscht großer Mangel«[246]. Oder: »Die Tore der Städte blieben wegen der Räuber am hellen Tage geschlossen«[247].
Durch die rastlose Tätigkeit der chinesischen Oberherrn wurde Änderung geschaffen. Anschaulich beschreiben sie ihre Maßnahmen. »Die Ausdehnung des Landes, die Berge und Flüsse, die Könige und ihre Statthalter, die Zahl der Bewohner, die Entfernungen auf den Straßen wurden genau geprüft und aufgezeichnet«[248]. Es wurden Herbergen, Relaisstationen und ein Kurierdienst[249] eingerichtet; es wurden Dolmetscher bestellt. »Die Fremden, die sich dem Handel hingaben, klopften täglich an die Schlagbäume, daß man sie ihnen öffne«[250].
Gleichzeitig nahmen chinesische Siedler das unbewohnte Land unter den Pflug. Ackerbaukolonien wurden angelegt und diese durch Wehranlagen geschützt. »Von Han wurden die Ackerfelder nach Norden hin vermehrt und ausgedehnt«, so heißt es in den Berichten[251]. Man erbaute Grenzbefestigungen, errichtete Wachthäuser und zog Laufgräben. Dazu kam ein Außenwall mit eigener Garnison, auf daß die neueroberten Grenzlande zu Ruhe kämen[252]. Bei Überfällen gelang es jetzt dem Feinde nur, die außerhalb der Befestigungen liegenden Wachthäuser und Schanzen zu überrumpeln. Weiter kam er nicht. Denn »die Signalfeuer in den Marken längs der Grenzen brannten klar und hell, und die Beobachtungsposten waren in ausgezeichnetem Zustand, so daß die Streifzüge in den Grenzlanden den Hunnen wenig einbrachten und sie dementsprechend die befestigten Grenzen nur selten angriffen«[253].
Mitten in das Leben der Handelsstraße führen die Funde von Lou-lan, am Westufer des Salzsees und im äußersten Osten des Tarimbeckens. Weiter jenseits endete die »Große Mauer«, jene gewaltige Grenzsperre, die seit ihrer Erbauung durch Schi huang-ti (259–210) bis zur Mündung des Jalu verlaufend, das Land der Mitte von den nördlichen Grenzvölkern abriegelte[254]. Als gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. Zw. die Chinesen ihre Herrschaft über die »Westländer« aufrichteten, wurde zunächst die dorthin führende Handelsstraße ausgebaut. »Es wurden Rasthäuser in festen Zwischenräumen errichtet, von Tun-huang westwärts bis zum Lop-nor«, sagen die Jahrbücher der westlichen Han[255].

Neben mehreren hundert Ackerbaukolonien wurden, ebenfalls in Abständen, Forts angelegt[256]. Lou-lan, nördlich des Lop-nor an der hier vorüberführenden Nordstraße gelegen, bildete den westlichen Brückenkopf der ganzen Anlage«[257]. Ein zusammenhängender Limes, der die Handelsstraße nach Norden gegen die Hunnen und ihre Nachbarn abschirmte, ging vermutlich noch ins 1. Jahrhundert v. Zw. zurück[258]. Sein vornehmster Zweck war, den chinesischen Handel mit den Westländern zu sichern[259]. Durch die Natur des Geländes, kleinere Seen und Sümpfe geschützt, verlief die Linie im Tale des Su-lo-ho. Noch lassen sich die Baustrecken unterscheiden, in denen die Anlage westwärts vorgetrieben wurde[260]. Südlich des Chara-nor bog der ältere Limes nach Südwesten um und fand hier seinen Abschluß; später wurde er noch um etwa 40 km weitergeführt. Von da ab übernahm, abgesehen von kleineren befestigten Posten, die sumpfige Salzsteppe den Schutz[261]. Die Wallanlage selbst mit ihren ein-
33–34 gebauten Wachttürmen[262], ihren Forts und Magazinen[263] hat sich auf weite Strecken hin erhalten[264]. Ein regelmäßiger Wachdienst war eingerichtet; Signale und angezündete Feuer meldeten das Herannahen des Feindes[265]. Begnadigte Strafgefangene[266], die an die öde Nordwestgrenze des Reiches verbannt waren, oder barbarische Söldner[267] bildeten die Besatzung.

Lou-lan selbst lag an den Ufern des Salzsees; es wurde gleichsam aus dem Nichts geschaffen. Die Umgebung war menschenleer und das Land trug spärsame Frucht[268]. Die meisten Lebensmittel und aller sonstige Bedarf mußten aus dem Inneren Chinas herbeigeschafft werden. In Magazinen speicherte man auf, was man benötigte: Getreide zur Nahrung, die Waffenvorräte der Besatzung, Filztuch und Pelze, um den Winter durchzuhalten. Kolonnen von mongolischen Kamelen, von Eseln und Pferden aus Tibet standen als Tragtiere zur Verfügung. Über dem Ganzen waltete ein Beamtenstab, der nach chinesischer Weise schier alles dem Papier anvertraute: die Art und Preise der durchgehenden Waren, den Einlauf der Post und ihren Abgang, das angelangte und verbrauchte Material. Über jeden Halfterstrick wurde Abrechnung verlangt[269].

Unter den Waren[270] stand, wie gesagt, an erster Stelle die Seide. Sie kam aus dem Inneren Chinas und war eigens für die Ausfuhr in Rollen von bestimmter Größe gewebt. Preis und Herkunft waren an ihnen verzeichnet[271]. Das umgebende Land, dessen Lieferungen mit dieser Seide bezahlt wurden, der Westen, die Kaufleute Indiens stellten sich als Abnehmer ein. Sie brachten die Lebens-
29 gewohnheiten ihrer Heimat, vor allem aber deren Erzeugnisse mit. Holztäfelchen mit Prakrittexten künden von der Anwesenheit der Inder, die Erzeug-

nisse syrischer Werkstätten von dem Tauschhandel mit dem griechisch-römischen Westen. Glaswaren, die aus Antiocheia stammten, nahmen ihren Weg bis Korea[272]; die Ornamentik der eingeführten Wollstoffe wurde von chinesischen Seidenwebern übernommen und umgebildet[273]. Umgekehrt versuchte man in Alexandreia und in den Städten Phoinikiens die seltenen und kostbaren Seiden des Ostens nachzuahmen[274].

Nicht nur wirtschaftlich war die Handelsstraße von Bedeutung. Der Kaufmann hat den Weg gebahnt für den Zug der großen Weltreligionen. Wir sahen bereits: hier war der Buddhismus vorübergezogen, als er sich anschickte, China und die Mongolei, Korea und Japan zu erobern. Aber auch die Missionare des nestorianischen Christentums und, gleich ihnen durch die unbarmherzigen Verfolgungen der Sasaniden vertrieben, die Verkünder von Manis Lehre sind hier vorübergekommen. Alle haben sie im Tarimbecken ihre Spuren hinterlassen. Buddhistische Höhlentempel[275], die die Prüfungen des Erleuchteten in hundertfacher Wiederholung darstellen, erscheinen dem Bema der Manichäer zur Seite oder den zierlichen Miniaturen, mit denen die Sekte ihre heiligen Bücher auszierte[276].

Mit der Errichtung des Limes und seiner befestigten Außenposten, mit der Organisierung und dem Schutz des Handels hatte der Gegenschlag, den das Reich der Mitte gegen die unruhigen und räuberischen Nomaden an seiner Nordgrenze führte, seinen Höhepunkt erreicht. Man hatte dem Gegner nicht nur das Geheimnis seiner Kampfweise abgelauscht: in der Anlage des Limes hatte der seßhafte Mensch wiederum seine eigensten Fähigkeiten mit Erfolg in die Wagschale geworfen.

Mit dem Rückgang der chinesischen Macht gingen auch die Außenposten im Nordwesten verloren. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Zw. hörte die regelmäßige Besetzung und Bewachung des Limes von Tun-huang auf[277]. Die Hauptmasse der datierten Schriftstücke, die sich in Lou-lan gefunden haben, gehören in die Regierungszeit des Kaisers Wu-ti (263–270), der die Machtstellung des Reiches im Tarimbecken noch einmal befestigte[278]. In die gleiche Zeit führen die letzten Funde aus Nija an der Südstraße, nordöstlich von Chotan[279]. Mit dem Ende des 3. Jahrhunderts wurde die Siedelung aufgegeben, zweifellos im Zusammenhang mit dem Abzug der chinesischen Truppen[280]. Auch aus Miran, weiter östlich, zog man sich damals zurück[281]. Lou-lan und die Stellung am Lop-nor wurde zu Anfang des 4. Jahrhunderts geräumt[282]. Es war zuletzt von der Verbindung mit dem Mutterland gänzlich abgeschnitten[283].

III. DIE GOTEN

1.

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts v. Zw. gewann das indogermanische Volk der Illyrier erstmalig weltgeschichtliche Bedeutung[1]. Überall spürt man sein Vorwärtsdringen und seine erfolgreiche Ausbreitung. Die Illyrier standen hinter den Doriern, die als dritte und letzte der griechischen Einwanderungswellen nach Süden drängten[2]. Als die Phryger nach Kleinasien hinübergingen und dort dem Hethiterreich ein Ende bereiteten, kamen illyrische Bestandteile mit. Die Troas wurde zum Sitz eines illyrischen Königshauses[3] und bis nach Bithynien sind illyrische Namensformen nachweisbar[4]. In Italien schoben die Veneter die faliskisch-latinischen Stämme vor sich her[5]. Zusammen mit der oskisch-umbrischen Gruppe kamen gleichfalls illyrische Scharen auf die Halbinsel[6]. Sie waren Anstoß dieser Wanderungen und zugleich ihre Träger. Im ostdeutschen Raum begründeten Illyrier die Lausitzer Kultur, die weithin — bis nach Polen, der Ukraine und Westungarn — bestimmend wurde.

Doch in dem Maße, wie die Illyrier Donauländer und Apenninhalbinsel durchdrangen und im deutschen Osten eine Vormachtstellung einnahmen, wandelten sie sich aus Angreifern zu solchen, die angegriffen wurden. Um die Wende des 7. zum 6. Jahrhundert brach die Lausitzer Kultur zusammen. Sie erlag germanischen Stämmen, einstmaligen Genossen der Illyrier, die von Norden nachdrängend zu Gegnern geworden waren. Zusammen mit den Germanen überrannten skythische Scharen die Burgen, in denen die Lausitzer sich zu halten suchten. In dem hallstattzeitlichen Burgwall auf dem Breiten Berge bei Striegau und in dem von Niemitsch (Kr. Guben) fand man die dreischneidigen Pfeilspitzen aus Bronze, die für die Skythen bezeichnend sind[7]. Aus Vettersfelde, in unmittelbarer Nähe von Niemitsch, stammt der berühmte skythische Goldschatz des 6. Jahrhunderts, und andere Funde[8] treten als Bestätigung hinzu. Skythenstämme überschwemmten auch die Donaugebiete. Ihre Pfeilspitzen aus Bronze und Knochen finden sich bis ins siebenbürgische Bergland[9]. Germanen und Reitervölker hatten erstmalig in geschichtlichem Zusammenwirken Epoche gemacht. Vier Jahrhunderte später sollte sich der Vorgang wiederholen.

Damals stürzte die skythische Macht in Südrußland zusammen. An ihrer Ostgrenze harrte ein anderes Steppenvolk iranischer Herkunft der kommenden

Dinge: die Sauromaten. Ihre Grenzen lagen zwischen den Unterläufen der Donau und Wolga, nördlich des Kaukasus[10]. Zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Zw. drang das Volk nach Westen vor; es wurde jetzt mit leicht veränderter Namensform als Sarmaten bezeichnet[11]. Ein sarmatischer Dynast erscheint in dem Vertrag, den Eumenes von Pergamon 179 v. Zw. mit Pharnakes, dem ersten pontischen König des Namens, abschloß[12]. Die Sarmaten breiteten sich über ganz Südrußland aus und machten der dortigen Skythenherrschaft ein Ende; nur in der Krim und in der Dobrudscha behaupteten sich Reste von ihr[13]. In der Protogenesinschrift[14], die wahrscheinlich ins Jahr 184 v. Zw. gehört[15], begegnen zwischen Bug (Hypanis) und Dnjestr (Thyras) noch Skythen; daneben erscheinen bereits zwei sarmatische Stämme[16]. Man steht inmitten der Vorgänge, die zur Vertreibung des einen Volkes durch das andere führten.

Der sarmatische Vorstoß bildete einen Teil der großen Bewegung der iranischen Reiterstämme. Er schloß sich an den Vorstoß der Saken und Tocharer nicht nur zeitlich an, sondern auch geographisch[17]. Unter den Stämmen der Sarmaten werden die Aorser genannt[18]. Sie wohnten als Nachbarvolk der Siraken[19] am Don. Daneben gab es »obere« Aorser[20], offenbar das Stammvolk, am Nordrand des Kaspischen Meeres und am unteren Jaxartes. Gleich Skythen und Sarmaten[21] waren sie iranischen Ursprungs: das beweist der Name[22]. Chinesische Berichte kennen sie unter dem Namen Jen-tsai oder An-tsai als Bewohner von Chorasmien[23]. Damit schließt sich die Bewegung der Sarmaten lückenlos an die Einbruchstelle ihrer östlichen Nachbarn an.

Der Fundbestand der sarmatischen Gräber[24] bestätigt das Bild einer Bewegung, deren Verbindungsfäden weit nach Osten reichen. Die Kurgane des Kubangebietes und die Wolgagräber enthalten chinesische Spiegel der Han und Nachahmungen von solchen[25]. Daneben finden sich zweirädrige Karren aus Ton, die den Nomadenwagen Mittelasiens ähneln und in Terrakotten auch der Hanzeit wiederkehren[26]. Die Tragbügel für Schwerter aus Jadeit, die an der Wolga zutage kamen, stimmen mit chinesischen und koreanischen der gleichen Zeit überein[27]. Die Eigentumsmarken (*tamga*) sind dieselben auf den sarmatischen Gürteln und Dolchen und auf den Felszeichnungen am Jenissei[28]. Schließlich muß noch des Steigbügels gedacht werden. Er taucht erstmalig in sarmatischen Gräbern auf[28a], aber begegnet auch schon im Indien des 2.—1. Jahrhunderts und im China der Han[29]. Der Steigbügel hatte eine umwälzende Wirkung für das gesamte Kriegswesen; seine Einführung bildete eine Voraussetzung für die schlachtentscheidende Bedeutung der Reiterwaffe[30].

Gleichzeitig mit dieser neuen Welle iranischer Reiternomaden erschien ein germanischer Stamm, die Bastarnen, in Südrußland. Zum zweiten Male stießen Angehörige beider Völker zusammen und vereinigten sich zu gemeinsamer Tat. Die Sitze der Bastarnen lagen an den Nord- und Ostabhängen der Karpathen und Beskiden[31]. Um 230 v. Zw. war der Stamm bereits in Bewegung[32], zu Beginn des 2. Jahrhunderts begegnet er am Pontus[33]. In der Protogenesinschrift erscheinen die Bastarnen mit den gleichfalls germanischen Skiren zusammen als der Schrecken, der Olbia und der Krim von Westen her drohte[34]. Wieder (oben S. 86) führt diese Inschrift mitten in die Umwälzungen hinein. Die archäologische Hinterlassenschaft der Bastarnen und der Ostgermanen überhaupt, ihre »Steingräber«- oder »Gesichtsurnen«kultur gestattet diesen ersten germanischen Zug nach dem Südosten festzulegen[35]. Bis weit in die Ukraine hinein lassen sich die Funde verfolgen[35a].

Auch an der unteren Donau erschienen dieBastarnen. Philipp V. von Makedonien suchte sie im Jahre 184 v. Zw. zu einem Überfall auf Italien zu überreden[36]. Zwei Jahre darauf war er bemüht, die Germanen den illyrischen Dardanern auf den Hals zu schicken, lästigen Nachbarn des makedonischen Reiches. Würden sie sich einmal in deren Gebiet festgesetzt haben, so sollten sie von dort aus Einfälle in die Apenninhalbinsel unternehmen[37]. Im Jahre 179 erfolgte tatsächlich der bastarnische Vorstoß gegen die Dardaner, unterstützt von thrakischen und skordiskischen Scharen[38]. Nach anfänglichen Erfolgen brach er zusammen. Zwar blieb ein Hilfsgesuch der bedrängten Dardaner an den römischen Senat ohne Wirkung[39]. Aber es gelang diesen selbst, sich von den Eindringlingen zu befreien; der zurückflutende Haufe fand auf dem Eis der Donau zum größten Teil den Tod[40].

Noch einmal betraten die Bastarnen das Südufer der Donau. Ihr König Clondicus trug 168 v. Zw. Perseus von Makedonien an, ihn in seinem Kampf gegen die Römer zu unterstützen. Perseus schlug dieses Anerbieten aus Geiz ab. Plündernd kehrten die bastarnischen Scharen über die Donau zurück[41].

2.

Die Bastarnen waren nicht nur die ersten Germanen in Südrußland: sie nahmen auch in ihren Zügen wesentliche Ereignisse aus der Geschichte ihrer Nachfahren, vor allem der Goten, vorweg[42]. Beide, Bastarnen und Goten, drangen in dieselben Länder am Schwarzen Meer vor. Auch der Stoß gegen die untere Donau, die Einfälle auf das Südufer waren ihnen gemeinsam. Vielleicht ließe

sich die Parallele noch weiterführen, »wenn jener weitschauende Plan Philipps V., der die Bastarnen nach Italien abschieben wollte, nicht durch die Kleinlichkeit seines Sohnes Perseus vereitelt worden wäre. Der Bastarnenzug nach Italien würde dann durch ähnliche Beweggründe veranlaßt worden sein und vielleicht ähnliche Folgen gehabt haben wie später der Zug des Ostgoten Theoderich, mit dem sich die kluge Politik des Byzantiners Zeno auf einen Schlag zwei gefährliche Gegner vom Halse geschafft hat«[43].

Clondicus' Angebot an König Perseus lautete dahin, mit zehntausend Reitern und ebensovielen »Parabaten« in makedonischen Dienst zu treten[44]. Die Erwähnung dieser Parabaten zeigt, daß die Bastarnen bis zum Jahre 168 v. Zw. an der ererbten germanischen Kampfweise festhielten. Sie übten das gemischte Gefecht: Reiter kämpften mit Leichtbewaffneten zu Fuß in gemeinsamem Verband. Die Fußgänger liefen neben den Pferden her, an deren Mähnen sie sich festhielten und auf deren Kruppen sie nötigenfalls aufsaßen. In der Kaiserzeit hatte sich das Bild gewandelt. Zwar trugen die Bastarnen, wie die Reliefs der
95.66f. Trajanssäule und des Tropaeums von Adamclisi[45] zeigen, den germanischen Haarknoten und germanische Tracht; auch ihre Sprache und ihre Lebensweise war beibehalten. Aber durch Blutsmischung hatte sich ihr Wesen dem ihrer sarmatischen Nachbarn angeglichen[46]. Von ihnen hatten sie auch die lange, enganliegende Hose übernommen, die dann rasch bei den anderen Germanen
66f. heimisch wurde[46a]. Und wiederum die Darstellungen von Adamclisi geben zusammen mit den Bastarnen Vertreter eines sarmatischen Stammes, bewaffnet mit einem gekrümmten Zweihänder, der an die *falces* der Daker und Skythen[47] erinnert.

Auch die weiter östlich sitzenden Skiren unterlagen diesen Einflüssen[48]. Das Gebiet nördlich des Schwarzen Meeres und westlich des Dnjepr gehörte einst zum Thrakerreich des Burebista[49]. Thrakische und dakische Namen haben sich erhalten[50]. Die Funde aus den dortigen Germanengräbern aus den Jahren nach der Zeitwende zeigen die Durchdringung der germanischen Kultur seitens der dakischen; sie zeigen auch, daß die Goten späterhin in gleicher Weise beeinflußt wurden[51].

Diese Durchdringung äußerte sich bei den Bastarnen in einem Herabsinken von ihrer ursprünglichen Höhe[52]. Schon bei ihren unmittelbaren Nachfolgern sollte sich ein geschichtlich weit fruchtbarerer und folgenreichererAusgleich der Kulturen vollziehen.

Den Zug der Kimbern als Vorspiel der großen Völkerwanderung zu betrachten,

ist seit langem üblich. Sowohl im Übergang über Rhein und Donau wie im Eindringen nach Gallien, Spanien und Italien liegt die Übereinstimmung vor. Auf der anderen Seite entspricht die ursprüngliche Richtung der kimbrischen Wanderung weitgehend der der Bastarnen. Auch sie erfolgte am Ostrand des germanischen Bereiches. Nicht auf dem Elbweg suchten die Kimbern nach Böhmen einzudringen: ihr Einfall erfolgte von Schlesien aus, vermutlich über die Glatzer Pässe, die den Verkehr zwischen der Oderniederung und Böhmen damals vermittelten[53]. Als der Angriff am Widerstand der keltischen Boier scheiterte, ging der Vorstoß nach Südosten, in Richtung auf die Donau, weiter.

Auf der Bahn, die Bastarnen und Kimbern eröffnet hatten, sind ihnen andere gefolgt. In mehreren Stößen drangen die Wandalen[54] nach Schlesien, Polen und Westrußland vor[54a]; später sollten sie sich in Oberungarn und in der Theißebene, in der Nachbarschaft der dortigen Reiterstämme, festsetzen. Doch auch die Kimbern hielt es, wie bemerkt, in Schlesien nicht. Einmal hat sich ihr Zug mit dem der Bastarnen fast gekreuzt. Als die Kimbern in das Land der Skordisker vordrangen, setzten sie sich unmittelbar westlich der Stelle fest, an der sich der bastarnische Vorstoß von 179 v. Zw. Bahn zu brechen versucht hatte.

Auch die Kimbern kamen mit östlichen Einflüssen in Berührung. Die eisernen Brustpanzer der kimbrischen Reiterei fielen den Römern bei der Entscheidungsschlacht von Vercellä ins Auge[55]. Diese Panzer stachen ebensosehr von den antiken (die die Bronze[56] bevorzugten) ab, wie sie mit denen der Skythen und Sarmaten übereinstimmten[57]. Vermutlich kam der iranische Eisenpanzer den Kimbern durch ostkeltische Vermittlung zu. Seine Bezeichnung als Brünne geht auf ein keltisches Wort zurück, das in der Spätlatènezeit übernommen wurde[58]. Es bedeutete ursprünglich »Brust« (vgl. altirisch *bruinne*) und hat dieselbe Entwicklung durchgemacht wie das griechische *thorax*, das Plutarch für die kimbrischen Panzer verwendet. Denn auch dieses Wort meinte ursprünglich die »Brust«, bevor es zur Bezeichnung des »Brustpanzers« wurde[59].

Überhaupt glichen die Kimbern mit ihren Langschilden und Speeren, ihren mit Tierbildern verzierten Helmen[60] den Reitern der Ostkelten, die auf dem Silberkessel von Gundestrup erscheinen[61]. Dieser Kessel selbst bildet ein Zeugnis für 82
die Stärke der Einflüsse, die auf diese Germanen im Südosten eindrangen. Er wurde gegen Ende des 2. Jahrhunderts in balkankeltischem Gebiet, wahrscheinlich in dem der Skordisker[62], angefertigt. Von dort kam er ins Heimatland der Kimbern, sei es als Beutestück oder als Handelsware, und fand hier rasche Nachahmung. Was die Skordisker angebahnt, führten die Nordgermanen zu

Ende. Sie verschmolzen keltische Formen mit östlichen, die dem Pontus[63] und weiterhin dem südlichen Rußland[64] entstammten.
Die einheimischen Stücke von der Art des Gundestruper Kessels, die sich in Himmerland und auf Fünen gefunden haben[65], bezeichnen einen Wendepunkt in der Geschichte der germanischen Kunst. Wie die gleichzeitige Schöpfung des Runenfutharks durch die Kimbern[66] den ersten Übergang von den älteren Sinnbildzeichen in die Lautschrift nach antiker Art bedeutete, so jene Stücke die erste Auseinandersetzung mit antiken Formen. Es war die Vorwegnahme einer Entwicklung, die mit der Völkerwanderung ungleich stärker einsetzen sollte. Der Kessel von Gundestrup steht entwicklungsgeschichtlich am Beginn des Mittelalters, dessen figürliche Reliefkunst nach Stil und Inhalt in seinem Bildwerk vorgebildet erscheint. Nur, daß »der Gang der Geschichte mit der römischen Eroberung des Nordens den Lauf dieser Strömung« aufhielt, »bis die Ereignisse der Völkerwanderung ihr wieder freie Bahn geschaffen haben«[67].
Böhmen hatten die Kimbern den Kelten nicht entreißen können. Doch bald darauf wichen die dortigen Boier unter neuem germanischen Druck. Die Markomannen und Quaden faßten im böhmisch-mährischen Becken, die Hermunduren[68] weiter westlich bis zum Thüringerwald[69] Fuß. Marbods Reich lastete eine Weile einem Alpdruck gleich auf Rom, um dann zusammenzubrechen. Wie den Bastarnen und Kimbern, so stellte sich auch hier die römische Macht einem weiteren Vordringen in den Weg. Allenthalben war sie bis jetzt zur Donaugrenze vorgedrungen; stärker und gefestigter denn je zuvor, schickte sie sich an, dort ein Bollwerk für Jahrhunderte zu errichten.
Notgedrungen machte der germanische Vorstoß halt. In der Nachbarschaft Roms verharrte man über anderthalb Jahrhunderte, wobei kriegerische Auseinandersetzungen und friedliche Durchdringung sich ablösten. Die Quaden hatten ihre Sitze am weitesten nach Südosten vorgeschoben: sie reichten bis in die Ebene zwischen den Ausläufern der slowakischen Karpathen und der Donau[70]. Dort, wo der Fluß sich südwärts wendet, beginnt die große ungarische Tiefebene, stoßen kleines und großes Alföld aneinander. Hier trafen die Vorposten des germanischen Südoststromes erneut mit den Reitervölkern zusammen.
Als geschichtlicher Raum[71] wird das heutige Ungarn von Gegensätzen bestimmt. Auf dem linken Donauufer erstreckt sich das »große Feld«. Seine Weizenfelder erfüllen und begrenzen zugleich den Blick. Dazwischen spärliche Höfe, deren niedrige Schilfdächer in den Boden sich ducken, um die Einförmigkeit dieser Weite und fruchtbaren Öde nicht zu stören. Oder es dehnt sich die

Pußta mit ihren Herden von Rossen und Rindern; hier ist der berittene Hirt, allenfalls der Zigeuner Herr des Landes. Zwischen flachen Ufern strömt die Theiß durch das Land. Mit ihren Windungen und sumpfigen Gestaden[72] erinnert sie an Irtysch und Ob, an die Flüsse des nordwestlichen Sibirien[73], von denen das Volk der Magyaren einst aufgebrochen war. Anders das Südufer der Donau. Im Gegensatz zur Theiß ist dieser Fluß ein Bruder des Rheins; er ist ureuropäisch, nicht asiatisch. An seinen Ufern erheben sich Bergzüge zu mäßiger Höhe, und in ständigem Auf und Ab, im Wechsel von Hügel, Tal und Seengelände, von malerisch gelagerten Dörfern und Schlössern entfaltet sich das alte Pannonien. Nicht Weide oder Kornfeld, sondern Weinberg und Obstgarten bestimmen die Landschaft. An die Stelle extensiver Bodenwirtschaft ist die intensive getreten, und statt einer »trostlosen Fruchtbarkeit« zeigen sich kunstvolle Pflege und Züchtung. Alföld und Pußta waren Vorboten der schwarzen Erde Rußlands und der asiatischen Steppe, in ihrer äußeren Gestalt und im raschen Wechsel des Klimas zur Tag- und Nachtgleiche. Umgekehrt lassen der aromatische Duft des Landes und seiner Erzeugnisse, die Mannigfaltigkeit der Bildungen, der halkyonische Glanz, der über allem zu ruhen scheint, das pannonische Gebiet als Vorboten Italiens erscheinen.
Danach verteilten sich die Rollen beider Gebiete im Lauf der Geschichte. Verwies schon die Natur Pannoniens nach Italien, so war es kein Zufall, daß die Römer sich das Land nahmen. Dionysos, seit alten Zeiten in Pannonien verehrt[74], hat sich in Darstellungen bis in das Mittelalter hinein gehalten[75]. Überhaupt sind in der Romanik und Gotik Transdanubiens antike Motive immer wieder aufgetaucht[76]. Auch das, was man als Form der ungarischen Kunst bezeichnet hat[77]: der Sinn für das Runde und Volle, die Freude am mäßig und schön Gewölbten — in Malerei, Relief und in der Volkskunst — es ist zum guten Teil römisches Erbe, durch Pannonien übermittelt. Das Gefühl für das Körperliche und Sinnliche, das der antiken Kunst eigen war, hat sich darin erhalten.
Vor den Landen nördlich und östlich der Donau machte dagegen das römische Vordringen halt. Wie bei dem freien germanischen Bauerntum oder bei dem Feudalstaat der Parther stieß es hier auf eine andersgeartete Welt[78]. Umgekehrt sind die Nomadenvölker, soviele ihrer im Lauf der Jahrhunderte ungarisches Land betraten, in Pannonien nie recht heimisch geworden. In den weiten Fluren des Alföld und der Theißebene tummelten sie ihre Rosse, weideten sie die Herden und schlugen ihr wechselndes Zeltlager auf. Skythische und sarmatische Stämme, Hunnen und Awaren haben hier bis zur Landnahme der Magyaren

ihre Spuren hinterlassen. Nur in den flachen Niederungen östlich des Plattensees[79] findet man Spuren größerer Niederlassungen der Awaren. Es war eine folgenreiche Neuerung, daß Arpad sein Volk zwang, auch im transdanubischen Land Fuß zu fassen[80]. Was danach kam, Petschenegen und Kumanen, hat sich wieder in den Niederungen zwischen Theiß und Donau seßhaft gemacht[80a].
Mit der Besetzung des kleineren Alföld waren Markomannen und Quaden in den Bereich der Reitervölker vorgestoßen. In den Jahrhunderten vor der Zeitwende hatten skythische Horden in der ungarischen Tiefebene nomadisiert[81]; dann waren, wie im südlichen Rußland, Sarmaten als ihre Nachfolger aufgetreten. Ihren mächtigsten Stamm bildeten die Jazygen[82]. Sie hatten sich von den nächstverwandten Roxolanen getrennt und sich gegen Ende von Tiberius' Herrschaft in der Theißebene festgesetzt[83]. Im Westen reichten sie nach ausdrücklicher Bezeugung[84] bis nach Carnuntum.
In allem waren die Jazygen Söhne ihres südrussischen Muttervolkes: in Bewaffnung und Kunsthandwerk[85], in der Lebensweise und in der Schätzung des Pferdes. Obwohl römische Formen eindrangen[86], blieb man dem Überkommenen treu. Das Fürstengrab von Borsahálom[87] enthielt in seiner aus Baumstämmen gefügten Kammer die Leiche des Toten, nach skythisch-sarmatischer Weise mit Goldplättchen bedeckt. Um ihn lagen sein Schmuck, mit farbigen Steinen inkrustiert, die Waffen, die als Totenopfer dargebrachten Sklaven. Das Grab dieses Nomadenherrschers, der hier mit seinen Schätzen, seinen Gefolgsleuten und seinen Rossen begraben wurde, unterscheidet sich in nichts von einem der Kurgane am Dnjepr und Don.
Langsam wurden die Germanen von den Formen erfaßt, die den iranischen Reiterstämmen eigentümlich waren. In Marbods Heer zählten die Reiter noch nicht ein Zwanzigstel des Ganzen; in der Folge begnügte man sich mit einer Truppe von Sarmaten und Jazygen[88]. Doch eben sie brachten das Neue. Im zweiten Jahrhundert lag den Quaden gegenüber im Kastell Arrabona (Raab) eine Schwadron von *contarii*[89]. Die Truppe hieß nach der langen Lanze, mit der sie bewaffnet war: dem *contus*. Er wurde nicht zum Werfen, sondern zum Stoß verwendet[90]. Dieses »Hervorstoßen«[91] der Lanze während des Anritts in vollem Galopp wurde bis in die Reiterreglements der neuesten Zeit gelehrt. Der *contus* war die Hauptwaffe der alanischen und sarmatischen Reiterei[92]. Wenn die Römer in diesem Fall sich der fremden Waffe bedienten, so darum, weil die gegenüberliegenden Quaden inzwischen den Kampf mit der Reiterlanze von ihren jazygischen Nachbarn übernommen hatten[93]. Wie man an der unteren

Donau den schwergepanzerten Reitern der Roxolanen gegenüber eine Abteilung von Kataphrakten aufgestellt hatte[94], so hatte man sich auch in Arrabona der Taktik des Gegners angepaßt.
Die Übernahme des *contus* durch die Quaden bedeutete nur einen ersten Schritt. Hinzutrat der Panzer aus geglätteten Hornschuppen[95], dessen Verbreitung bei den eurasischen Reitervölkern sich bis nach China hinein feststellen läßt[96]. Seit dem 3. Jahrhundert n. Zw. ist der Gebrauch des Bogens aus den quadischen Grabfunden festzustellen[97]. Daneben erscheint der einschneidige germanische Scramasax und ein kurzes Stoßschwert nach römischem Muster[98]. Auch Dolche sind bezeugt: auf ihnen beschworen die Quaden ihre Verträge. Das führt auf eine religiöse Bedeutung der Waffe, und man erinnert sich daran, daß die Alanen im aufgerichteten Schwert den Kriegsgott verehrten[99].
Von den benachbarten Reiterstämmen übernahmen die Quaden auch die wendige Art des Kämpfens, die den Berittenen bald vorprallen, bald in verstellter Flucht sich zurückziehen ließ[100]. Darum urteilte man, daß sie mehr zu Raub und Überfall als zu offenem Kampfe geeignet seien[101]. Die nomadische Kampfweise hatte sich dieser Germanen bemächtigt: im 4. Jahrhundert war kein Unterschied mehr zwischen ihnen und den Sarmaten[102].
Auch die Drachenfahne mittelasiatischer Herkunft empfing man von den Reiternomaden. Sie erscheint bei den Quaden schon im 2. Jahrhundert[103]. Sie übernahmen den Genuß von Pferde- und Fuchsfleisch von ihren Nachbarn[104], sowie die Sitte, die Streithengste zu kastrieren[105] (angeblich, damit ihr Wiehern bei Überfällen und Hinterhalten nicht zum Verräter wurde). Denn auch dies — *equus Hunnicus* hieß der Wallach im Mittelalter — hatte im Osten seinen Ausgang genommen[106]. Die Quaden übernahmen schließlich die knechtische Art, sich vor dem Sieger zu demütigen, deren Fehlen die Germanen noch der Trajanssäule so vorteilhaft von den Dakern und ihren Verbündeten unterscheidet...[107]. Alle diese Entlehnungen waren nicht denkbar ohne engste Nachbarschaft und politische Verbundenheit. Eine neue Vereinigung beider Ströme, des nordisch-germanischen und des östlich-iranischen, bahnte sich an.
Trügerische Ruhe leitete den kommenden Sturm ein. Im Verlauf des 2. Jahrhunderts schienen die Grenzvölker in ein Klientelverhältnis zum römischen Reich hineinzuwachsen. Antoninus Pius setzte nach eigener Wahl den Quaden einen König ein[108]. Da kam der Umschlag. Unter dem Kaiser Marcus verschworen sich alle Stämme von dem illyrischen Limes bis hin nach Gallien[109]. In Ballomar, dem Markomannenkönig, schien ein neuer Marbod erstanden zu

sein. Er vereinigte die altansässigen Hermunduren, Markomannen und Quaden. Ihnen zur Seite traten Stämme, deren Namen man an der Donau bisher nicht vernommen hatte: Langobarden, dann Charier, Viktualen, Asdinger, alle den Wandalen zugerechnet, und Lakringer, ihnen engstens verwandt. Die Reitervölker waren gleichfalls zur Stelle, und auch sie hatten Zuzug erhalten. Neben Jazygen und Roxolanen, die westlich und südöstlich der dakischen Provinzen die großen Ebenen bevölkerten[110], meldeten sich neue Namen: Kostoboken[111], Buren und ein Volk, das noch in anderem Zusammenhang begegnen wird, die Alanen.

Was war geschehen? »Andere Völker«, sagen unsere Quellen, »kamen auf der Flucht vor nördlich wohnenden Siegern an die Reichsgrenze, mit Krieg drohend, wenn man sie nicht aufnehme«[112]. Damit wirft die Wanderung der Goten erstmalig ihren Schatten über die Geschicke des Römerreiches[113].

3.

Die Goten saßen vor dem Zeitwechsel im südlichen Schweden. Die Insel Gotland, dann Väster- und Östergötland haben den Namen, haben auch archäolo-
89 gische Spuren[114] erhalten. Die Felsinschrift von Himmelstalund[115], die Runen auf der Schnalle von Vi[116] bestätigen, daß auch nach der Abwanderung beträchtliche Teile des Volkes in der Heimat verblieben. Gleich den nach Britannien fahrenden Mannen der Hengist und Horsa[117] sollen auch die Goten ihr Geschick drei Schiffen anvertraut haben[118]. Zur See gelangten sie ans baltische Gestade. Westpreußen bildete den Mittelpunkt ihres neuen Gebietes; die Gegend um die Weichselmündung wurde nach ihnen als »gotische Küste« (Gothiscandza) bezeichnet[119].

Zahlreiche germanische Lehnwörter, teilweise in die Zeit vor der ersten Lautverschiebung zurückreichend, zeigen, daß die Finnen seit früher Zeit in Berührung mit den Germanen standen[120]. Noch enger wurde sie, als die Goten zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Zw. über die Passarge hinaus nach Osten vorstießen. In Samland und in Natangen erscheinen jetzt gotische Gräberfelder neben denen der ansässigen *Aestii*[121]. Diese gaben ihre Namen dem westfinnischen Stamm[122], der ihn bis heute bewahrt hat. So wurden die Goten Nachbarn der Finnen, die auf dem Ostufer der unteren Weichsel wohnten[123]; sie werden als solche geradezu genannt[124]. Erstmalig geriet der germanische Stamm in den Bereich einer Nomadenkultur. Bereits hier waren iranische Einflüsse spürbar. Wieder zeigen Lehnwörter, diesmal aus uriranischer Zeit[125], daß diese Einflüsse

hoch hinaufgingen. Die Darstellung eines Renntiernomaden auf einem Sigillatagefäß aus Rheinzabern gibt diesen in iranischer Tracht, mit dem Baschlyk[126]. Doch scheint diese erste Begegnung in das Leben der Goten nicht tief eingegriffen zu haben. Die archäologische Hinterlassenschaft ist dieselbe an der Weichsel wie in Schweden[127]. Auch das neue Land glich weitgehend der Heimat: 85
ein sanft gewelltes Hügelland, kleinere Seen, Mischwald und leichter Buschschlag, alles durchzogen von dem schwer-süßen Geruch des Erntekrautes. Nur jene Helligkeit des Nordens, die die Lichter leuchtender, die Schatten farbiger erscheinen läßt und in ihrer durchsichtigen Klarheit an die Tage des Spätherbstes gemahnt, trafen sie nicht mehr an. Sie waren im Begriff, das Land der hellen Nächte gegen die grenzenlosen Ebenen des Ostens, die Fernsichtigkeit gegen die Weiträumigkeit einzutauschen.

Von der Weichselmündung brachen die Goten von neuem auf. Wieder drängten sie nach Südosten: Ziel waren die Länder am Schwarzen Meer. In diese Zeit fallen die Auswirkungen, die sich im Markomannenkrieg fühlbar machten[128]. Andere Stämme, die gleich den Goten der skandinavischen Halbinsel entstammten, schoben diese vor sich her: die Burgunden nach dem Südwesten, die Wandalen von Schlesien aus donauwärts. Alles geriet in Bewegung. Die Semnonen, die nach Süddeutschland auswanderten, die Chauchen, die über den Niederrhein drangen, waren ebensosehr Getriebene wie die Reitervölker, die Langobarden und jene Völkersplitter, die erstmalig an der Donau neben den schon ansässigen Germanenstämmen hervortraten.

Eine gotische Sage[129] erzählte von dieser Wanderung. Danach war Filimer, Sohn des Gadarig, der Anführer. Durch ein Sumpfgebiet und nach Überschreitung eines Flusses sei er in die fruchtbare Landschaft Oium gezogen. Da die Brücke über den Fluß zusammenbrach, heißt es weiter, mußte die eine Hälfte der Mannschaft zurückbleiben. Die anderen fielen in das Gebiet der Spaler ein und setzten sich an der Küste der Maeotis fest.

Das Sumpfgebiet waren die Pripetsümpfe. Das zeigt der Fund der Lanzenspitze 65
von Kowel mit ihrer gotischen Runeninschrift. Dann waren die »Auen« Oium (got. **aujom*)[130] die südrussische Ebene[131]. Dort saßen die späteren Ostgoten, die im Gegensatz zu den Westgoten oder Terwingen, den »Waldbewohnern«, als Greutungen »Feldbewohner« bezeichnet wurden[132]. Die »Auen« und das hier gemeinte Feld weisen auf die gleiche Gegend. Die Spaler saßen zwischen Dnjepr und Don[133]. Also war der Fluß, den die Auswanderer überschritten, der Dnjepr[134]. Auch an den Bodenfunden wird die germanische Einwanderung kenntlich[135].

In der nordwestlichen Ukraine erstrecken sich beiderseits des Dnjepr ausgedehnte Gräberfelder des Romaschki-Typus. Brand- und Skelettgrab sind hier wie bei den gotischen Beisetzungen[136] gemischt. Auch die Kleinfunde zeigen Formen, deren Herkunft sich nicht verkennen läßt: Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, Schnallen, Knochenkämme, Eisenmesser[137]. Die gleiche Denkmälergruppe ist über die ganze Westukraine und das östliche Ungarn[138] verbreitet und reicht bis an das griechische Gebiet am Nordufer des Schwarzen Meeres heran. Sie kennzeichnet die Ausbreitung der von Nordwesten herandringenden Goten und Wandalen.
In Tschernjachow bei Kiew fand sich ein Denar der jüngeren Faustina[139], der einen zeitlichen Anhaltspunkt abgibt. Dasselbe gilt von der bereits genannten Lanzenspitze von Kowel: sie ist in das späte 2. Jahrhundert zu setzen[140]. Da ihre Ornamentik Einwirkungen bosporanischen Formengutes zeigt[141], darf man vermuten, daß Teile der Goten damals bereits weiter im Süden saßen[142].
Mit diesem zeitlichen Ansatz stimmen zwei mittelindische Inschriften überein, die sich in einem buddhistischen Höhlentempel bei Junnar im Poonadistrikt[143] gefunden haben. Beide entstammen sie der Mitte des 2. Jahrhunderts[144]. Hier werden die Yavana Irila und Cita »von den Gata« als Weihende genannt. Mit Yavana »Grieche« wurden auch die einheimischen Bewohner griechischer Poleis im indischen Nordwesten, dann überhaupt die Völker der angrenzenden Westländer bezeichnet[145]. In Gata hat man die Goten, in Irila germ. Erila erkannt. Cita wird man ostgotischem Tzitta und altenglischem Tidda gleichsetzen dürfen. Die Anwesenheit der beiden Goten in Indien erklärt sich am ehesten, wenn das Volk damals bereits in Südrußland saß, zum mindesten sich auf dem Zug dorthin befand.
Auch die weite Entfernung, die auf den ersten Blick Schwierigkeiten macht, verringert sich, wenn man unter solcher Voraussetzung die politischen und Stammesverhältnisse betrachtet. Das Gebiet der Tocharer reichte, seitdem sie sich Baktrien unterworfen hatten, von den Steppen nördlich des Oxus bis an die Grenze Indiens. Über den Dorah-Paß drangen ihre Nachfolger, die Kuschan, um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Zw. auf die indische Seite, nach Chitral vor[146]. Unter Kanischka[147] (78—103) erstreckte sich das Reich der Kuschan über ganz Nordwestindien, südlich bis zum Vindhyagebirge[148], also bis in die Nachbarschaft von Junnar, dem Fundort der Weihinschriften. Kanischka bekehrte sich und sein Volk zum Buddhismus; die Denkmäler dieser Religion[149] erstrecken sich von Gandhara über das obere Swat-Tal[150] bis zu den Ruinen-

stätten des heutigen Afghanistan: nach Hadda[151], Bamijan[152], Balch[153] und den Heiligtümern auf dem Südufer des Oxus[154]. Hier schließen sich nördlich die Soghder an, bei denen die Grundlagen der buddhistischen Mission bereits unter den Kuschan gelegt wurden[155].
Von der mittelasiatischen Steppe bis zum Dekkan reichte das geschlossene Herrschaftsgebiet der Kuschan. Pilger, die ein buddhistisches Heiligtum aufsuchten, konnten hier auf Sicherheit und Schutz rechnen. Nordwestlich schloß sich ein zweites, nicht weniger einheitliches Gebiet an: das der Alanen. Es erstreckte sich im Osten bis an den Aralsee, im Westen bis an den Don. Der Karawanenhandel, der hier durchging, behängte nach einem Wort Strabons[156] bereits die Aorser, die Vorgänger der Alanen[157], mit Gold. Daß deren Beziehungen bis zum Ganges reichten, wußte noch das ausgehende Altertum[158]. Nach Südrußland führte von Indien die »nördliche« Handelsstraße[159] (im Gegensatz zu der weiter südlich verlaufenden Seidenstraße), den Oxus abwärts und über das Kaspische Meer[160]. Aus Indien[161] empfingen die Alanen die Almandine, mit denen sie und später ihre gotischen Nachbarn die Flächen ihres goldenen Geschmeides überzogen.
Wieder trafen sich Germanen und ein Reitervolk iranischer Abstammung im südosteuropäischen Raum. Die Alanen waren der stärkste und der leitende Stamm der Sarmaten[162]; die heutigen Osseten im Kaukasus sind ihre Nachfahren[162a]. Der Name von Iran und der der Alanen besagen dasselbe: daß es sich um ‚Arier' (altpers. *aryānām*) handelt[163]. Zur gleichen Zeit, da die Goten von Nordwesten her in den südrussisch-sarmatischen Raum vorstießen, waren die Alanen von Osten aus daran gegangen, sich die restlichen sarmatischen Stämme zu unterwerfen. Beide Eroberervölker traten in enge Beziehungen; sie saugten gemeinsam im 3. Jahrhundert die Roxolanen, gefährliche Nachbarn Roms an der Donaufront, auf[164].
Noch weiter drangen die Alanen vor. Kurz nach der Mitte des 2. Jahrhunderts erschienen sie selbst an der Donau[165]. Vermutlich waren diese Splitter bereits durch die Goten, die bis zur Maeotis vorstießen, verdrängt worden[166]. Einzelne dieser Germanen müssen schon damals mit den Alanen westwärts gewandert sein. Der nachmalige Kaiser Maximin wurde im Jahre 173 in einem Dorfe Untermösiens, auf dem Südufer der Donau, als Sohn eines Goten und einer Alanin geboren[167].
Waren die Alanen selbst Iranier, so waren die Griechenstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres und mit ihnen das bosporanische Königreich stark irani-

siert[168]. Schon die sarmatischen Nachbarn wirkten hier ein. Sarmatische Tracht
und Waffen drangen in die Städte[169]. Die Könige trugen sarmatische Namen;
sie ließen sich nach iranischer Weise zu Pferde, den obersten Gott anbetend,
auf ihren Münzen darstellen[170]. Mit den Alanen bestanden ebenfalls Beziehun-
gen: die bosporanischen Herrscher hielten sich eigne Dolmetscher für das Sar-
matische und für das Alanische[171]. Jetzt trat der gotische Druck hinzu: alles
geriet in Abhängigkeit[172]. Nur Kertsch hielt sich bis in justinianische Zeit[173].
Tyras dagegen fiel bald[174], und nach der Mitte des 3. Jahrhunderts wurde Olbia
von den Goten erobert, seine Blüte vernichtet[175].

Auch hier, nicht nur in Berührung mit den Alanen, kamen die Goten in den
Bannkreis der iranischen Kultur. Eine Durchdringung setzte ein und hatte
tiefgreifende Wirkungen. Die iranischen und iranisierten Nachbarn haben den
Goten entscheidende Züge ihres geschichtlichen Wesens übermittelt.

4.

72 73 Die Königstracht der Ostgoten ist aus der Zeit des Theodahad und seiner Nach-
folger in einer Reihe von Denkmälern überliefert[176]. Ihre Hauptteile waren ein
Mantel mit darunter getragenem Chiton und die eigentümliche Kappe oder
Krone[177]. Alle Stücke sind von dem spätrömischen Kaiserornat so verschieden
wie möglich[178].

Der Chiton besitzt am Halsausschnitt eine abschließende Borte, die mit einer
senkrecht verlaufenden Mittelborte zusammentrifft. Schon dies unterscheidet
ihn von gleichzeitigen römischen Stücken, wo die senkrechten Borten beider-
seits, rechts und links, nicht in der Mitte verlaufen[179]. Dagegen erscheint die
74 78 Mittelborte bei der parthischen[180], sasanidischen[181] und der diesen engver-
wandten palmyrenischen[182] Tracht. Wegen der Nachbarschaft zu den Goten
müssen Beinplättchen aus Olbia[183] besonders genannt werden. Sie stellen einen
parthischen König mit seinem Hof dar. Auch da ist der Chiton durch eine Mittel-
borte ausgezeichnet, gelegentlich durch eine an gleicher Stelle verlaufende
senkrechte Naht[184]: sie wurde offenbar durch die Borte in den anderen Fällen
überdeckt. Noch Stifterbildnisse aus Kutscha in Ostturkestan[185] zeigen diesen
Chiton, dessen Verbreitung, wie es scheint, mit der des iranischen Volkstums
zusammenfiel.

In gleiche Richtung weist der Mantel. Er bedeckt die Schultern, läßt aber die
73 Brust frei. Die Münzen des Theodahad zeigen, daß er mit Ärmeln versehen
war[186]. Die Schulternaht ist hier mit einer Perlenborte geschmückt. Auf der

rechten Schulter — nur sie ist voll zu sehen — befindet sich am unteren Ende ein
gleichfalls perlenbesetztes Querstück, das den Ansatz der Ärmel bezeichnet.
Ähnliche Borten und quergesetzte Schulterstücke kennt man von den Stifter-
figuren aus Kumtura in Ostturkestan[187], oder von den kleinen Terrakotten aus
Afrasijab[188], die der vorislamischen Zeit Bocharas[189] entstammen. Hier ist auch 76
der Schnitt des Mantels der gleiche wie auf den ostgotischen Denkmälern.

All das weist von vornherein auf iranischen Ursprung. Die Perlenborten zieren
auch den sasanidischen Königsornat[190]. Der Ärmelmantel, der die Brust frei
läßt, ist nichts anderes als der persische Kandys[191]. Mit einer Spange auf der
Schulter befestigt[192], flattert er bei heftiger Bewegung im Wind, wie man es
auf dem Alexandersarkophag sieht. In Gegenwart des Herrschers mußte man
den Kandys anziehen[193]. Bei den Vornehmen und beim König selbst war er
mit Purpur gefärbt[194]. Auch der Mantel, der den ostgotischen Königen bei ihrer
Erhebung umgelegt wurde, war ein Purpurgewand[195].

Gleich dem Chiton läßt sich auch der Kandys in Südrußland nachweisen. Er
war meist aus Fellen gearbeitet und hieß dann Sisyrna[196]. Auf den Darstel-
lungen erscheint er als bezeichnender Bestandteil der skythischen Tracht[197],
dann der Nordvölker überhaupt[198]. Meist war dieser Mantel gegürtet. Ähnlich
dem des ostgotischen Königsornats ließ er die Brust frei[199]; an den Rändern zeigt
er die Borten und auf der Schulter die Naht sowie das quergesetzte Schulter-
stück[200]. Beide waren auch für den parthischen Königsornat kennzeichnend[201].
Die Darstellung des sitzenden Königs auf einem der Beinplättchen von Olbia[202]
bestätigt diese Eigentümlichkeit: die Randborte kehrt auch da wieder, nur das
Schulterstück läßt sich an diesem Ärmelmantel nicht erkennen.

Es bleibt noch die Kopfbedeckung. Auf den Münzen gleicht sie einer halbkugel- 73
förmigen Kappe. Ein horizontales, mit Edelsteinen verziertes Band bildet den
unteren Abschluß; ebensolche Bänder laufen von vorn nach hinten und von
Ohr zu Ohr, um auf der Spitze der Kappe in rechtem Winkel sich zu treffen.
Dieser Punkt ist durch einen kugeligen, besonders großen Edelstein gekenn-
zeichnet.

Man hat versucht, die Krone, die auf den Münzen erscheint, als Helm zu deu-
ten[203]. Einen solchen Helm, von überhöhter Halbkugelform, tragen die parthi-
schen Könige auf ihren Münzen[204]. Backenklappen oder ein Nackenschirm lassen 23
an der Deutung keinen Zweifel. Die Reihen von kugeligen Nagelköpfen, die an
den Nietstellen von vorn nach hinten und seitwärts von Ohr zu Ohr verlaufen,
entsprechen den Borten der ostgotischen Königskrone. Darstellungen von

Spangenhelmen[205] und erhaltene Stücke[206] zeigen vier Spangen, die in ihrer Anordnung den sich kreuzenden Borten der Krone entsprechen. Auch die Kugel auf dem Scheitelpunkt läßt sich belegen[207].

Unsere literarischen Berichte bezeugen indessen, daß die ostgotische Krone kein Helm war. Sie wird bezeichnet als *pilos*[208] oder *kamelaukion*[209]: danach war sie vermutlich eine Kappe aus Filz oder Wollstoff. Ihr Schmuck bestand aus Edelsteinen und Phalerae, die herabhingen. Der *pilos* konnte auch mit der Rüstung getragen werden[210]. Dem entspricht, daß auf den Münzen die Krone an Stelle des Helmes mit der Chlamys, also wiederum mit der Rüstung, erscheint[211].

Damit schwindet die Möglichkeit, die Krone als Helm zu deuten. Der *pilos* war weitverbreitet. Beispielsweise war er bei den Dakern und verwandten Stämmen die Tracht der Vornehmen, aus denen die Priester und Könige genommen wurden[212]. Beziehungen zwischen der dakischen und gotischen Kultur haben bestanden[213]. Auch die gotischen Priester trugen den *pilos* und wurden darum als *pilleati* bezeichnet[214]. Aber eine Übernahme des königlichen *pilos* lange nach dem Untergang des dakischen Königtums ist nicht wahrscheinlich. Überdies verwiesen die anderen Bestandteile der ostgotischen Königstracht eindeutig auf iranische Vorbilder. Auch die Perser trugen den *pilos*[215]. Er wurde der Kyrbasia und der Kidaris, aber auch der Tiara gleichgesetzt[216]. Die Kidaris erscheint auf den Münzen der Achaimeniden und des Tigranes von Armenien (97—56) als königliche Kopfbedeckung[217]; auch die Tiara diente als solche. Sollte in der Gleichsetzung von Kidaris und Tiara mit dem *pilos* liegen, daß auch dieser Abzeichen der Könige sein konnte?

74 Auf einem Graffito aus Dura erscheint ein iranischer König, eher ein Arsakide als ein Sasanide[218]. Er sitzt in vollem Ornat auf dem Thron. Außer dem Chiton mit Mittelstreifen und Ärmelbesatz trägt er eine Krone, die die Form einer überhöhten Halbkugel hat. Sie ist weder ein Helm, denn es fehlen Backenklappen und Nackenschirm, noch eine Tiara — wenigstens nicht die übliche mit horizontalen Streifen[219]. Aber Tiara und *pilos*, so sahen wir, glichen einander weitgehend[220]. Und mit dem ostgotischen *pilos* hat diese Krone die halbkugelige Form und die kreuzweise Anordnung der Bänder gemeinsam. Es fehlt der Besatz mit den Edelsteinen und Perlen, aber er mag spätere Hinzufügung oder durch die Nachlässigkeit des Zeichners weggelassen sein.

Eine halbkugelige Kappe gleich dem ostgotischen *pilos* trägt der Sasanide
75 Schapur, der ältere Bruder Ardeschirs I., auf einem Graffito in Persepolis[221].
Der *pilos* bildete auch den Grundbestandteil der sasanidischen Königskronen.

Ebenso trugen die späteren Kuschan sasanidischer Abkunft Kronen von gleicher Form[222]. Dieser Bestandteil blieb hier wie dort unverändert, soviel auch an Zierat bei den einzelnen Herrschern hinzutrat. Der *pilos* mit den kreuzweise angeordneten Borten auf der Spitze, der abschließenden unteren Randborte
erscheint in Palmyra[223] und auf einem sasanidisch-ägyptischen Gewebe aus An- 80
tinoë[224]. Es ist das Abzeichen des dort dargestellten Herrschers. Die Färbung des *pilos* (rot die Kappe, gelb oder golden die Borten) zeigt, daß es sich keinesfalls um einen Helm, sondern um eine Stoffmütze mit goldenen Broderien handelt. Schließlich begegnen auch die Sterne, die die Kappenzwickel des ostgotischen *pilos* ausfüllen, auf den Tiaren iranischer Herrscher[225]. Wegen der Nachbarschaft zu den Goten sei darauf verwiesen, daß diese Sterne gerade bei der bosporanischen Königstracht wiederkehren[226].

Die parthischen Unterkönige in Edessa, in der Persis und Elymais tragen gleichfalls *pilos* oder Tiara, mit kreuzförmig angeordneten Perlenborten, Stern und Mondsichel verziert. Die Prägungen subcharakenischer Herkunft ergänzen das Bild[226a].

Eine letzte Bestätigung erbringt der Ornat der ostgotischen Königin, wie ihn
Amalasuntha auf dem Orestesdiptychon vom Jahre 530 trägt. Ihre »phrygische« 72
Mütze gleicht genau der Kopfbedeckung, die die bosporanischen Königinnen kennzeichnet[227].

Noch bleibt zu fragen, wie alt die ostgotische Königstracht ist und von wo sie übernommen wurde.

Theoderich trägt auf den Münzen den ostgotischen Ornat nicht. Ob die Pelzkappe auf dem Goldmedaillon von Senigallia dem *pilos* gleichzusetzen ist[227a], bleibt unsicher; es fehlt der bezeugte Edelsteinschmuck[227b]. Wenn der *pilos* erstmalig auf dem Orestesdiptychon von 530 erscheint, so war er, ebenso wie die Ersetzung des Kaiserpaares durch die germanischen Könige, Ergebnis der nationalen Forderungen, die die gotische Partei an die römerfreundliche Regierung der Amalasuntha richtete[228]. Um so unwahrscheinlicher wird es dann, daß die ostgotische Königstracht erst jüngere Erfindung war. Vielmehr scheint alles dafür zu sprechen, daß man auf eine alte Einrichtung zurückgriff, die unter Theoderichs Regierung, sicherlich in Zusammenhang mit seiner römer- und kaiserfreundlicher Politik, zurückgetreten war. Daß dem so ist, läßt sich noch zeigen.

Auch von der westgotischen Königstracht hat man Kunde. Sieht man von der
Darstellung des letzten Westgotenkönigs in dem omajadischen Lustschloß von 81

Kusejr Amra[229] ab, die späten Datums und ungenügend aufgenommen ist, so
79 kommt allein ein Saphir mit dem Bildnis Alarich des I. oder II. in Frage[230]. Es fehlt, ebenso wie auf dem Orestesdiptychon, der *pilos*, aber man erkennt den Chiton mit senkrechtem Mittelstreifen und den mit Randborten geschmückten, über der Brust offenen Mantel. Soweit die Tracht dargestellt ist, fällt sie demnach mit der ostgotischen zusammen.

Daraus ergibt sich die Folgerung, daß Ost- und Westgoten ihre Königstracht gemeinsam übernommen haben. Das muß zu einer Zeit geschehen sein, als beide noch vereint waren, zummindesten noch in engster Nachbarschaft saßen. Also noch in Südrußland und noch vor dem Hunneneinbruch. Und nur im sarmatisch-alanischen oder im bosporanischen Bereich war die Übernahme iranischer Formen möglich.

Vielleicht ist die Einführung des iranischen Königsornates geradezu unter Ermanarich anzusetzen[231]. Der Begründer des gotischen Großreiches hat trotz dieser Tat ein wenig günstiges Bild hinterlassen. In der Sage tritt dies vor allem hervor. Die Vermutung ist berechtigt, daß das Regiment seines Reiches ein härteres, despotischeres Auftreten verlangt hat als die Goten es sonst von ihren Königen gewohnt waren. Mit diesen despotischen und östlichen[232] Formen der Herrschaft konnte die Annahme des iranischen Ornates verknüpft sein. Innere und äußere Form hätten sich entsprochen.

Schwieriger bleibt die Antwort, wer der Gebende war. Grundsätzlich kommen sowohl die beiden Reitervölker wie das bosporanische Königtum in Frage. Bei dem gegenwärtigen Stand des Wissens spricht manches für das letztere, vor allem die Übereinstimmung in der Kopfbedeckung der Königinnen. Auf der anderen Seite fehlt bei den Goten das Hauptkennzeichen der nomadischen »Szepterträger«[233]. Das Grundsätzliche ist klar. In der Königstracht der Goten faßt man erstmalig, wie stark die Durchdringung mit iranischen Einflüssen und Formen gewesen ist.

5.

Die großen Landbesitzer des bosporanischen Reiches haben auf den Wänden ihrer Gräber abschildern lassen, wie es in ihrem Leben zuging[234]. Im Nomadenzelt verbringt der reiche Grundherr den Sommer auf seinen Ländereien. Weib, Kind und Gesinde sind neben dem Zelt versammelt: er reitet auf sie zu, gefolgt von dem gleichfalls berittenen Diener. Dieser führt ein Ersatzpferd mit: es gilt, weite Strecken zurückzulegen. Herr und Diener sind bewaffnet, denn das

Land und die Hörigen, die es bebauen, müssen gegen die Übergriffe räuberischer Nachbarn geschützt werden. Auf einem anderen Bild[235] erscheint der Grundbesitzer im Kampf. Mit Schuppenpanzer, Kegelhelm und langer Reiterlanze gerüstet geht er gegen einen sarmatischen Bogenschützen[236] und einen gleichfalls gepanzerten Reiter an. Fußkämpfer, vermutlich den Hörigen entnommen, folgen ihrem Herrn mit Schild und Speer[237].

Die Kultur von Pantikapaion, des bosporanischen Reiches überhaupt war, so sahen wir, seit dem 2. Jahrhundert v. Zw. zu einer Mischkultur geworden. Die bosporanischen Grundbesitzer hatten sich in Lebensweise und Bewaffnung ihren sarmatischen Nachbarn und Gegnern weitgehend angeglichen[238]. Feste Formen bildeten sich heraus. Sie haben sich nicht geändert, als die Goten die Nachfolge antraten, und ebensowenig, als dann die Waräger kamen[239]. Die Germanen wuchsen hier in vorgegebene Formen von übervolklicher Dauer hinein.

Schon unter den Skythen zerfiel das südliche Rußland in das Gebiet der ackerbauenden Stämme und in das Waldgebiet[240]. Dieses, die Hylaia, lag im Mündungsbereich des Borysthenes (Dnjepr)[241]. Westlich von ihr saßen bis zum Hypanis (Bug) die »Pflüger«-Skythen[242], östlich die ackerbauenden Skythen[243]. Noch die Nestorsche Chronik[244] scheidet die Slowenen in zwei Stämme: die einen »ließen sich am Dnjepr nieder und nannten sich Poljanen (Feldleute), die anderen Drevljanen, weil sie in den Wäldern wohnten«. In Greutungen und Tervingen, in Feld- und Waldleute, zerfielen auch die Goten (oben S. 95).

Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite, Wald- und Holzwirtschaft auf der anderen waren damit gegeben. Beides galt nur für die Untertänigen, die von ihrer Hände Arbeit die Herrenschicht ernährten. Aber auch in dieser mußte sich die Scheidung auswirken. Den großen Land- und Herdenbesitzer zwang die Ausdehnung seiner Güter und der Schutz, den sie benötigten, zu einem Reiter- und Kriegerleben; der Herr des Waldes war der Jäger. Beides sind uralte Lebensformen der eurasischen Gebiete[244a]; beide waren sie ohne Pferd nicht denkbar.

Als dritter Lebensbereich tritt dem die Steppe zur Seite. Ackerbau- und Waldgebiete haben die Begrenzung in sich: auf den Menschen übertragen bedeutet sie ein Verwurzelt- und Beschränktsein. In der Steppe herrscht ein anderes Gesetz. Hier fehlt das Maß, das dort bestimmend war. Maßlos ist der Winter in seiner Kälte und dem Eishauch seiner Stürme; maßlos der Sommer in Dürre und Hitze, der Frühling mit seinem Blühen, aber auch mit den Fluten der

Schmelzwasser, die sich über das Land ergießen und seine Lößerde in einen gelbgrauen oder schwarzen Brei verwandeln. Maßlos ist die Gleichförmigkeit der Einöde, mag sie erstarrt unter Schneewehen liegen oder sich, soweit das Auge reicht, mit Grün und Blumenfeldern überziehen. Alle Begrenzung ist aufgehoben, Wald und Baum ebensosehr wie die Hänge der Berge, die bäuerliche Gemarkung, die Siedelung. Der Mensch ist gezwungen, sich dem Gesetz der Steppe zu unterwerfen; es bemächtigt sich seiner und überwältigt ihn. Ihre Eintönigkeit nimmt ihm die festbegrenzte Heimat und ihre Unendlichkeit zwingt ihm ein schweifendes Leben auf.
»Zwischen Flüssen und Seen geboren, groß gewachsen in weiten Ebenen zwischen Pferden und Rindern«, so kennzeichnet einmal ein Nomadenherrscher sein Leben[245]. Hier begann gotisches Dasein einzumünden in das der neuen Nachbarn, der Alanen.
Dieses Volk saß, wie schon gesagt, zwischen Don und Wolga; mit seinem östlichen Teil reichte es bis an den Aralsee. Hier ist es durch chinesische Berichte[246], aber auch archäologisch bezeugt[247]. Seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Zw. standen die Ostalanen in Beziehungen zu den Hunnen[248]; etwa 350 n. Zw. wurde das Gesamtvolk von diesen unterworfen. Zusammen mit ihnen überschritt es 375 den Don und brach gegen Westen auf[249]. Aber schon zuvor waren Teile der Alanen gegen die Donau vorgedrungen (oben S. 97) und hatten auf ihrem Wege Landstriche durchzogen, die den Sarmaten gehörten. Wie sich Alanen und Sarmaten miteinander und wie sich beide mit den Goten vertrugen, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen[250]. Wenn später die Alanen kurzerhand als gotischer Stamm bezeichnet wurden[251], so müssen sie, ganz oder zu einem Teile, mit den Germanen in enge Verbindung getreten, wohl geradezu germanisiert worden sein[252]. Im Gegensatz zu den Goten, die Bauern blieben[253], und dem Adel, der vermutlich gleich den bosporanischen Grundbesitzern seine Herrschaft über die seit alters bestehende Schicht bäuerlicher Hintersassen begründete[254], traten die Alanen als Nomaden auf.
Trotz dieser Verschiedenheit kamen beide Völker rasch in Berührung. Zeugnis dessen ist zunächst die Sprache. Nicht sicher sind alanische Lehnworte im Gotischen[255]. Aber nach dem Zeugnis des Ossetischen, der heute noch im Kaukasus fortlebenden Nachfolgerin des Alanischen, wurden gotische Lehnwörter durch dieses aufgenommen[256]. Darunter ein so wichtiges Wort wie gotisches *gawi* = digorisch *γau*, *γaü*, tagaurisch *qau*, *qaü* »Dorf«[257]. Die nomadischen Alanen haben also ihr Wort für das Dorf, so hat man richtig gefolgert, den

seßhaften Goten entlehnt[258]. Auf der anderen Seite haben die Goten ihren Nachbarn wichtige Kulturgüter zu verdanken.
»Die Alanen«, so heißt es in einer antiken Schilderung[259], »besitzen keine Hütten, noch bedienen sie sich des Pfluges. Sondern sie nähren sich von Fleisch und reichlicher Milch, hausen auf ihren Wagen, die sie mit einem gewölbten Dach aus Rinde versehen; auf ihnen ziehen sie durch die endlos sich dehnende Steppe. Kommen sie an einen Weideplatz, so fahren sie ihre Karren in einen Kreis zusammen und nähren sich nach Art der wilden Tiere; ist das Gras abgeweidet, so zieht das Gemeinwesen auf Wagen weiter. Auf dem Wagen vereinigen sich Mann und Weib, wird die Nachkommenschaft geboren und aufgezogen. Er ist ihr ständiger Wohnsitz, und in welcher Gegend sie auch wandern, immer bedeutet er den Alanen die Heimat. Das Vieh treiben sie vor sich her, mit den Herden suchen sie sich ihre Nahrung. Sorgfalt widmen sie der Pferdezucht. In ihrem Land trägt der Boden stets frischen Wuchs und von Zeit zu Zeit kommt man an Orte, da Bäume ihnen Früchte spenden. So können sie überallhin weiterziehen, denn an Nahrung und Futter besteht kein Mangel. Beides lassen die Feuchtigkeit des Bodens und die häufigen Flußläufe in ausreichender Menge wachsen.«
Zweierlei tritt in seiner Bedeutung hervor: das Pferd und der Wagen. Beides hat die Goten nachhaltig beeinflußt.
Wegen Übervölkerung hatten die Goten ihre Sitze an den Baltischen Gestaden verlassen[260]; neues Ackerland zu suchen zogen sie aus. Doch anders als die Westgermanen hielt es sie nicht lange auf der eroberten Scholle. Auch nach ihrer Festsetzung am Schwarzen Meer trennten sie sich von ihren Planwagen nicht. Die Lebensweise der Sarmaten und Alanen, denen Karren und Wagenburg Heimat waren, gab da das Vorbild ab. Selbst die Götterbilder wurden auf Wagen gefahren[260a]; jeder Gau scheint sein Heiligtum auf diese Weise mitgeführt zu haben[261]. Die Goten wurden zu einem Volk, das ständig sich im Aufbruch befand; die Götter nahmen an dieser Haltung teil. Und sofort stellte sich die Auswirkung auf die gotische Kriegsführung ein. Als Kaiser Gallienus Goten und Heruler auf ihrem Rückzug aus Griechenland überfiel, rettete sie ihre Wagenburg vor der Vernichtung[262]. Eine Verschanzung aus zusammengefahrenen Wanderkarren bildete auch bei den Kämpfen mit Kaiser Claudius den Rückhalt des Gotenheeres[263]; sie bildete ihn noch in der Schlacht bei Adrianopel 378[264]. Es kam so weit, daß man die kreisförmige Wagenburg der »Barbaren« den Römern als Vorteil hinstellen mußte, die selbst längst die

Kunst des Lagerbaus verlernt hatten[265]. Von den christlich gewordenen Goten konnte der Heilige Ambrosius sagen, der Wagen diene ihnen jetzt als Kirche, wie er ihnen bisher zur Wohnung gedient habe[266]. Daneben erfüllte das Nomadenzelt kirchliche Zwecke, wie auch die iranischen Feuerheiligtümer auf diese Weise mitgeführt wurden[266a].

Überhaupt wurden die Goten in Südrußland zu den großen Beweglichen, als die sie in der Geschichte fortleben. Ihre Unruhe und Wanderlust waren der Schrecken der römischen Nachbarn. Aurelians Größe und seinen Gotensieg zu preisen, wußte Ammianus Marcellinus keine bessere Kennzeichnung als die, daß der furchtbare Feind während eines vollen Jahrhunderts unbeweglich geblieben sei[267].

Neben dem Wanderwagen stand bei den Alanen das Pferd. Wie die sarmatische, so war auch die alanische Rasse hochberühmt. In einer Inschrift pries der Kaiser Hadrian sein verstorbenes Lieblingspferd, den Borysthenes Alanus Caesareus Veredus, der mit ihm über die Sümpfe und Hügel Toscanas hin»flog«[268]. Die Goten kannten das Reiten, als sie nach Rußland kamen[269]. Und doch gewann es in der Berührung mit den nomadischen Nachbarn eine neue, alles bisherige übertreffende Bedeutung.

Sarmaten[270] und Alanen galten im Fußkampf als feige, aber ihr Angriff in geschlossenen Geschwadern war unwiderstehlich. Die Reiter staken in Rüstungen aus Eisenplatten oder dickem Leder[271]; ihre langen Lanzen, ihre Schwerter handhabten sie mit beiden Händen vom Sattel herab, wenn sie sich unter dem Ruf Marha! Marha! auf den Feind stürzten[272].

Eine lange Reihe von Denkmälern vermittelt das Bild dieser Kataphrakten.
92–93 Darstellungen aus den Griechenstädten Südrußlands stehen neben Felsbildern
94 vom oberen Jenissei[273], die Reliefs der Trajanssäule neben denen des Galeriusbogens in Saloniki[274]. Da sieht man Reiter in einem bis zur Mitte der Oberschenkel reichenden Schuppenpanzer[275] oder in einem Panzerhemd, das bis zu den Füßen herabgeht. Meist tragen sie einen kegelförmigen Helm[276], immer die lange Reiterlanze. Zuweilen sitzen die Reiter quer auf ihren Tieren[277]. Hosen und Reiterstiefel sind üblich[278]; seltsamerweise fehlt der Steigbügel. Und doch war es erst diese Erfindung der Sarmaten[279], die beim Anprall mit der Lanze festen Sitz gab; die dem Bogenschützen den freien Schuß nach allen Seiten, besonders auch rückwärts, erlaubte[280].

Das meiste der sarmatisch-alanischen Bewaffnung übernahmen die Goten. Sie führten die Reiterlanze, den *contus*[281]. Sie eigneten sich den Spangenhelm und

den Kettenpanzer an, den die Alanen um die gleiche Zeit auch den Wogulen und Ostjaken gebracht haben[282]. Der Kettenpanzer mit eiserner Stabversteifung, wie er in Dura am Euphrat[283] und in Valsgärde bei Upsala begegnet, wurde durch die Goten dem Norden vermittelt[284]. Noch die *leges Visigothorum* kennen als südrussisches Erbstück das iranische Wort *zaba* für den Panzer[285]. An den Goten des Weichselgebietes und ihren Nachbarn hebt Tacitus noch das kurze Schwert hervor[286]. Das Langschwert, das sie in Südrußland führten, ist aus dem sarmatisch-alanischen hervorgegangen[287]. Später waren Mann und Roß bei den Goten gepanzert[288]. Auch den Lasso, die gefürchtete Waffe der Reitervölker, haben diese Germanen von ihren Nachbarn übernommen[289]. Zum Zeichen des Angriffs hoben die Goten ihre Standarten[290] empor, wie man dies auch auf den südrussischen Grabmalereien sieht[291].

Rasch wurde die Reiterei zur ersten Waffe. Reiter hat es in den germanischen Heeren immer gegeben. Sie fochten zusammen mit ihren Beikämpfern zu Fuß in der »gemischten« Kampfweise. Jetzt aber trat ein Wandel ein, insofern die schwerbewaffnete Reiterei nach iranischer Art zum Kern des Heeres wurde. Sie erlangte schlachtentscheidende Bedeutung.

Gotische Pfeilschützen waren gefürchtet durch ihre Masse und ihre Treffsicherheit[292]. Aber niemals erlangten sie weiterreichende Bedeutung. Immer blieb der Bogen auf die Fußwaffe beschränkt: nicht mit ihm, nur mit Lanze und Schwert waren die Reiter ausgerüstet[293]. Wenn Claudius' Fußvolk gegen die Goten nichts vermochte, wenn man der Reiter bedurfte, um des Gegners Herr zu werden[294], so lag schon damals das Schwergewicht des Gotenheeres in der berittenen Truppe. Man nahm Alanen, später sogar Hunnen[295] in die eigenen Reihen auf. Durch Alanen verstärkt[296], sollte die ostgotische[296a] Reiterei in der Schlacht bei Adrianopel die Entscheidung bringen. »Wie ein Blitz«, sagt ein Zeitgenosse[297], »fuhr sie unter die Feinde; alles, was ihr bei dem raschen Ansturm in den Weg kam, wurde niedergeritten.« Wie ein Blitz hatte auch über hundert Jahre zuvor der Gotenkönig Kniva das Heer des Decius bei Beroia zersprengt[298]. Vermutlich wurde schon damals der Schlag durch die Reiterei geführt[299].

Neben Alanen und Hunnen gaben die Goten das Vorbild für die römische Reiterei ab[300]. In alle Bereiche des gotischen Lebens drangen Pferd und Reiten ein. Wie in Iran seit den Parthern (oben S. 22), wie bei den Reitervölkern überhaupt stellt man sich den König zu Pferde vor:

»Jetzt sitzt er gewappnet
auf gotischem Roß,
den Schild auf der Schulter
der Fürst der Maeringe«

– heißt es von Theoderich auf dem Runenstein von Rök[301]. Zu Pferde mit Schild und Lanze bewehrt war der König auch auf seinem ehernen Standbild in Ravenna dargestellt[301a]. Im Reiterspiel mit der Lanze zeigte König Totila vor der Schlacht bei Taginae seine Gewandtheit[302]: es war der Dscherid, das Speerreiten, eine Übung iranischen Ursprungs[303]. Von Berittenen wurde das Begräbnis des Helden gefeiert. Attilas Leiche umkreisten auserwählte Reiter: sie umkreisten sie wie im Zirkus und sangen das Lob des Toten in eignem Lied. Dann feierten sie auf dem Grabhügel ein gewaltiges Gelage, Freude mit Totentrauer mischend. Unser Gewährsmann spricht von Hunnen und hunnischer Sitte, aber gotisch ist bei ihm der Name des Gelages[303a].

Den siebenmaligen Ritt um den aufgebahrten Toten kannten auch die Tu-kiu[304], ein Stamm der Hunnen[305]. Aber neben dieser Übereinstimmung stehen wesentliche Unterschiede[306]. Und die Germanen kannten auch sonst den Preis des Verstorbenen, den Umritt um das Grab:

»Dann haben die Helden den Hügel umritten,
Zwölf Edelingssöhne alle zusammen.
Wollten Kummer klagen, des Königs gedenkend,
Worte verströmen, wohl von ihm reden.
Sie priesen sein Mannestum, rühmten sein Heldenwerk«

– heißt es im Beowulfslied[307]. Die Art der Reiterstämme und ererbt-germanisches Brauchtum[308] trafen hier zusammen, um sich gegenseitig zu ergänzen und zu befruchten.

6.

Die wachsende Bedeutung des Pferdes blieb ein Kennzeichen der Ostgermanen. Im Westen stand es anders. Als die Alamannen sich in der Schlacht bei Straßburg 357 zum entscheidenden Ansturm ordneten, zwang die Forderung der Gemeinen den berittenen Adel, vom Pferd zu steigen und ins Glied zu treten[309]. Noch im 6. Jahrhundert fiel es auf, daß die fränkische Heeresmacht sich vornehmlich aus Fußkämpfern zusammensetzte; nur wenige Reiter scharten sich um den Führer[310].

Überhaupt waren die Goten in einen Kulturkreis eingetreten, in dem das Tier immer und ausschließlich geherrscht hat.

An sich fehlte den Germanen das Tiererlebnis nicht. Es war das angriffslustige Raubtier, das sie sich als Vorbild eignen Kämpfens erwählten. Die Masken der germanischen Krieger ließen sie als Stier oder Eber, Bär oder Wolf erscheinen[311]. Der Hund war gerade bei den nordgermanischen Stämmen ein Symbol kämpferischer Besessenheit[312]. Der Schmuck von Helm[313] und Schild konnte auf die gleichen Tiere Bezug nehmen. Auch der nordische Berserker vermag in tierische Formen einzugehen: er verwandelte sich in die Tiere, die sich germanisches Wesen wegen ihrer Stärke, ihrer Kampffreudigkeit zu Vor- und Ebenbildern nahm[314]. An ihnen entzündeten sich die zermalmenden Angriffe, die die Römer mit dem Ungestüm wütender Raubtiere verglichen[315]. Denn diese Kämpfer mit den Stierhörnern auf dem Helm, dem aufgesperrten Wolfsrachen 87. 88. 90
als Maske[316] wollten selbst »Stiere« oder »Wölfe« sein. Mit drohenden Gebärden, mit Zähneknirschen und Wutschreien stürzten sie sich auf den Feind[317]. Von altersher war die kämpferische Ekstase ein Bestandteil nordischen Wesens[318]. Wer sie leugnet, hat nichts von dem Geist des schwedischen Landes gespürt: von der rauschhaften Schönheit seiner Seen und Wälder, von der verzauberten Welt, die Bohuslän heißt. Die Felsbilder, diese ältesten Zeugen, sind erfüllt mit 83. 84. 86
Kampf und kriegerischem Tun. Einen Lanzenschwinger[319] von mehr als gewöhnlicher Größe, von Tieren und Schiffen umgeben, zeigt eine Granitplatte 91
bei Litlesby. Gewaltig reckt sich das Glied dieses Kämpfers (mag er nun ein Gott[320] oder ein menschlicher Held sein): Sinnbild seiner kämpferischen Ekstase, vielleicht seiner Stärke und Männlichkeit, nicht aber, wie man gemeint hat seiner Fruchtbarkeit.

Wenn die Frauen der Kimbern während der Schlacht die lederüberzogenen Verdecke der Wagen schlugen[321], so mag dieser Lärm eine ähnlich erregende Wirkung hervorgerufen haben wie das Dröhnen der Pauken, mit denen die Parther ihre Angriffe einleiteten[322]. Noch in weit frühere Zeit gelangt man hinauf. Vor Zorn begann Thor nach der Thrymskvida »seinen Bart zu schwenken, sein Haupthaar zu schütteln«. Das erinnert an Indra, der im Rigveda »gewaltig den Bart schüttelnd« sich erhebt. Diese Übereinstimmung, verstärkt durch den Gebrauch von sprachgeschichtlich gleichen Wurzeln auf beiden Seiten, hat geradezu zur Annahme einer indogermanischen Dichtung geführt[323]. Schon ihr wäre die kämpferische Ekstatik nicht fremd gewesen! Und dieselbe Ekstatik, darüber hinaus ein dämonisches und unergründliches Wesen, machten

den Wodan zu dem, der er war; sie kamen auch in seinem Namen zum Ausdruck[324]. Manche Züge dieses Gottes lassen sich mit Wäinämöinen, dem Urschamanen und Urzauberer des Kalewala, vergleichen[325].

Eber, Bär und Wolf erscheinen in den gotischen Eigennamen[326]. Als germanisches Erbe werden also auch die Goten ein Erfülltsein von tierischem Wesen und die ekstatische Art des Kämpfens empfangen haben, die davon untrennbar ist. Hierin trafen sich Germanen und Reiternomaden; sie trafen sich, um sich gleichwohl zu scheiden. Denn den Germanen hießen Angriff, Nahkampf, dem Gegner ins Auge blicken die Tugenden des Helden. Nur mit Schwert und Lanze kämpften die gotischen Reiter; die Bogenschützen waren ins hintere Glied verbannt[327]. Als es zur Entscheidung kam, legten die Wandalen sogar die Lanze beiseite: allein mit den Schwertern gingen sie in den Kampf[328]. Den nomadischen Kriegern war solch ausschließliche Wertung fremd. Täuschung, Überfall und Überraschung, die verstellte Flucht, die Erledigung aus der Ferne — das waren die Mittel, deren man sich mit Vorliebe bediente. Nicht so sehr unter dem Bild der angriffslustigen Bestie, als in tierischer Flucht und Verfolgung, im Gegenüber von Raubtier und Überfallenem, von Schnelligkeit und List stellte sich dem Nomaden kriegerisches Dasein dar. Dabei verändern beide Kämpfer dauernd ihre Gestalt: wenn der eine als Taube entkommen will, packt ihn der Gegner als Adler; wenn er in Fischgestalt entflieht, holt ihn der Verfolger als Hecht ein[329]. Wie das Spiel von Fliehen und Nachsetzen, so war auch solcher Wandel germanischem Wesen fremd. Es ist der gleiche Gegensatz, der sich in den Kämpfen der Germanen mit den Hunnen, der Franken mit den Awaren, der Deutschen mit den frühen Magyaren und den Mongolen wiederholte. E. Peiner hat ihm in seiner »Ungarnschlacht« – man möchte sagen: grundsätzlichen Ausdruck verliehen.

Auch die Reiterstämme wollten Tiere darstellen: Wölfe, Vielfraße, Bären und anderes blutgierig-wehrhaftes Raubzeug. Einen goldenen Wolfskopf[330] trugen nach chinesischen Berichten die Tu-kiu, eine Gruppe der Hunnen (oben S. 58f.), an der Spitze ihrer Fahnen. Sie selbst glaubten gleich den Wu-sun[331] von einer wölfischen Mutter abzustammen[332]; auch die Leibgarde des Königs der Tu-kiu war als »Wölfe« benannt[333]. Krieger auf den Wandmalereien Ostturkestans führen die Wolfsstandarte[334] oder die Drachenfahne, mit einem Wolfskopf versehen[335]; anderswo erscheint der Hirsch an gleicher Stelle[336]. Nicht als Ausnahmefall wie bei Berserker oder Wehrwolf, nicht nur in Kampf- und Blutrausch vollzieht sich der Übergang von Mensch zu Tier, sondern ständig und

ohne festes Gesetz[337]. In tierischer Verwandlung steigt der Schamane in den siebten Himmel hinauf oder in die Unterwelt hinab; als Gans flog der oberste Gott umher, als er die Welt erschuf. Auch bei Kriegern und Helden bedarf es oft nur eines Zauberwortes, um die Verwandlung zu bewirken.

Ausdruck der nomadischen Vorstellungswelt war der Tierstil. So alt wie das Auftreten der Reitervölker im südosteuropäischen Bereich, kam er zuerst mit den Skythen[338] und ihren kimmerischen Vorläufern[339] aus den asiatischen Steppengebieten. Die Sarmaten brachten aus ihrer Heimat eine neue Welle mit[340]: eine kräftige und doch aufs höchste verfeinerte Kunst, die von den älteren Stilstufen sich durch ihre Farbigkeit unterschied. Waffen und Gerät, silberne und goldene Platten waren mit aufgesetzten bunten Steinen verziert. Stangenenden mit Tierbekrönungen[341], Darstellungen kämpfender und verfolgter Tiere kehren auch hier wieder. Die Tiersymbolik begegnet auf den Gürtelschließen und Riemenzungen, den Filzapplikationen und Wollstickereien vom nördlichen Balkan bis hin zur Äußeren Mongolei[342].

Das gotische Handwerk kam sogleich unter den Einfluß der südrussischen Metallkunst. Es entstand die Fibel mit umgeschlagenem Fuß, die seit 200 n. Zw. ihren Siegeszug von der neuen Heimat der Goten aus begann[343]. Filigran und Granulierung, die aufgesetzten Steine wurden von der bosporanischen Stadtkultur, die farbigen Einlagen von den sarmatischen Goldschmieden übernommen. Mit weinroten Almandinen, wie man sie in Indien findet[343a], überzogen die Goten das Gold ihrer Schnallen und Fibeln. Die Platte von Wolfsheim im Wiesbadener Museum, die den Namen des ersten Sasaniden Ardeschir (211–241) trägt, wurde vielleicht schon von einem Goten gearbeitet[344]. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts bahnte sich der entscheidende Umschwung an: in der Vielfarbigkeit, in der Durchbruchsarbeit und in den Fibelformen ist der neue gotische Stil bereits da[345]. Bald sollten die ersten Tierdarstellungen hinzutreten Die Tierköpfe gotischer Schnallen aus Südrußland[346] lassen sich mit denen chinesischer Gürtelhaken der Hanzeit[347] oder mit ähnlichen Bildungen der sibirischen Metallkunst[348] vergleichen[349]; hier wie dort waren es die Reiternomaden, die dahinterstanden. Rasch breitete sich der neue Stil aus, vor allem nach Norden, wohin die Verbindungen nicht abgebrochen waren[350] (noch im 13. Jahrhundert wußte man in Gotland, daß ein Teil der Vorfahren sich nach Südosten gewandt hatte[351]). Germanische Vorliebe für das Spiel verschlungener Linien verband sich mit der Kunst der Nomaden[352] zu neuer, zukunftsträchtiger Schöpfung: zur germanischen Tierornamentik.

7.

Im 4. Jahrhundert wurde die pannonische Donaufront zunehmend mit Reiterei ausgestattet[353]. Die Maßnahme richtete sich gegen die Jazygen, Sarmaten und Quaden, aber auch gegen die Wandalen, die gleichfalls auf die Reichsgrenze drückten. Am Maros, am weißen, schwarzen und schnellen Körös werden für diese Zeit ihre Sitze angesetzt[354]. Bei den Wandalen stand die Bedeutung der Reiterei der gotischen nicht nach. Schon als Aurelian das Volk zur Rekrutenstellung zwang, besaß diese Waffe Rang: 2000 Reiter las sich darum der Kaiser für sein eigenes Heer aus[355].

In ihren ungarischen Sitzen lebten die Wandalen mit dem nach Westen vorgedrungenen Teil der Alanen (oben S. 97) zusammen. Beide Stämme hielten in ihren weiteren Schicksalen zusammen: im afrikanischen Reich des Geiserich und seiner Nachfolger werden Alanen ausdrücklich genannt[356]. Die Wandalenherrscher waren gleichzeitig solche der Alanen; noch der letzte in ihrer Reihe nannte sich König der Wandalen und Alanen[357]. Als unter ihm dem Reich das Ende nahte, genügten zwei Niederlagen der Reiterei, um das Schicksal zu besiegeln[358]. Sie war zur einzigen Waffe geworden, die zählte.

Die Wandalen bestätigen das Bild, das die Goten geboten hatten. Sie bestätigen es nicht nur in der Taktik, sie tun es auch in der Kunst. Die Wandalen besaßen, wie der Schmuck aus den Königsgräbern von Sakrau in Schlesien zeigt[359], eine entwickelte Technik der Granulation; sie besaßen ihren eigenen Tierstil. Der Schildbuckel von Herpály[360] geht, wie andere Stücke des gleichen Kreises, vermutlich auf die Wandalen[361] zurück. In diesem um 300 angefertigten Stück durchdringen sich provinzialrömische Einflüsse mit solchen südrussisch-pontischer Herkunft. Der Kunststrom, der erstmalig im Kessel von Gundestrup mit Germanen in Berührung trat, wirkte sich hier erneut aus. Anfang und Höhepunkt der großen germanischen Südostwanderung verknüpfen sich über Jahrhunderte hinweg zur Einheit[362].

Ostgermanische Art hat demnach entscheidende Züge von den Reitervölkern, von den Bewohnern der Länder ums Schwarze Meer überhaupt übernommen. Hat das Germanentum darum sich aufgegeben?

Vorab ist eine Besonderheit festzustellen, die im Vergleich der Goten mit den Slawen deutlich wird[363]. Auch diese wohnten im gleichen Raum jahrhundertelang mit Reitervölkern mittelasiatischer Herkunft zusammen. Von diesen geknechtet und bedrückt, oft bis zur niedrigsten Stufe menschlichen Daseins und menschlicher Würde herabgedrückt, ist es den Slawen erst spät gelungen, sich

die Freiheit zu erkämpfen. Die lange Zeit der Fremdherrschaft hat tiefe Spuren im slawischen Charakter hinterlassen und nicht umsonst bedeuten Slawe und Sklave ursprünglich dasselbe.

Nichts dergleichen findet man auf gotischer Seite – im Gegenteil. Die Funde von Tambow und östlich des oberen Don, von Kaluga und an der Oka, zeigen vom 3. Jahrhundert ab starke Einflüsse der gotischen Kunst Südrußlands und aus dem Raum südlich des Baltikum. Die Germanen wirkten sich also als Kulturbringer aus. Die spätere Überlieferung bezeichnet die Sarmaten[364] und die Alanen[365] als gotische Völker. Sie fügt hinzu, daß alle diese Völker dasselbe Aussehen hatten und eine Sprache sprachen[366]. Das läßt sich nur so verstehen, daß die Iranier Südrußlands weitgehend germanisiert wurden. Also hat sich das Germanentum behauptet, siegreich behauptet. Im Tiererlebnis und in der kämpferischen Ekstase bot es selbst einen Ausgangspunkt; was im Südosten vor sich ging, war eine Durchdringung eignen mit nomadischem Wesen. Auch der Wandertrieb, das Schweifen in die Ferne waren germanische Art; Wohnkarren[367] und Wagenburg haben schon die Kimbern auf ihren Wanderungen gekannt. Und ganze Bereiche des germanischen Wesens sind von dem Fremden nicht berührt worden.

»Alle Tapferkeit der Sarmaten«, so urteilt bereits Tacitus[368], »liegt seltsamerweise außerhalb von ihnen. Niemand ist zum Fußkampf so untauglich wie sie; aber wenn sie in Geschwadern angreifen, vermag ihnen kaum eine Aufstellung zu widerstehen.« Was die Römer fürchteten, war nicht die Stärke des Einzelnen, die sich im Fußkampf Mann wider Mann auswirkte. Es war der Einsatz geschlossener Geschwader, die Undurchdringlichkeit der Panzer, waren Überfall und verstellte Flucht.

Dagegen haben die Goten die ererbte Schätzung des heldischen Einzelkampfes nie aufgegeben[369]. Gotische und wandalische Reiterei lehnte den Gebrauch der Fernwaffen ab[370]. Nur Lanze und Schwert waren geschätzt; zuweilen verzichtete man gar auf die Lanze, setzte alles auf den engsten Nahkampf (oben S.110). Der letzte Gotenkönig Teja ist in vorderster Reihe kämpfend gefallen.

Dem entspricht die Stellung der Goten in der Geschichte der germanischen Dichtung. Sie führten die Vollendung des Heldenliedes herauf[371], das die kämpferische Tat gestaltete. Fern von der Heimat auf sich allein gestellt, kannten sie nur das große Schicksal über sich und in sich die eigene Macht und Stärke So haben sie das ins Tragische gesteigerte Heldentum zum Maß der Dinge gemacht[372]. Wie ein Gleichnis gotischen Schicksals mutet der Schluß des Hamdir-

liedes an, das ostgotischen Ursprungs ist. Übermenschlichen Kampf hat das Brüderpaar Sörli und Hamdir ausgefochten. Nun steht es in todgeweihter Einsamkeit in der Königshalle, und Hamdir spricht:

»Gut haben wir gekämpft, wir stehen auf Gotenleichen,
aufrecht, ob Schwertmüden, wie Aare im Gezweig;
Heldenruhm gewannen wir, sterben wir heut oder morgen:
niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach.
Da sank Sörli am Saalende,
und Hamdir fiel am Hausgiebel.«

Auch die Reiternomaden scheinen eine epische Überlieferung besessen zu haben; auch sie erzählte von den Schicksalen der Helden[373]. Aber wie sehr unterschied sie sich vom gotischen Heldenlied! Flucht und Verfolgung[374], Bogenschießen und Ringkampf[375] nahmen den ersten Platz ein — Formen, bei denen es vornehmlich auf List und Gewandtheit ankam. Wer an den Kalewala und seine Kämpfe denkt[376], wird es für möglich halten, daß auch Zauberei eine Rolle spielte. Wie anders das älteste Heldenlied der Goten, das sich fassen läßt[377]: das Lied von der Hunnenschlacht! Ein Massenkampf, während dem die Flüsse übertreten, von Leichen verstopft, und die Toten sich in den Tälern türmen. Als Mittelpunkt der tragische Zweikampf der Söhne Heidreks. Bruder trifft auf Bruder: am neunten Tag des Kampfes tötet Angantyr den Hlöd mit dem Erbschwert[378] Tyrfing. . . .

In dem Lied wird der Gegner zur Dylgia auf die Dunheide unter den Jassarbergen entboten, wo die Goten schon oft Siege erstritten haben[379]. Die nordische Hervararsaga, die diese Einzelheiten gibt, hat darin echte geschichtliche Erinnerung bewahrt. Denn die Dunheide ist am Don zu suchen. Die Dylgia des Liedes wäre dann die heutige Kossa Dolgjana, gegenüber Mariupol, und in den Jassarbergen hat man die Alanenberge erkannt[379a]. Hier lief die Grenze gegen die Hunnen, früher gegen die Alanen selbst. Ist es zu kühn, in den einstigen Siegen solche über die iranischen Nachbarn zu vermuten? Auf jeden Fall ist der Gegensatz zu den Nomaden deutlich. Denn diese waren und blieben eine geschichtslose Welt[380]: für den Verfasser der Orchoninschriften lag zwischen der Erschaffung der Welt und der Gegenwart nur eine kurze Spanne[381]. Wie alle seiner Art, lebte er im unmittelbaren und gegenwärtigen Handeln.

Als Cassiodor die Geschichte der Goten niederschrieb, konnte er auf einer reichen und unverächtlichen Überlieferung fußen[382]. Vermutlich war sie ihm durch das Werk des Ablabius[383] vermittelt, der zu den gotischen Quellen un-

mittelbaren Zugang besaß. Königslisten, geschichtliche Erinnerung und ein ausgebildeter Sagenschatz standen hier zur Verfügung. Die Überlieferung war größtenteils mündlich, aber sie brauchte es nicht ausschließlich zu sein. Im Gegensatz zu den Nomaden, die nicht nur geschichtlos, sondern auch schriftlos[384] waren, besaßen die Goten ein Alphabet. Sie hatten die Runen aus dem Norden mitgebracht. Im Lied von der Hunnenschlacht wird der »Heerstab« mit den Runen als Kampfansage über den Feind geschleudert[385]. Die von König Filimer vertriebenen Zauberinnen hießen *haliurunnae* und trugen damit die Runen im Namen[386]. Erhalten sind gotische Runen auf der Speerspitze von Kowel, in der Gefäßinschrift von Poiana[387] und auf dem Ring von Pietrossa. In Südrußland war es den Goten beschieden, ein neues Alphabet und die erste germanische Schriftsprache zu schaffen.

Auch dort, wo die Goten eine Einrichtung ihrer iranischen Nachbarn übernahmen wie den Königsornat, taten sie es unter eigener Form.

Auf Götter, vor allem auf Wodan, führten viele germanische Fürstenhäuser ihren Ursprung zurück[388]. Wodan aufs nächste verwandt war **Gautaz*, von dem die Goten ihr Königsgeschlecht herleiteten[389]. Ausdrücklich wird gesagt, daß sie die siegreichen Könige als Halbgötter verehrten; daß sie sie, offenbar nach ihrem Tode, den Asen einreihten[390]. Zum gottentstammten Herrschertum gehörten auch Insignien gleicher Abkunft. Den heiligen Königsspeer hat man überzeugend auf den Wodanspeer[391], den Königsmantel auf den blauen Himmelsmantel des Gottes zurückgeführt[392]. Am gotischen Königsornat zeigt sich das Fortwirken solcher Anschauung. Als Aligern Cumae mit dem ostgotischen Königsschatz den Römern übergeben hatte, da sprach er aus[393], daß ein künftiger Gotenkönig – falls nochmals ein solcher erstehen sollte – nicht mehr im königlichen Kleid, sondern im Soldatenrock wie ein Privater auftreten müsse. Danach scheint es, als habe sich der gotische Königsornat nicht einfach ersetzen lassen wie der parthisch-sasanidische, der römische oder byzantinische – als sei er in höherem Maße sakral gewesen. In Iran war der Wechsel des Ornates geradezu vorgeschrieben. Jeder Sasanide trug beispielsweise eine eigene Krone, die ihn von seinen Vorgängern unterschied. Wie wenig Umstände man in Rom mit dem kaiserlichen Ornat machen konnte, zeigen die Vorgänge bei der Erhebung des Julian: man ersetzte das Diadem kurzerhand durch einen auf den Kopf gelegten Torques[394]. Dagegen hielten die Ostgoten ebenso an den ererbten Insignien fest, wie sie auch an der königlichen Sippe, der *stirps regia*[395], festhielten. All diese Anschauungen weisen bereits auf das Mittelalter voraus. Die

religiöse Weihe und Unersetzbarkeit kehrt bei dem deutschen Kaiserornat oder bei der Stefanskrone wieder.

Ein Letztes noch. Nach Aufzeigung der starken iranischen Einflüsse, denen die Goten in Südrußland ausgesetzt waren, treten Tat und geschichtliche Stellung des Ulfilas in neues Licht. Man hat in ihm den Missionar erblickt oder den Sprachschöpfer und -gestalter[396]. Oder hinter dem Arianismus seines Meß- und Taufbekenntnisses hat man die Tiefen germanischen Schicksalsglaubens aufzuspüren vermocht[397]. Aber eines hat man übersehen. In der Tätigkeit des Mannes, der neben seiner Muttersprache Griechisch und Lateinisch beherrschte[398], verkörpert sich zugleich die Wendung zur Antike. Sie war, soviel wird aus dem Vorangegangenen deutlich sein, alles andere als selbstverständlich. An der berühmten Schale des Goldschatzes von Pietrossa, die so merkwürdige Übereinstimmungen mit sarmatischen Werken sowie der graezisierenden Götterwelt der Kuschan aufweist[399], ersieht man, daß iranische Einflüsse auch in die religiöse Gedankenwelt der Goten eindrangen. Ulfilas Tat vollzog sich im Gegensatz zur vorangegangenen Einstellung auf die iranischen Nachbarn; sie bestimmte zugleich die Zukunft. Die Ostgotenzeit in Italien hat man als die letzte Blütezeit der spätklassischen Kunst bezeichnet[400]. Die Wendung zur Antike war gleichzeitig die zum Abendland und Europa, die entscheidende Tat in der Geschichte des Germanentums.

Eine Seite des Codex argenteus in Upsala umfaßte im Bild das Ausmaß dieser Spannungen. Der kaiserliche Purpur des Pergaments; silberne und goldene Schrift, der griechischen nachgebildet; der Evangelientext — aber darunter die gemalten Nischenreihen, die den iranischen Einschlag verkörpern[401].

IV. DIE ARABISCHE HALBINSEL

1.

»Die Berggürtel im Westen und die Ebenen im Osten gehörten stets zu den volkreichsten und lebendigsten Gebieten Arabiens. Besonders Syrien und Palästina, Hedschas und Jemen griffen von Zeit zu Zeit in die Geschichte des europäischen Lebens ein. Ihrer kulturellen Eigenart nach gehören diese fruchtbaren und gesunden Bergländer mehr zu Europa als zu Asien. Wie überhaupt die Araber ihre Blicke stets auf das Mittelmeer und nicht auf den Indischen Ozean gerichtet hielten, sowohl für ihre kulturellen Bedürfnisse und wirtschaftlichen Unternehmungen, wie auch besonders für ihre Ausbreitung. Denn die Frage der Volksverschiebung bildet eine der stärksten und verwickeltsten Grundkräfte Arabiens; das gilt für das ganze Land, wie verschieden sie sich auch in den einzelnen Teilen gestalten mag.

Im Norden (Syrien) hatten die Städte infolge schlechter sanitärer Zustände und der ungesunden Lebensweise niedrige Geburtenziffern und hohe Sterblichkeitsraten. Infolgedessen fand die überschüssige Landbevölkerung Aufnahme in den Städten und wurde von ihnen aufgesogen . . . In Jemen war die Lösung anders. Dort gab es keinen auswärtigen Handel und keine Industriezentren, welche die Bevölkerung an ungesunden Orten aufhäufte. Die Städte waren nichts als Marktflecken, primitiv und ländlich wie die Dörfer. Infolgedessen nahm die Bevölkerung langsam zu; die Lebenshaltung kam auf einen sehr niedrigen Stand, und allgemein machte sich eine Übervölkerung fühlbar. Eine Auswanderung über das Meer war unmöglich. . . Eine Ausdehnung nach Norden längs der Berge war ebensowenig möglich; denn der Weg war durch die Stadt Mekka und ihren Hafen Dschidda versperrt. . . Die Überbevölkerung in Jemen, nachgerade zu einem Notstand geworden, fand daher nur im Osten einen Ausweg, wobei die dünner gesäten Grenzbewohner immer weiter und weiter die Hänge der Berge hinabgedrängt wurden, die Wadis entlang, in das halbwüste Gebiet der großen wasserreichen Täler von Bischa, Dawasir, Ranja und Taraba, die weiter nordwärts in die Nedschdwüste führen. Die schwächeren Stämme mußten ständig wasserreiche Quellen und fruchtbare Landstücke gegen immer ärmere und weniger ertragreiche eintauschen, bis sie schließlich eine Gegend erreichten, wo ein Ackerbau allein unmöglich wurde. Dort fingen sie an, ihren

kärglichen Lebensunterhalt durch Schaf- und Dromedarzucht zu ergänzen; und mit der Zeit wurde ihr Dasein immer mehr und mehr von diesen Herden abhängig.
Schließlich wurden die Grenzvölker, schon fast alle Hirten geworden, unter einem letzten Vorstoß der notleidenden Bevölkerung in ihrem Rücken auch aus der fernsten kleinen Oase hinaus in die unwegsame Wildnis getrieben und sie wurden nun Nomaden. Dieser Vorgang, den man heute bei einzelnen Sippen und Stämmen verfolgen kann, deren Wanderungen sich nach Ort und Zeit genau bestimmen lassen, muß schon am Anfang der vollen Besiedlung des Jemen begonnen haben. Die Wadis unterhalb von Mekka und Taif sind voll von Erinnerungen und Ortsnamen einiger fünfzig Stämme, die von dort ausgezogen sind und heute vielleicht in Nedschd, im Dschebel Schammar, in der Hamad oder sogar an den Grenzen von Syrien und Mesopotamien zu finden sind. Dort begann die Wanderung, entstand das Nomadentum, entsprang der Golfstrom der Wüstenwanderer.
Die Wüstenvölker waren ebenso unstet wie die Bewohner der Bergländer. Die wirtschaftliche Grundlage ihres Lebens war der Bestand an Dromedaren; für die Zucht am geeignetsten waren die kräftigen Hochlandweiden mit ihrem starken, nahrhaften Dorngestrüpp. Von dieser Beschäftigung lebten die Beduinen; und sie wiederum formte ihr Dasein, bestimmte das Gebiet der einzelnen Stämme
171.180 und hielt sie auf steter Wanderung von den Frühjahrs- zu den Sommer- und Winterweiden, je nachdem, wo die Herden ihre karge Nahrung fanden. Die Dromedarmärkte in Syrien, Mesopotamien und Ägypten entschieden, wieviel Menschen die Wüste ernähren konnte, und regelten genau die Höhe ihrer Lebenshaltung. Gelegentlich kam es auch in der Wüste zu einer Überbevölkerung im Vergleich zu den Ernährungsmöglichkeiten. Dann begannen die zahllosen Stämme einander zu schieben und zu stoßen, in dem natürlichen Drang, einen Platz an der Sonne zu finden. Südwärts zu unwirtlichem Sand oder Meer mochten sie nicht wandern. Westwärts konnten sie sich nicht wenden, denn die steilen Höhen des Hedschas waren von den Bergvölkern dicht besiedelt, die den Vorteil einer natürlichen Verteidigungsstellung genossen. Manchmal stießen sie nach den zentralen Oasen von er-Riad und Kasim vor; und wenn die Stämme, die neue Wohnsitze suchten, stark und kräftig waren, mochte es ihnen gelingen, sie teilweise zu besetzen. Wenn aber die Wüste ihre Kraft nicht gestählt hatte, wurden sie Schritt für Schritt nach Norden getrieben, in die Gegend zwischen Medina im Hedschas und Kasim im Nedschd, bis sie sich an der Gabelung zweier Wege

befanden. Sie konnten sich nach Osten wenden, über Wadi Rumh und Dschebel Schammar, und schließlich dem Batn bis Schamije folgen, wo sie dann am unteren Euphrat Flußaraber wurden. Oder sie konnten langsam Sprosse für Sprosse die Leiter der westlichen Oasen erklettern — Henakijeh, Cheibar, Teima, Dschof und den Sirhan —, bis sie sich glücklich dem Dschebel Drus in Syrien näherten oder ihre Herden in der nördlichen Wüste um Tadmor tränkten, auf dem Weg nach Aleppo oder Assyrien.
Aber auch dann wich der Druck nicht von ihnen: der unerbittliche Zug nach Norden dauerte an. Die Stämme wurden bis an den Rand der bebauten Gegenden Syriens oder Mesopotamiens gedrängt. Günstige Gelegenheit und die Magenfrage überzeugten sie von den Vorteilen, sich Ziegen und dann auch Schafe zu halten; und schließlich begannen sie Getreide zu bauen, wenn auch nur ein wenig Gerste für das Vieh. Sie waren nun nicht mehr Beduinen und litten ebenso wie die Dörfler unter den Raubzügen der nachdrängenden Nomaden. Ganz von selbst machten sie gemeinsame Sache mit der bereits ansässigen Landbevölkerung und fanden, daß auch sie nun Bauern waren.
So sehen wir, wie Stämme, aus dem Hochland von Jemen gebürtig, von stärkeren Stämmen in die Wüste hineingetrieben und dort wider ihren Willen Nomaden werden, um sich am Leben zu erhalten. Wir sehen, wie sie Jahr für Jahr ein wenig weiter nördlich oder östlich wandern, wie sie gerade durch den einen oder anderen der Brunnenwege durch die Wüste geführt werden, bis endlich der Druck sie wieder aus der Wüste herausdrängt und sie sich ansiedeln, ebenso gegen ihren Willen, wie sie vordem zum Nomadentum gezwungen worden waren. Dieser Kreislauf erhielt den Semiten ihre Kraft. Es gibt wenige, im Norden vielleicht überhaupt keine, deren Ahnen nicht einmal in dunkler Vorzeit durch die Wüste gewandert wären. Jeder von ihnen trägt mehr oder weniger das Merkmal des Nomadentums an sich, der schärfsten und einschneidendsten Zucht.«

2.

Die Ausführungen eines Mannes der Anschauung wurden vorangestellt, weil sie das Lebensgesetz Arabiens geben. Geschrieben im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse, besitzen die Worte des E. T. Lawrence[1] eine Geltung, die über das Heutige hinausreicht. Mit unwesentlichen Änderungen lassen sie sich auf die Zeit übertragen, die uns beschäftigt.
Ausgangspunkt soll auch hier der Jemen bilden. Es ist nicht unsere Aufgabe,

die verwickelte und teilweise noch ungeklärte Geschichte der südarabischen Stämme und Königreiche darzustellen. Nachdem durch Carsten Niebuhr, berühmten Vater eines berühmten Sohnes, die Altertümer des Jemen erstmalig der wissenschaftlichen Behandlung erschlossen wurden, hat sich aufs Große hin gesehen die Abfolge der Minäer, Sabäer und Himjariten in der Vorherrschaft Südarabiens herausgestellt. Wie die Sabäer um die Mitte des 7. Jahrhunderts v. Zw. die Minäer ablösten, so trat ein Stamm, der bisher ein kleines Gebiet im äußersten Südwesten Arabiens bewohnt hatte, die Nachfolge der Sabäer an. Die Himjariten oder, wie die klassischen Autoren sie nennen, die Homeriten nahmen seit ungefähr 115 v. Zw. die herrschende Stellung ein, wobei sich ihre Herrscher im Gegensatz zu den vorangegangenen »Königen von Saba« als »Könige von Saba und Dhu Raidan« bezeichneten[2].

An Stelle des sabäischen Marib erhob die neue Dynastie Zafar[3], das in den griechisch-römischen Quellen als Saphar oder Sapphar erscheint[4], zur Hauptstadt. Sie lag in der Nähe des heutigen Jarim auf einem Hügel von kreisförmigem Grundriß[5]; die Ruinen sind dort noch zu sehen. In Zafar lag auch das Reichsschloß Raidan[6], nach dem sich die Könige nannten. Sonst wurde an Aufbau und Einstellung des südarabischen Staatswesens wenig geändert. Die Himjariten waren ihren Vorgängern nah verwandt. Sprache und Schrift blieben die gleichen. Nach wie vor herrschte der König als Priester und mächtiger Grundbesitzer[7] über ein Staatswesen, dessen Aufbau dem des sabäischen nachgebildet war. Es blieb die ausgebildete Landwirtschaft, deren noch Plinius[8] Erwähnung tut und von der die erhaltenen Brunnen, Zisternen und Dammbauten zeugen[9]. Die Weihrauchernte, deren Vornahme als kultische Handlung betrachtet wurde, bildete zu jeder Zeit die Grundlage des Reichtums[10]. Dagegen vollzog sich im Handel, der die weitere Quelle des Wohlstandes bildete, eine Veränderung.

Der Weihrauch wurde zwar auch in Saba selbst und in Kataban geerntet, aber die Hauptmasse des kostbaren Gewürzes kam aus Hadramaut[11]. Hier war Zafar in der Landschaft Mahra, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Hauptstadt der Himjariten, der Mittelpunkt des Handels. Von Zafar führte die Weihrauchstraße über Schabwa (Hadramaut), Timna (Kataban), Marib nach Main (Dschof)[12]. Aber andere Erzeugnisse hatten einen viel weiteren Weg zurückzulegen. Perlen aus dem Persischen Golf, Gewürze, kunstvolle Gewebe und Schwerter aus Indien, Sklaven, Elfenbein, Gold, Wohlgerüche[13] und Straußenfedern aus Abessinien fanden in den südarabischen Häfen ihren Umschlag-

platz[14]. Durch Beherrschung des Seeweges nach Indien und der gegenüberliegenden afrikanischen Küste waren Minäer und Sabäer in der Lage, die eingeführten Waren zusammen mit den Erzeugnissen des eignen Landes den westlichen Märkten zuzuführen. Dabei wählte man entweder den Seeweg über das Rote Meer oder man benutzte, da dieses der Schiffahrt Schwierigkeiten bereitete, die große Handelsstraße[15], die von Marib über Mekka und durch den Hedschas nach Syrien führte. Bis nach el-Ela hatten die Minäer, bis zur Oase Teima die Sabäer[16] ihre Vorposten vorgeschoben. In siebzig Tagen gelangten die Dromedarkarawanen von Main (Minaia) herauf nach dem Golf von Akaba[17]. Hier waren es die Nabatäer[18], die den weiteren Transport übernahmen und sich mit den Südarabern in den Gewinn teilten.

Unter den frühen Ptolemäern[19] erhielt dieses einträgliche Geschäft einen schweren Stoß. Ptolemaios II. Philadelphos wandte sich zunächst gegen Petra und die Monopolstellung, die die Nabatäer einnahmen. Das unabhängige Dasein dieses Königtums vermochte er nicht zu beseitigen. Aber er tat alles, um den südarabischen Handel von Petra wegzuziehen und eine unmittelbare Verbindung zwischen Ägypten und Arabien herzustellen[20]. Zwischen dem Nil und dem Roten Meer ließ er einen Kanal bauen[21]; Häfen wie Berenike und Myos Hormos wurden an der ägyptischen Küste angelegt[22]. Vor allem schloß er eine enge Verbindung mit dem lihjanitischen Königtum von el-Ela[23], das uns als Gegner der Nabatäer noch entgegentreten wird (unten S. 128). Ptolemaios' II. Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Man kennt den Sarkophag eines minäischen Kaufmanns, der, vermutlich aus el-Ela stammend, Weihrauch aus Südarabien an die ägyptischen Tempel lieferte und dafür ägyptisches Leinen zu Schiff nach seiner Heimat ausführte[24]. Der Versuch der Nabatäer, durch Seeraub und Überfälle den arabisch-ägyptischen Seehandel zu stören, wurde durch Strafmaßnahmen seitens der Ptolemäer rasch unterdrückt.

Die späteren Herrscher des Hauses konnten diese Handelspolitik aufrecht erhalten[25]. Nur im Norden erlitten sie eine Einbuße. Langsam eroberten die Nabatäer ihre alte Stellung zurück[26]. Sie gewannen die Kontrolle über die Karawanenstraßen der Sinaihalbinsel und, von ihrem Hafen Leuke Kome aus[27], auch über einen Teil des Seehandels im Roten Meer[28]. Doch inzwischen war den Ptolemäern eine einzigartige Entdeckung zu Hilfe gekommen. Gegen Ende der Regierung Ptolemaios' IX. Euergetes II. unternahm Eudoxos von Kyzikos die ersten Indienfahrten, über die Poseidonios einen anschaulichen Bericht hinterlassen hat[29]. Gleichzeitig erkannte Hippalos das regelmäßige Wehen der

Monsunwinde und wagte es als erster, die Küstenschiffahrt aufzugeben und unter Benutzung des Südwestmonsuns über das hohe Meer nach Indien zu fahren[30]. Damit war der südarabischen Schiffahrt ihr bisheriges Monopol, die Verbindung mit Indien, aus den Händen gewunden. Ein direkter Schiffsverkehr zwischen Ägypten und Indien setzte ein[31].

Ein Rückgang des bisherigen Reichtums und der wirtschaftlichen Blüte Jemens war die Folge. Vielleicht ist die Vermutung begründet, daß schon der Sturz des sabäischen und die Erhebung des himjaritischen Königtums am Ende des 2. Jahrhunderts v. Zw. mit diesem Umschwung zu verknüpfen ist[32]. Aber auch die Himjariten wußten die einstige Stellung im Indienhandel nicht zurückzugewinnen[33]. Denn die Römer setzten, einmal im Besitz Ägyptens, die Politik der Ptolemäer fort. Zwar blieb die Expedition, die 24 v. Zw. Aelius Gallus gegen Südarabien unternahm — vornehmlich durch die zweideutige Haltung der Nabatäer — ohne Erfolg. Aber seit neronischer Zeit[34] bestand, wie Plinius[35] und die Küstenbeschreibung des Roten Meeres[36] zeigen, ein regelmäßiger Schiffsverkehr, der das Römerreich von südarabischer Vermittlung unabhängig machte. Nicht mehr die Häfen der Arabia Felix, sondern Alexandreia[37] bildete jetzt den bevorzugten Umschlagsplatz. Im 1. Jahrhundert n. Zw. standen die Himjariten in römischer Klientel[38] und in Adana, dem heutigen Aden, lag eine Besatzung[39]. Die wichtige Stadt befand sich noch um 400 in römischer Hand[40]. Unter dem Kaiser Marcus erreichte im Jahre 166 eine Gruppe römischer Kaufleute zur See den Hof des chinesischen Kaisers Huan-ti[41].

In Alexandreia war man im 2. Jahrhundert so vertraut mit indischen Verhältnissen, daß in einem Mimos[42] sich Personen des kanaresischen Dialektes bedienten[43]. Dieser spielte hier die gleiche Rolle wie das Karthagische im »Poenulus« des Plautus[44]. Die aufsteigende Entwicklung des Indienhandels hielt bis in die Zeit des Caracalla an[45]. Um so nachteiliger waren die Folgen für Südarabien. Von der römischen Besetzung Adanas an[46] rechnete man den Niedergang der Stadt. Mit dem 2. Jahrhundert hörte eine eigene himjaritische Münzprägung auf[46a].

Unter dem Druck der immer ungünstigeren wirtschaftlichen Lage, wozu noch eine vorübergehende Herrschaft der Könige von Aksum (unten S. 168) gekommen sein mag[47], begannen jemenitische Stämme nach Norden auszuwandern. Durch die Steppe und Wüste Zentralarabiens drangen sie langsam gegen die syrische und mesopotamische Grenze vor. Sie führten ihre Götter mit nach Norden: Jauk, Nasr (vielleicht Ammianas), die im Koran als heidnische Götter

genannt werden, aber auch die Karawanengötter Arsu und Azizu waren südarabischen Ursprungs[47a]. Die einheimische Überlieferung brachte diese Wanderung mit dem Bruch des großen Staudammes von Marib, der einstigen sabäischen Hauptstadt, in Verbindung. Durch die beiden »Dammbruchinschriften« von Marib sind zwei Ereignisse dieser Art festgelegt, die in die Jahre 449–450 und 542–543 n. Zw. fallen[48]. Beidemale wurde der Schaden wieder behoben: die endgültige Katastrophe scheint erst zwischen 543 und 570 eingetreten zu sein[49]. Mit Recht hat man bemerkt, daß der Dammbruch weniger Grund als Symptom des allgemeinen Verfalles bedeutete[50]. Denn die große südarabische Wanderung[51] begann bereits lange vor dem angegebenen Zeitpunkt.

Die beiden berühmtesten Herrschergeschlechter des spätantiken Arabiens — Ghassaniden und Lachmiden — brachten ihren Ursprung in Zusammenhang mit einem der Dammbrüche von Marib. Die Ghassan im Hauran, später die Stütze der römischen Herrschaft in dieser Gegend, ließen ihre Ära mit dem Ereignis beginnen[52]. Die noch zu besprechenden Tanuch von Hira, die Taiji, die banu-Kaila in Medina, die Kinda und andere Stämme Mittel- und Nordarabiens rühmten sich südarabischen Ursprungs[53]. Aber gerade bei den Königen und den Tanuch von Hira wird sich zeigen, daß ihre Einwanderung weit früher, bereits im 3. Jahrhundert n. Zw., eingesetzt hat (unten S. 135 f.).

3.

Syrien[54] scheint allseitig durch natürliche Grenzen geschützt zu sein. Im Westen das Meer, im Osten die Wüste, ist der Norden durch den Taurus, der Nordosten durch den Oberlauf des Euphrat abgeschlossen. Die doppelte Kette von Bergen, die nach Süden verläuft, bildet einen starken Schutzwall. Aber der Augenschein trügt. Syrien war immer Durchgangsland und, was damit zusammenhängt, es war umkämpftes Land. Eroberer drangen längs der Küste,
im Orontestal von Norden nach Süden oder in umgekehrter Richtung vor. Und 142
von Osten her war das Land den Vorstößen der Nomaden ausgesetzt, die die seßhaften Siedler heimsuchten und verdrängten. Der Druck aus dem Süden und aus dem Inneren der arabischen Halbinsel trieb die Bewohner der Hamad gegen den „fruchtbaren Halbmond" der beiden Kulturlandschaften Syrien und Mesopotamien.

Der Ausgang des Kampfes hängt von der Stärke des Zentralregiments in Syrien ab. Wird es den Beduinen, die unter dem Zelt von Haartuch hausen, den Tanuch (unten S. 135) oder nach antikem Ausdruck den Skenitai[55], verwehrt, das Kul-

turland mit ihren Einfällen heimzusuchen, so müssen sich die Nomaden auf das beschränken, was man ihnen und ihren Herden willig gewährt. Wenn der Hochsommer die kärglichen Weiden und die Wasserstellen der Hamad vertrocknen läßt, überschreiten die Wanderhirten die Grenze des Fruchtlandes, um ihre Tiere an den grünenden Flußufern oder auf den abgeernteten Äckern weiden zu lassen. Noch heute erscheinen zu genau bestimmten Zeiten und unter Be-
140–141. 143 achtung nicht minder genauer Regeln die Beduinen in der Bekaa zwischen Libanon und Antilibanon sowie weiter nördlich im Orontestal bis nach Aleppo hin. Indem sie ihre Tiere auf den Feldern Nachlese halten lassen, liefern sie die natürliche Düngung.

Wünschen die Beduinen sich anzusiedeln, so müssen sie mit dem vorlieb nehmen, was noch unbebaut ist. Sie müssen daran gehen, den Landstreifen am Rand der Hamad urbar zu machen und zu bewässern[56]. In dem Maße, wie ihnen dies gelingt, können sie vom nomadisierenden Leben zum seßhaften übergehen. Ein starkes Regiment schirmt sie gegen die Einfälle ihrer ehemaligen Stammesgenossen. So war es unter Ptolemaios II., da Tubias, der Stammesfürst der Ammoniter, von Rabbath Ammon, dem späteren Philadelphia aus, als ptolemäischer Vasall und mit ägyptischen Söldnern Transjordanien schützte[57]. Oder später, da Herodes als römischer Klientelkönig die gleiche Rolle übernahm.

Umgekehrt gleitet einem schwachen Regiment die Kontrolle über die beduinischen Stämme rasch aus der Hand. Ihre Häuptlinge bedrücken die ansässigen Bauern, legen ihnen unerschwingliche Abgaben auf, plündern sie aus und zwingen sie schließlich zum Verlassen ihrer Äcker und Siedlungen. Rückte durch Ansiedlung der Beduinen das Fruchtland gegen die Steppe vor, so jetzt umgekehrt die Steppe gegen das Fruchtland. Die verlassenen Gebiete bleiben unbebaut, die Bewässerungsanlagen verfallen und die Wüste erobert das ihr entrissene Land zurück. Mit dem Zusammenbruch der Seleukidenmacht war dieser Zustand eingetreten. Die arabischen Stämme benutzten die zunehmende Schwäche des Reiches, um sich eigene Vorteile zu sichern. Ihre »Phylarchen« erhoben von den durchziehenden Karawanen am Oberlauf des Euphrats drückende Steuern. Sampsikeramos setzte sich in Emesa und Arethusa, die Nabatäer in Damaskus fest. Die Ituräer drangen über den Jordan, begründeten in Chalkis ihre Herrschaft und dehnten ihre Raubzüge bis zur phoinikischen Küste und über den Süden Syriens aus[58].

Erst die römische Herrschaft schuf wieder Wandel. Pompeius' Neuordnung des Ostens unterstellte nur einen Bruchteil römischer Herrschaft. Bis zu Augustus' Zeit blieb eine bunte Musterkarte[59] örtlicher Herrschaften bestehen. Die schwer-

bewaffneten Legionäre hatten mehrfach gegenüber den Bogenschützen auf beweglichen Pferden und Dromedaren den Kürzeren gezogen. So vermied man die unmittelbare Begegnung mit dem gefährlichen Feind und vertraute die Grenzverteidigung Arabern und Ituräern an. Einst gleichfalls Nomaden und mit nomadischer Kampfweise vertraut, hatten sie sich inzwischen am Rand der Wüste angesiedelt[60]. Sie waren geordneter und zuverlässiger als die Nomaden, denn sie standen unter fester Führung[61]. Ihre Tetrarchen und Ethnarchen wurden zu Vasallenfürsten, die Rom ihren Tribut entrichteten.

Auch diese Ordnung war nicht von Dauer. Das erste Jahrhundert n. Zw. führte zur allmählichen Aufsaugung der Klientelfürstentümer. Die indirekte Herrschaft wurde durch die direkte ersetzt. Durch Trajan wurde das Nabatäerreich[62] römisch. Die Schaffung der Provinz Arabia im Jahre 106 n. Zw. war der Abschluß eines Vorganges, der Syrien vom Taurus zum Hauran, vom Meer bis zum Euphrat einheitlicher Herrschaft unterstellte. Gleichzeitig wurde die Grenzverteidigung neu organisiert[64]. Im Norden schützte eine Reihe von Kastellen das rechte Ufer des Euphrat, die flußabwärts bis Anatha reichte[65]. Sie setzte sich südwärts, am Rand der Hamad, fort und ging an der Grenze der neuen Provinz Arabia in einen regelrechten Limes über[66]. Das Legionslager der III. Cyrenaica in Bostra bildete den Mittelpunkt der Verteidigung. Eine Straße, von den Grenzen Syriens bis zum Roten Meer verlaufend, von C. Claudius Severus 111–114 erbaut[67], setzte sich nach Norden über den Dschebel Sindschar bis zum Tigris fort[68]. Ihre Pflasterung, der solide Bau der Brücken, ihre Rasthäuser, die den Verlauf der Straße begleiteten — all das machte die Anlage zu einem Meisterwerk ihrer Art.

Damit ist ausgesprochen, daß seitdem, also auch für die Zeit des 3. Jahrhunderts n. Zw., die Geschichte des syrischen Grenzgebiets mit der Roms zusammenfällt. Petra und Gerasa, Palmyra und Dura, soweit sie zu nennen sind, müssen in diesem Zusammenhang behandelt werden. Ein selbständiges Leben beginnt erst jenseits dieser Grenze, faßbar vor allem im nördlichen Hedschas.

Medain Saleh war hier der vorgeschobene Posten der Nabatäer an der Handelsstraße, die nach dem Süden führte. Die Gräber des 1. Jahrhunderts n. Zw., *96*
die man dort gefunden hat, zeigen alle Eigentümlichkeiten der nabatäischen Kunst. Zahlreiche Inschriften erbringen die Bestätigung. Medain Saleh bildete einen wichtigen Umschlagplatz. Die Waren, die aus dem Inneren oder aus dem Süden Arabiens kamen, wurden von hier aus nach Ägypten oder nach den Mittelmeerhäfen gebracht[69].

Unmittelbar südlich von Medain Saleh liegen el-Ela und Chereibe. Die dortigen
97–100 Gräber sind einfacher. Aber Funde von statuarischer Großplastik, die man im Heiligtum von Chereibe gemacht hat[70], zeigen, daß hier eine vorislamische Kultur von Rang geblüht hat. Sie gehörte den Lihjaniten, die Plinius[71] als *Lechieni* oder *Leanitae* an dieser Stelle erwähnt. Der Stamm hatte, zusammen mit den nahverwandten Thamudenern, dem Vordringen der Nabatäer nach Süden Halt geboten. Als das Reich von Petra römische Provinz wurde, waren sie nachgestoßen. Medain Saleh hatten die Lihjaniten, das gleichfalls nabatäische el-Hedschr (Hegra) diese oder die Thamudener um 250 n. Zw. in Besitz genommen[72]. Damals wurden die Thamudener zu dem Handelsvolk, als das sie später erscheinen[73] (unten S. 167).

Die thamudischen Inschriften sind über ein weites Gebiet verbreitet[74]. Sie reichen vom nordwestlichen Hedschas bis nach el-Dschof in Zentralarabien; sie gehen andererseits über das alte Midian, Edom und das Moabiterland bis zur Sinaihalbinsel und bis nach Ägypten (unter S. 167). Der Dialekt ist nordarabisch, und wenn vereinzelt südarabische Namen erscheinen, so war das lediglich eine Nachwirkung dessen, daß el-Ela seinem Ursprung nach eine minäische Handelskolonie darstellte[75]. Überhaupt hat die südarabisch-minäische Kultur das Bild der thamudischen und lihjanitischen stark beeinflußt[76]. Die Inschriften waren in südarabischem Alphabet aufgezeichnet[77].

Das gleiche war bei den safaïtischen Inschriften der Fall, deren Hauptmasse sich in dem unwirtlichen Safa-Gebirge südöstlich von Damaskus gefunden hat[78]. Wieder sind sie in einem nordarabischen Dialekt verfaßt[79], aber manche Anzeichen, vor allem theophore Eigennamen[80], weisen darauf hin, daß die Safaïten aus Südarabien eingewandert waren[81]. Die Hauptmasse der Inschriften stammt aus trajanischer Zeit[82]. Aber einige gehen bis in die Regierung des Septimius Severus[83], des Odaenath von Palmyra[84] und eine gar bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts hinab[85].

Während die Thamudener teilweise bereits ansässig waren, in Ortschaften wohnten und sich mit dem Pflug in der Hand darstellen ließen[86], waren die Safaïten in weit höherem Maße Nomaden geblieben. Sie wanderten von der schwarzen Steinwüste der Harra, zwischen Hauran und Safa-Gebirge[87], bis nach Nordsyrien und an den Euphrat[88]. Hatten sie auch in Sprache[89] und Religion[90] manches von den Nordsemiten übernommen, so weist doch die Haltung von Dromedar und Pferd, Esel, Schafen und Ziegen auf das Leben des Beduinen[91]. Das Hüten dieser Tiere, ihr Besitz und Verkauf erscheint in den safaïtischen

Inschriften. Daneben der Besitz von Wasserstellen und Lagerplätzen[92], aber auch so typisch beduinische Züge wie der Stolz auf eine weit zurückreichende Genealogie[93] oder Sehnsucht und Trauer beim Anblick einer verlassenen Wohn- und Lagerstätte[94]. Diese unstet umherziehenden Nomaden, die nur an wenigen Stellen zur Seßhaftigkeit übergingen[95], entzogen sich bereits weitgehend dem Arm Roms. Flüchtlinge, vor allem Deserteure aus dem römischen Heer, fanden hier einen Unterschlupf, der für die Wüstenpolizei meist unerreichbar blieb[96].

Weit später fallen die Bildungen selbständiger Herrschaften. Das Auftreten der Ghassaniden, die wiederum dem arabischen Süden entstammten, gehört erst ins 6. Jahrhundert n. Zw.[97]. Der erste gesicherte Herrscher des Hauses, Harith-Arethas, Sohn des Dschabala, siegte über Alamundaros von Hira im Jahre 528[98]. Doch vorher begegnet ein Vertreter der anderen Dynastie südarabischer Herkunft an der syrischen Ostgrenze[99]. Als Vasallen der Großkönige in Ktesiphon hatten sich die Lachmiden frühzeitig ganz Nord- und Mittelarabien unterworfen. Sie hatten die Oase Dumat el-Dschandal besetzt und dasselbe mit Teima im nördlichen Hedschas versucht[100]. Wie Teima, so lag auch Dumat, das antike Dumatha[101] und heutige el-Dschof[102], an einer wichtigen Handelsstraße. Sie führte vom Persischen Golf und vom Euphrat nach Damaskus, Bostra oder Emesa[103]. Die arabische Überlieferung wußte sogar von Kämpfen des Dschadhima von Hira (unten S. 136) mit der Königin Zenobia von Palmyra zu berichten[104]. Sie erscheint auch mit Dschadhimas Nachfolger Amr zusammen in dem neuen Mani-Fund in koptischer Sprache[104a]. Sicher ist soviel, daß am Ostabhang des Hauran, in Namara, sich eine arabische Inschrift in nabatäischem Alphabet gefunden hat, die für den Anfang des 4. Jahrhunderts n. Zw. dort einen Lachmiden bezeugt[105]. Es ist Imrulkais ibn Amr (gestorben 7. 12. 328), der sich »König aller Araber« nennt und davon erzählt, daß er seine Söhne zu den Persern und Römern entsandt hatte. Zum mindesten Dumat hielten die
Lachmiden bis zum Vorabend der Hedschra[106]. Streufunde[107] von typisch iraki- 156–158
scher Keramik[108] in Barbotinetechnik, aus spätsasanidischer Zeit und damals wohl auch eingeführt, haben sich in der Umgegend von Aleppo machen lassen. In Hira wurden ähnliche Stücke ausgegraben[109]. Vielleicht hat man darin einen Beleg für den weiteren Einfluß der Lachmiden auf Syriens östliche Grenzgebiete zu erblicken.

4.

Die syrische Bevölkerung trägt das Wesen des Landes in dem eignen. Syrien ist ein Durchgangsland: darum sind seine Bewohner die immer Aufnahmebereiten und Aufnahmefähigen. Eine starke Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit, ein rasches Erfassen jeder Lage[110] zeichnet den Syrer aus. Aber Syrien ist zugleich das Land des klaren Lichtes: eines Lichtes, dessen Kraft weithin alle Umrisse hervortreten läßt, das die plastischen Formen mit leuchtenden, durchsichtigen Farben überzieht. Alles Verdämmern ins Halbdunkel, alles Verschwimmen und Verträumen ist dem Syrer fremd. Eine zugreifende Intelligenz, deren Schnelligkeit und Klarheit der des Lichtes gleicht und die bei anderen Völkern nicht ihresgleichen findet, zeichnet ihn aus.
Aber diese Raschen und Beweglichen sind zugleich die Unbeständigen und Wankelmütigen[111]; die zwar rastlos, aber nicht immer erfolgreich Tätigen; die ewigen Spötter, denen Ehrfurcht und Treue fremd sind. Im Handel und weiterhin in allen Erfordernissen städtischen Wesens leisten die Syrer Hervorragendes; ihre Intelligenz ist von Anfang die des Großstädters. Sie genießen den schönen Augenblick, daher ihre ungehemmte, überschwengliche Festesfreude[112]. Aber alles Dauernde und Verharrende, alles, was Zähigkeit und Durchhalten verlangt, ist diesem Volke fremd. Eine vogelhafte Beweglichkeit und Wendigkeit verbrennt allzuschnell die Kraft, die zu solchem Tun notwendig wäre. So gleicht die Geistigkeit des Syrers mehr einem heißen und raschen Feuer als einem solchen, das wohltätige Wärme spendet; sie ist mehr blendend als tief oder gar fruchtbar. Vollends zu staatlichen Bildungen von Dauer hat es der Syrer nie gebracht. Geschätzt wegen ihrer Anstelligkeit und ihrer Fähigkeiten, gefürchtet wegen ihres Spottes, waren und blieben sie Untertanen. Gewiß keine zuverlässigen, aber ernstliche Schwierigkeiten haben sie dem römischen Regiment nie bereitet.
Anders der Irak. Der Farbigkeit und Vielfältigkeit der syrischen Landschaft setzt sich hier ein weit eintönigeres Bild entgegen. In einem kurzen, rauschhaften Frühling, der die Steppe mit hohen Orchideen, mit Tulpen- und Mohnfeldern bis an den Horizont überdeckt, erschöpft sich die Vegetation. Wie eine gläserne Glocke spannt sich als einzige Begrenzung der Himmel über ein unübersehbares Farbenmeer . . . Aber rasch geht die Blüte vorüber und den Rest des Jahres zeigt das Land stets dasselbe Aussehen. Der fruchtbare Löß des Schwemmlandes überzieht mit seinem graubraunen Staub Pflanzen und Gebäude, verdunkelt den Himmel zu einem dichten und lastenden Dunst, hüllt

alles in das gleiche, einförmige Kleid. Dementsprechend hat die Natur die Bewohner des Landes mit dem Danaergeschenk der syrischen Intelligenz verschont. Der Bewohner des Irak ist schwerer, erdhafter, bäuerlicher. Aber ist er auch gröber und langsamer, so ist er doch auch aus kräftigerem Stoff gemacht. Immer erweist er sich als wehrhaft, beharrlich und eigensinnig. Kein Wunder, daß die staatlichen Bildungen der arabischen Welt, soweit sie Selbständigkeit beanspruchten, nicht in Syrien, sondern auf dem Boden des Irak erwachsen sind.
Der feudale Aufbau des Partherstaates brachte es mit sich, daß auch hier sich eine Mannigfaltigkeit von örtlichen Gewalten entwickelte. Die politische Karte des Landes war nicht minder bunt als die Syriens unter der ausgehenden seleukidischen und der beginnenden römischen Herrschaft. Vasallenkönigtümer, die die Oberherrschaft des Großkönigs anerkannten, gab es in der Osrhoëne[113] und Adiabene mit ihren Hauptstädten Edessa und Arbela[114], in der Garamäa mit Kirkuk[114a], in Spasinu Charax oder, was wohl dasselbe war, in der Mesene[115]. Hinter ihnen standen, wie bei den Parthern selbst, die Häupter der großen Geschlechter, die »Söhne der Häuser« oder Megistanen, die Satrapen und die Masse des niederen Adels, die mit militärischen Befehlsstellen ausgestattet war[116]. Daneben traten kleinere Gewalthaber auf wie Hadad-nadin-achi (Ἀδαδναδινάχης) von Tello[117], die Herren von Nippur und Forat[118]; wie die Phylarchen der Araber in Mesopotamien[119] und die der Juden in der babylonischen Satrapie[120]; wie die halb selbständigen griechischen Stadtgemeinden: die beiden Seleukeia, am Tigris und am Euphrat, und andere mehr.
Alle diese Herrschaften trugen in sich den Drang zur Verselbständigung. Die Vasallenkönige verweigerten zuweilen die Heeresfolge. Narsai, der König der Adiabene, war nicht mit Vologeses IV. in den Krieg gezogen (man weiß nicht, ob der Krieg gegen Septimius Severus oder der gegen die Perser und Meder[121] gemeint ist). »Da ergrimmten diese verbrecherischen Wölfe«, berichtet die Chronik von Arbela[122] von den Parthern, »und nachdem sie siegreich aus dem Krieg zurückgekommen waren, überzogen sie unser Land, zerstörten und plünderten unsere Städte, und gingen dann in ihre Heimatgegenden; den König Narsai aber ertränkten sie im Großen Zab.« Zur Rache verbündeten sich kurz darauf die Könige von Adiabene und Garamäa mit den Persern gegen den letzten Arsakiden[123]. Hier blickt man in die Verhältnisse hinein, die dem Zusammenbruch des Partherreiches voraufgingen. Die Versuche zur Verselbständigung wurden um so offener, je schwächer das zentrale Regiment war.
Wie in anderen Reichsteilen, so hatte sich auch im Land zwischen Euphrat

und Tigris ein erbliches Beamtentum ausgebildet. Die Satrapie Mesopotamien
befand sich in offenbar dauerndem Besitz der Familie Suren, die auch für Sa-
kestan das herrschende Geschlecht abgab [124]. In den letzten Zeiten des Parther-
reiches erhoben sich überall neue Dynastien, die in tatsächlichem Besitz der
Unabhängigkeit waren. Vorübergehend gab es im unteren Irak ein selbständiges
jüdisches Königtum des Asinaios und Anilaios, das vielleicht von Artabanos IV.
anerkannt wurde [125]. Ähnliches tritt im oberen Irak hervor, wo sich von jeher
arabische Phylarchen griechischer oder einheimischer Städte bemächtigten
und den Königstitel annahmen. Die bekanntesten unter ihnen waren die Abgare
von Edessa, die damit zu Herrschern der Osrhoëne wurden [126]. In trajanischer
Zeit stand neben ihnen eine Reihe anderer Fürsten gleicher Herkunft wie Spo-
rakes, der Phylarch von Anthemusias und Herr von Batnai [127], Mannus, der
Herr vielleicht von Singara [128], Manisarus von Gordyene [129] und die Könige von
Hatra. Gerade an diesen läßt sich die Bedeutung der Entwicklung fassen.

Die Stadt lag im Gebiet eines arabischen Stammes [129a], über dessen Herkunft
nichts berichtet wird. Gleich den Schammar, seinen heutigen Nachfolgern, muß
er aus dem mittleren Arabien über den Euphrat vorgedrungen sein [129b]. Innerhalb
der arabischen Überlieferung gibt es Spuren, die darüber hinaus nach dem
Süden weisen. Satirun, der König der Syrer und Herr von Hatra, gilt als Sohn
des Daizan oder wird diesem geradezu gleichgesetzt [130]. Er ist, wie längst er-
kannt [131], identisch mit dem König Sanatruk, von dem man eine Inschrift in
Hatra gefunden hat [132]. Daizan aber rechnete zu den Kudaiten [133], die zu den
jemenitischen Stämmen gehörten [134]. Darüber hinaus läßt sich kaum etwas sagen.
Zwei der Heiligtümer [135] von Dura-Europos — mit quadratischer Cella, vier das
Dach tragenden Säulen im Innern und monumental gestaltetem Eingang —
finden ihre nächste Entsprechung [136] in dem sabäischen Tempel von Dschcha in
127–130 Abessinien [137]. Aber der quadratische Sonnentempel von Hatra, mit tonnengewölb-
tem Umgang und ebensolcher Cella [138], weist eher auf iranischen Ursprung [140].

Möglicherweise befand sich schon in assyrischer Zeit eine Ansiedlung an der
Stelle. Aber schwerlich war sie bedeutend. Das nahegelegene Assur hatte keinen
Grund, das Emporkommen eines größeren Gemeinwesens in der eigenen Nach-
barschaft zu dulden [141]. Wann der beduinische Stamm, der später nach Hatra
genannt wurde, sich hier festsetzte, weiß man nicht. Vermutlich geschah es
unter ähnlichen Formen und zur gleichen Zeit wie im benachbarten Edessa,
das, ursprünglich eine makedonische Kolonie [142], mit dem Niedergang der Seleu-
kidenmacht in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Zw. der Sitz eines

unabhängigen arabischen Königtums wurde [143]. Phylen und Archonten ver-
wandelten sich in beduinische Clans und Scheichs; der einstige Phylarch wurde
zum König, behielt aber die alte Bezeichnung im örtlichen Gebrauch bei [144].
Auch in Hatra darf man arabische Phylen [145] voraussetzen. Und wieder wan-
delte sich der Phylarch [146] des einstigen Beduinenstammes mit seiner Seßhaft-
werdung zum anspruchsvolleren König. Vermutlich vollzog sich das Leben an-
fangs noch in halbnomadischen Formen, wie im ältesten Palmyra auch [147].

Unter Trajan, als das Sinken der parthischen Macht offenkundig war, trat Ha-
tra erstmalig mit eigener Stellungnahme hervor. Noch war es unansehnlich
und ohne Wohlstand. Die Befestigung bestand aus einer Mauer von Lehm-
ziegeln [148], wie sie bei den innerarabischen Oasenstädten bis heute üblich ist.
Aber weniger diese Mauer als die unwirtliche Umgebung hielt den Feind ab [149].
Futter für die Tiere und Holz fehlten; trinkbares Wasser war nur in geringem
Maße vorhanden [150]. Ein größeres Belagerungsheer konnte sich nicht in der
Nähe der Stadt halten. Es war der Hitze und dem Mangel ausgesetzt. Wenn
man die mitgebrachte Nahrung zu sich nahm, bedeckten die Fliegen Essen und
Trinken und machten es ungenießbar [151].

Auch der Nachschub für die Belagerer war schwierig. Der nächste Etappenort *139.140–*
am Tigris lag an der Stelle des alten Assur [152]. Auf dem Ruinenhügel stand in *147.150*
parthischer Zeit eine Siedlung. Die gewaltige Ziegelmasse der einstigen Zikkurat *136.149*
diente ihr als Zitadelle. An deren Fuß lag der Palast des parthischen Statt-
halters. Von hier aus waren es zwei Tagesmärsche bis Hatra. Diesen Weg muß-
ten die Kolonnen zurücklegen, die Verpflegung, Wasser und die Belagerungs-
maschinen heranzubringen hatten. Von den berittenen Schützen der Hatrener
wurden sie ständig bedrängt [153].

Trajan war der erste, der 117 die Widerstandskraft der Wüstenstadt erfahren
mußte. Bei einem Scharmützel kam der Kaiser selbst, der sich trotz seines
Alters tapfer zu Roß tummelte, in Lebensgefahr [154]. Die Bogenschützen des
Feindes richteten ihre Pfeile auf ihn, den sie, obwohl er seine Abzeichen abge-
legt hatte, am grauen Haar und an der Würde seiner Haltung erkannten. Seinem
Nebenmann wurde das Pferd unterm Leib getötet und wenig fehlte, daß Trajan
selbst verwundet wurde.

Als Septimius Severus erneut vor den Toren der Stadt erschien, traf er auf ein
wohlhabendes und mächtiges Gemeinwesen. Parallel zum weiteren Nieder-
gang der Zentralgewalt hatte sich der Aufstieg von Hatra fortgesetzt. Von dem
Tempel des Sonnengottes hieß es, er sei mit Schätzen gefüllt [155]. Sie stachelten *127–129*

Severus' Habgier mächtig an. Zuerst suchte er 199 Hatra durch einen Handstreich zu nehmen[156], aber in diesem Lande, wo jede Kunde sich unter den Stämmen mit Windeseile verbreitete[157], mußte Überraschung mißlingen. Im folgenden Jahre[158] erschien der Kaiser wieder, diesmal zu förmlicher Belagerung gerüstet. Die Befestigung Hatras war, entsprechend dem Wohlstand der Stadt,
122.124–125.138 verstärkt worden[159]. In die einstige Lehmziegelmauer waren steinerne Geschütztürme gleich mächtigen Bastionen eingebaut. Ein Pfeilhagel empfing die Anstürmenden und weithin trafen die Geschosse der Maschinen, die auf den Türmen standen[160]. Loderndes Erdpech wurde auf diejenigen herabgeschüttet, die sich bis in die Nähe der Mauern vorgewagt hatten. Und im Rücken setzte den Belagerern die flinke Reiterei der Hatrener zu. Sie hieben nieder, was sich beim Fouragieren zu weit vom Lager der Truppe entfernt hatte.
Endlich schien dem Kaiser der Sieg zu winken. Alle Belagerungsmaschinen der Römer waren von den Hatrenern verbrannt; nur die von dem Ingenieur Priscus erbauten blieben unversehrt[161]. Mit ihnen gelang es, Bresche in die Mauer zu legen[162]. Die illyrischen Kerntruppen[163] machten sich zum Einbruch fertig — da hieß der Kaiser selbst innehalten[164]. Er fürchtete um die Schätze des Sonnentempels: den siegreichen Soldaten mußte er sie überlassen, aber bei freiwilliger Übergabe wären sie in seine Hand gelangt. Doch die Verteidiger dachten nicht an Kapitulation. In der Nacht führten sie eine neue Mauer an Stelle der Bresche auf, und der nächste Morgen sah durch des Kaisers unzeitige Habgier alle Hoffnungen der Römer vereitelt. Wiederum mußte man unverrichteter Sache abziehen.
Erst Schapur, dem zweiten Sasaniden, gelang, was die anderen vergeblich versucht hatten. Durch eine feste Linie schloß er die Stadt gegen die Außenwelt ab[165]. Aber auch dann waren es nur Liebe und Verrat der Königstochter von Hatra, die, wie die Sage berichtete, die Stadt zu Fall brachten[166]. Als Julians Heer hundert Jahre später an der Stadt vorüberzog, lag sie verlassen da[167].
»Hast Du nicht Hatra gesehen«, so sangen danach die arabischen Dichter[168], »dessen Bewohner immer in Wohlleben waren? Ist aber irgendeiner, der wohllebt, ewig?« — oder:
»Gegen sie zog mit den Elefanten, über die Decken gelegt waren, und mit den Helden Schapur, der Herr der Heere.« »Und er zerstörte die Felsblöcke der Säulen jener Feste, deren Basen wie eiserne Platten waren.«
Jünger als die Gründung von Hatra war die von Hira. Von ihr gab, Jahrhunderte später, ein arabischer Geschichtsschreiber eine Schilderung, die in ihrer Anschaulichkeit über den Einzelfall hinaus Bedeutung besitzt[169].

Als Ardeschir die Herrschaft über den Irak gewonnen hatte, so heißt es da, wollten viele Araber nicht in seinem Reich bleiben und ihm untertan sein. Sie zogen fort nach Syrien, zu den dort wohnenden Stammesgenossen. Doch nach und nach wanderten wieder andere Araber nach dem Kulturland von Irak, vornehmlich solche, die sich mit Schuld beladen hatten und der Blutrache entflohen waren[170]. So bestanden die Einwohner von Hira aus drei Klassen. Einmal den Tanuch: Arabern, die westlich des Euphrat, zwischen Hira und Ambar 144–145.148
in Hütten und Zelten aus Haartuch hausten. Weiter den Ibad, den eigentlichen Bewohnern von Hira, die sich dort fest angesiedelt hatten. Schließlich den Schutzgenossen: sie hatten sich den Leuten von Hira angeschlossen, gehörten aber keiner von beiden Klassen an, die sich dem Ardeschir unterworfen hatten, weder den zeltbewohnenden Tanuch noch den Ibad.
Soweit der Inhalt des Berichtes. Hira lag an der Grenze von Kulturland und Wüste, südlich von dem späteren Kufa, südöstlich vom heutigen Mesched Ali[171]. Zwei Kirchenanlagen und Keramik mit christlichen Zeichen haben sich gefunden[172]. Entsprechend gelten die Ibad in der sonstigen Überlieferung als die Christen von Hira; sie bildeten das städtische Element[173]. Wie der Name der Stadt zeigt, war sie eine aramäische Gründung. Als Angehörige der nestorianischen Kirche bedienten die Ibad sich weiterhin der syrischen Sprache in Kult und Schrifttum, mochte auch ihre Umgangssprache arabisch geworden sein[174].
Neben den Städtern begegnet eine Schicht unsteter, gegen das Kulturland des Irak herandrängender Nomaden. Die Bedeutung der Blutschuld, von der der Bericht spricht, beleuchten die safaïtischen Inschriften. Die Erwähnung gewaltsam Getöteter, die Bitte um Rache, kehrt in ihnen ständig wieder[175]. Diesen Neuankömmlingen gehörte das Gebiet, das östlich vom Euphrat, westlich von der Wüste begrenzt wird. Das Schwemmland war fruchtbar und in den Sümpfen wuchs sogar die Rebe[176]. So werden die Tanuch beschrieben als halbe Bauern und halbe Beduinen[177]. Sie waren seßhaft, hatten aber das Wohnen unter dem Zelt noch nicht aufgegeben. Zogen sie nach Hira selbst, so wurden sie zu einem Bestandteil der städtischen Schicht[178].
Die Grenzen zwischen Nomaden und Bauern sind im Schwemmland des unteren Irak fließender noch als anderswo. Weide und bebaute Fläche, Steppe und bewässertes Land liegen nebeneinander. Das Wohnen unter dem Haarzelt bedeutet nicht, daß man sich ausschließlich der Viehzucht widmet. Auch die Bauern hausen in Zelten, siedeln sich bald an dieser, bald an jener Stelle der nutzbaren Fläche an. Selbst feste Lehmhäuser verläßt man nach einiger Zeit,

Severus' Habgier mächtig an. Zuerst suchte er 199 Hatra durch einen Handstreich zu nehmen[156], aber in diesem Lande, wo jede Kunde sich unter den Stämmen mit Windeseile verbreitete[157], mußte Überraschung mißlingen. Im folgenden Jahre[158] erschien der Kaiser wieder, diesmal zu förmlicher Belagerung gerüstet. Die Befestigung Hatras war, entsprechend dem Wohlstand der Stadt,
122. 124–125. 138 verstärkt worden[159]. In die einstige Lehmziegelmauer waren steinerne Geschütztürme gleich mächtigen Bastionen eingebaut. Ein Pfeilhagel empfing die Anstürmenden und weithin trafen die Geschosse der Maschinen, die auf den Türmen standen[160]. Loderndes Erdpech wurde auf diejenigen herabgeschüttet, die sich bis in die Nähe der Mauern vorgewagt hatten. Und im Rücken setzte den Belagerern die flinke Reiterei der Hatrener zu. Sie hieben nieder, was sich beim Fouragieren zu weit vom Lager der Truppe entfernt hatte.
Endlich schien dem Kaiser der Sieg zu winken. Alle Belagerungsmaschinen der Römer waren von den Hatrenern verbrannt; nur die von dem Ingenieur Priscus erbauten blieben unversehrt[161]. Mit ihnen gelang es, Bresche in die Mauer zu legen[162]. Die illyrischen Kerntruppen[163] machten sich zum Einbruch fertig — da hieß der Kaiser selbst innehalten[164]. Er fürchtete um die Schätze des Sonnentempels: den siegreichen Soldaten mußte er sie überlassen, aber bei freiwilliger Übergabe wären sie in seine Hand gelangt. Doch die Verteidiger dachten nicht an Kapitulation. In der Nacht führten sie eine neue Mauer an Stelle der Bresche auf, und der nächste Morgen sah durch des Kaisers unzeitige Habgier alle Hoffnungen der Römer vereitelt. Wiederum mußte man unverrichteter Sache abziehen.
Erst Schapur, dem zweiten Sasaniden, gelang, was die anderen vergeblich versucht hatten. Durch eine feste Linie schloß er die Stadt gegen die Außenwelt ab[165]. Aber auch dann waren es nur Liebe und Verrat der Königstochter von Hatra, die, wie die Sage berichtete, die Stadt zu Fall brachten[166]. Als Julians Heer hundert Jahre später an der Stadt vorüberzog, lag sie verlassen da[167]. »Hast Du nicht Hatra gesehen«, so sangen danach die arabischen Dichter[168], »dessen Bewohner immer in Wohlleben waren? Ist aber irgendeiner, der wohllebt, ewig?« — oder:
»Gegen sie zog mit den Elefanten, über die Decken gelegt waren, und mit den Helden Schapur, der Herr der Heere.« »Und er zerstörte die Felsblöcke der Säulen jener Feste, deren Basen wie eiserne Platten waren.«
Jünger als die Gründung von Hatra war die von Hira. Von ihr gab, Jahrhunderte später, ein arabischer Geschichtsschreiber eine Schilderung, die in ihrer Anschaulichkeit über den Einzelfall hinaus Bedeutung besitzt[169].

Als Ardeschir die Herrschaft über den Irak gewonnen hatte, so heißt es da, wollten viele Araber nicht in seinem Reich bleiben und ihm untertan sein. Sie zogen fort nach Syrien, zu den dort wohnenden Stammesgenossen. Doch nach und nach wanderten wieder andere Araber nach dem Kulturland von Irak, vornehmlich solche, die sich mit Schuld beladen hatten und der Blutrache entflohen waren[170]. So bestanden die Einwohner von Hira aus drei Klassen. Einmal den Tanuch: Arabern, die westlich des Euphrat, zwischen Hira und Ambar *144–145. 148*
in Hütten und Zelten aus Haartuch hausten. Weiter den Ibad, den eigentlichen Bewohnern von Hira, die sich dort fest angesiedelt hatten. Schließlich den Schutzgenossen: sie hatten sich den Leuten von Hira angeschlossen, gehörten aber keiner von beiden Klassen an, die sich dem Ardeschir unterworfen hatten, weder den zeltbewohnenden Tanuch noch den Ibad.
Soweit der Inhalt des Berichtes. Hira lag an der Grenze von Kulturland und Wüste, südlich von dem späteren Kufa, südöstlich vom heutigen Mesched Ali[171]. Zwei Kirchenanlagen und Keramik mit christlichen Zeichen haben sich gefunden[172]. Entsprechend gelten die Ibad in der sonstigen Überlieferung als die Christen von Hira; sie bildeten das städtische Element[173]. Wie der Name der Stadt zeigt, war sie eine aramäische Gründung. Als Angehörige der nestorianischen Kirche bedienten die Ibad sich weiterhin der syrischen Sprache in Kult und Schrifttum, mochte auch ihre Umgangssprache arabisch geworden sein[174].
Neben den Städtern begegnet eine Schicht unsteter, gegen das Kulturland des Irak herandrängender Nomaden. Die Bedeutung der Blutschuld, von der der Bericht spricht, beleuchten die safaïtischen Inschriften. Die Erwähnung gewaltsam Getöteter, die Bitte um Rache, kehrt in ihnen ständig wieder[175]. Diesen Neuankömmlingen gehörte das Gebiet, das östlich vom Euphrat, westlich von der Wüste begrenzt wird. Das Schwemmland war fruchtbar und in den Sümpfen wuchs sogar die Rebe[176]. So werden die Tanuch beschrieben als halbe Bauern und halbe Beduinen[177]. Sie waren seßhaft, hatten aber das Wohnen unter dem Zelt noch nicht aufgegeben. Zogen sie nach Hira selbst, so wurden sie zu einem Bestandteil der städtischen Schicht[178].
Die Grenzen zwischen Nomaden und Bauern sind im Schwemmland des unteren Irak fließender noch als anderswo. Weide und bebaute Fläche, Steppe und bewässertes Land liegen nebeneinander. Das Wohnen unter dem Haarzelt bedeutet nicht, daß man sich ausschließlich der Viehzucht widmet. Auch die Bauern hausen in Zelten, siedeln sich bald an dieser, bald an jener Stelle der nutzbaren Fläche an. Selbst feste Lehmhäuser verläßt man nach einiger Zeit,

um sich andernorts neu niederzulassen. Für solches Leben in Übergängen bedeutet erst das Eingehen in das städtische Bürgertum einen Endpunkt.

Die Schutzgenossen oder Beisassen findet man auch sonst in Arabien wieder. Im vorislamischen Mekka nahmen sie eine wichtige Stelle ein[179]. Im Gegensatz zu dem Adel der Koraisch, die im Zentrum der Stadt, in der unmittelbaren Umgebung der Kaba, wohnten, hausten sie in den Vorstädten. Der Adel entnahm diesen Entwurzelten, die zu ihm in ein Schutzverhältnis getreten waren, seine persönliche Leibwache, überhaupt solche, die mit gefahrvollen oder schwierigen Aufträgen bedacht wurden. In Kriegszeiten stellten diese Ahlaf zusammen mit den Angeworbenen aus den Beduinenstämmen die Kadres, die mit abessinischen Sklaven aufgefüllt die Achabisch, das Heer der Stadt, bildeten (unten S. 143). Auch die Fürsten von Hira mögen sich ihrer Schutzgenossen zu ähnlichen Zwecken bedient haben[180].

Den eigentlich staatsbildenden Bestandteil stellten die Tanuch dar[181]. Nach der arabischen Überlieferung wanderten infolge von Zwistigkeiten Stämme aus dem Nedschd und aus der Tihama nach Bahrein und brachen von dort aus in den Irak ein[182]. Ursprünglich kamen sie entweder nur aus dem Jemen oder waren mit nordarabischen Bestandteilen gemischt[183]. Daß die südarabische Abstammung zumindesten eines Teiles der Tanuch zutrifft, beweisen die in Hira gefundenen sabäischen Inschriften[184]. Auch das Herrschergeschlecht der Stadt, die Lachmiden, waren nach der Überlieferung Südaraber[185]. Selbst in Warka hat man einen himjaritischen Grabstein gefunden[185a].

Vermutlich geschah das Eindringen der Araber in den Irak unter den letzten Arsakiden, als die parthische Macht im Absinken war[186]. Um 270 gewann mit Dschadhima, dem »König der Tanuch«, eine arabische Dynastie beherrschende Stellung[187]. An seinen Namen knüpft sich das Emporkommen der Lachmiden[188], aber auch die Überlieferung eines Zusammenstoßes mit der Königin Zenobia von Palmyra (oben S. 129). Daß diese Kunde von einem Vorstoß nach Westen zutrifft, hat die lachmidische Inschrift von Namara im Hauran gezeigt (oben S. 129). Dschadhimas Nachfolger Amr lieh dem Manichäismus seinen Schutz gegenüber dem Sasaniden Narses[189], nahm also dem Nachbarreich gegenüber eine selbständige Stellung ein. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts wurde das nestorianische Christentum[190], wie im ganzen Irak, die herrschende Religion. Dies schloß indessen nicht aus, daß die Lachmiden auch der Kaba und den sonstigen Heiligtümern des Hedschas ihre Verehrung bezeigten[191]. Auch mandäische Gemeinden scheinen unter der Herrschaft der Könige von Hira ge-

standen zu haben[191a]. Die Sasaniden erkannten das neue Staatswesen an und liehen ihm ihre Hilfe, beides aus wohlerwogenen Gründen. Denn indem sie ihm die Grenzwacht am Euphrat übertrugen, schufen sie ein Bollwerk gegen die nachdrängenden Nomaden. Sasanidische Interessen und die von Hira trafen hierin zusammen: einmal im Besitz des Landes, war den einstigen Nomaden wenig daran gelegen, ihr Gebiet mit Neuankömmlingen zu teilen, mochten es auch ihre Vettern aus der Wüste sein[192].

5.

Kunstgeschichtlich liegt Hiras Bedeutung darin, daß es von der sasanidischen Zeit in die islamische hinüberleitet[193]. Manche Hügel blieben bis ans Ende des 8. Jahrhunderts bewohnt. Die stuckierten Wände von Hira mit ihren Zierformen stehen, obwohl sie eigene Bildungen aufweisen, in der Mitte zwischen sasanidischer und frühabbasidischer Entwicklung, zwischen Ktesiphon und Samarra oder Balkuwara. Nicht anders ist es mit der Keramik. Die Gruppierung der Räume um einen zentralen Schloßhof[194] wurde von älteren sasanidischen
Bauten übernommen und an frühislamische Schlösser wie Mschatta und Ochej- 104
dir weitergegeben[195].

Darüber hinaus aber hat Hira eine neue Bauform gebracht, die für die Zukunft bestimmend sein sollte. Als der Kalife Mutawakkil in den Jahren 854–859 das Schloß Balkuwara seinem Sohn erbauen ließ, da griff er auf die Residenz der Lachmiden in Hira zurück. Er führte, so heißt es[196], »einen Bau auf, wie man ihn bisher noch nie gesehen hatte, bekannt als el-Hiri und die beiden Ärmel und der Riwak. Auf den Gedanken kam er dadurch, daß einer seiner Freunde, mit denen er die Nächte verplauderte, ihm eines Nachts erzählte, einer der Könige von Hira, den Numaniden aus dem Hause der banu-Nasr, habe in seiner Residenz, nämlich Hira, einen neuen Bau aufgeführt, nach Form und Aussehen eines Kriegslagers. Denn er war so von dem Verlangen und der Leidenschaft des Kriegers beherrscht, daß ihm die Erinnerung daran unter seinen sonstigen Geschäften nicht schwinden sollte. Der Riwak war der Empfangsraum des Fürsten. Er bildete das Bruststück, und die beiden Ärmel lagen zur Rechten und Linken. In den beiden Gebäudeteilen, d. h. in den Ärmeln, hielten sich die dem Fürsten Nahestehenden von seinem Hofstaat auf. Im rechten Ärmel war eine Kammer für Gewänder, im linken, was an Getränken gebraucht wurde. Der zum Riwak gehörige freie Platz berührte das Bruststück und die beiden Ärmel. Drei Tore führten zum Riwak«[197].

103 Wenn man den Plan von Balkuwara vergleicht, erkennt man sofort den Riwak mit den drei Toren, den Platz davor und die beiden Ärmel rechts und links. Das Kalifenschloß setzt ebenso deutlich die lachmidische Architektur fort, wie die Stuckdekoration von Samarra oder die dortige Keramik in den Fußstapfen
104 der in Hira gefundenen steht[198]. Die gleiche Palastanlage erscheint in Mschatta, nordöstlich des Toten Meeres, wo auch die drei Tore wiederkehren, und im
104 Abbasidenschloß von Ochejdir[199], südwestlich Kerbela. Nur ist ein einziger Eingang an die Stelle der drei getreten. In beiden Fällen erkennt man, daß der römischen oder iranischen Baukunst bestimmte Formen entlehnt wurden. Besonders bei Mschatta wird der Zusammenhang mit dem steinernen Kohortenlager deutlich. Hira wurde der Überlieferung nach von Persern aus gebrannten Ziegeln erbaut[200]. Die Berührungen zwischen dem Tak-i Kisra in Ktesiphon und
131–135. 137 der Fürstenhalle von Mschatta, der Palastfassade von Ochejdir drängen sich auf[201]. Auch die Sprengbögen, die hier zwischen den Deckentonnen eingezogen sind, wurzeln in sasanidischen Vorbildern[202].

Demnach ging Hira auf ein altes Heerlager zurück. Der Name selbst weist darauf hin[203]. Er war ein ursprüngliches Appellativum. Im Syrischen bedeutet *ḥirthā* oder *ḥērthā* einen eingefriedigten Platz, dann auch das Zelt- oder Heerlager. Die Stadt Hirtha auf dem rechten Euphratufer war ein Stützpunkt der Palmyrener[204]. Das arabische Hatra (el Hadhr) ist etymologisch die Entsprechung des syrischen Wortes und bedeutete wahrscheinlich dasselbe[205]. Syrische Autoren sprechen von dem »Heerlager (*ḥirthā*) des Numan« und meinen damit wiederum Hira; auch die Byzantiner geben die Form ᾿Ηρθα[206]. Die Tatsache, daß diese Bedeutung noch durchscheint, wirft Licht auf sein Werden. Hira blieb immer ohne Mauern[206a]. Das bewegliche Heerlager der Araber war ursprünglich an keinen festen Ort gebunden. Langsam änderte sich das. Dschabija[207], das Lager der Ghassaniden, war noch halb nach Nomadenart errichtet, halb schon fester Wohnsitz. Es bildete den Ausgangspunkt der Araber noch vor der Entscheidungsschlacht am Jarmuk. Hira endlich bedeutet die völlige Umwandlung in eine Stadt.

Mit diesen Lagerstädten hatte man sich weit entfernt von der Bauweise, die in Südarabien üblich war. Zum Schutz gegen die Beduinen hatten die Himjariten befestigte Plätze angelegt. Jemen wurde damals zum »Land der Burgen«, wie die arabischen Autoren es nennen. Von der Zitadelle von Ghumdan wird berichtet, sie habe zwanzig Stockwerke gehabt, jedes zehn Ellen hoch, und im obersten habe der König und sein Hof gewohnt. Mag darin und dem andern,

was noch berichtet wird[208], des Fabelhaften genug sein: es waren hochragende Bauten, nicht breit hingelagerte Mauervierecke wie Balkuwara, Mschatta und Ochejdir. Ghumdan war ein Vorläufer der Schlösser, die man heute in Jemen
und Hadramaut[209] antrifft. Das bestätigen die Häuserdarstellungen, die sich 108–110
aus sabäischer Zeit erhalten haben[210], oder die Paläste von Aksum[211]: alles Hochbauten mit vielen Stockwerken übereinander, eine Bauweise, die ihren zugespitztesten Ausdruck in den riesenhaften Stockwerkstelen von Aksum erhalten hat[212].

Die Ausgrabungen in Hira haben von der Residenz der Lachmiden noch nichts erbracht. Von dem vielgenannten el-Chawarnak ist der Grundriß deutlich[213], doch hat er mit zuvor besprochenem Typus nichts gemein. So bleiben nur Mschatta, Balkuwara und Ochejdir. Sie sind omajjadischen[214] und abbasidischen Ursprungs, aber sie vermögen von dem verlorenen Hira eine Vorstellung zu geben[215]. Älter war Hatra. Auch bei ihm ist der Ursprung aus einem Heerlager im Namen deutlich. Der kreisrunde Umriß der Stadt weist auf denselben Zusammenhang. Das älteste Baghdad[216], das flußaufwärts am rechten Tigris-
ufer lag, Tacht-i Suleiman[216a] und Ktesiphon hatten den gleichen Grundriß[217]. 102
Ktesiphon war das Winterlager der Partherkönige, wo sie mit ihrem Hof und Heer wohnten[218]. Aus ihm war es zur Stadt erwachsen[219] wie Hira oder Dschabija. Die alte, runde Form des Heerlagers, die überall zugrunde liegt, ist noch faßbar an kleineren, aber grundsätzlich gleichen Anlagen, die die Erforschung des syrisch-mesopotamischen Limes gebracht hat[220]. Neben runden Tells
mit doppelter Umwallung aus älterer Zeit findet man auch befestigte Rund- 154–155
anlagen der eingeborenen Hilfstruppen Roms, die wie die Urform von Hatra anmuten. Ähnliche Anlagen wurden in Transjordanien, östlich von Amman, gefunden[221].

Wie die Stadt aus dem Lager erwachsen war, so entsprang die Ordnung des Heeres der nomadischen. Die Berittenen bildeten die Kerntruppe des Heeres. Die Bogenschützen zu Pferde, die den Belagerern Hatras starken Eintrag taten[222], mögen aus den kriegerischen Beduinen ausgehoben worden sein,
die gleich den heutigen Schammar in der Umgegend der Stadt zelteten[223]. War 145
Hatra schon in assyrischer Zeit eine Siedlung (oben S. 132), so könnte man sich ihre Besitzergreifung durch die arabischen Skenitai so vorstellen, daß der Phylarch des Stammes mit dem Adel und seiner nächsten Umgebung in der Stadt Wohnung nahm, während der Rest außerhalb das nomadische Leben fortsetzte. Ähnlich war es im vorislamischen Mekka, als die Koreisch sich seiner

bemächtigten. Ursprünglich lebten sie, wie eine arabische Quelle sagt, »im Grunde wilder Schluchten, inmitten nackter Gebirge, die das heilige Land umschlossen«[224]. Dann drangen sie in Mekka ein und brachten die Kaba in ihre Hand. Ihr Adel siedelte fortan im Mittelpunkt der Stadt, in der Batha, die das Heiligtum umgab. Die weniger angesehenen Clans des Stammes bewohnten die Vorstädte oder nomadisierten nach wie vor im umliegenden Gebiet. Sie lieferten der Stadt einen Teil ihrer Soldaten, der Achabisch (unten S. 143).

Auch die Tanuch von Hira werden eine ausgezeichnete Nomadenreiterei gestellt haben[224a]. Das zeigt schon die Tatsache, daß die in Hira gefertigten Sättel[225] be-
105–106 rühmt waren. Auf den safaïtischen Felszeichnungen erscheinen Reiter, mit langer Lanze bewaffnet[226]. Zuweilen stehen sie im Zweikampf; anderswo sind sie von Fußkämpfern mit Schild und Spieß unterstützt[227]. Es gab einen göttlichen »Beschützer des Volkes«, womit wahrscheinlich das Kriegsvolk gemeint war; der Gott war Safaïten und Nabatäern gemeinsam[228]. Im spätrömischen Heer gab es eine Abteilung, die sich aus berittenen Thamudenern rekrutierte (*equites Saraceni Thamudeni*)[229]. Also bestand auch hier der Kern des Heeres aus Reiterei. Daneben bezeugen Felsbilder[230], teilweise mit nabatäischen und thamudischen Inschriften verbunden, daß auch das Dromedar geritten wurde. Ob man es im Kampf verwandte, ist hier und bei den Felsbildern von Transjordanien[231] nicht deutlich. Aber andere Zeugnisse weisen mit Sicherheit darauf hin.

Das Reiten des Dromedars ist im nördlichen Mesopotamien so alt wie das Reiten überhaupt[232]. Erstmalig erscheint das Dromedar auf den Felsbildern von Demir
161 Kapu[233]; geritten ist es auf einem Orthostaten des Tell Halaf dargestellt. Das führt in die Zeit, da das Reiten überhaupt im alten Orient aufkam. Der Dromedarreiter vom Tell Halaf gehört mit den Reiterdarstellungen zusammen, die sich dort, aber auch in Marasch, Sendschirli, Karkemisch und Tell Ahmar gefunden haben[234]. Man gelangt bis an das Ende des 2. Jahrtausends v. Zw. hinauf. Daß das Reiten des Pferdes und des Dromedars Teile einer einzigen Bewegung waren (wobei vermutlich der Gebrauch des Pferdes das Vorbild abgab), bestätigt die beiderseitige Verwendung im Krieg[234a]. Auf einem kleinen Relief aus Tell Halaf[235] ist ein Dromedarreiter mit Helm, Panzerhemd, kleinem Rundschild und langem Degen dargestellt, also in der Bewaffnung, die die Araber im Heer des Seleukiden Antiochos III. kennzeichnete. Den Römern traten in der Schlacht bei Magnesia arabische Bogenschützen entgegen, die auf Dromedaren saßen und mit schmalen, vier Ellen langen Degen ausgerüstet waren; mit ihnen stachen sie vom Rücken ihrer Tiere herab[236].

Gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Zw. bedienten sich alle Wüstenstämme vom oberen Irak bis hinab zu den Nilkatarakten des Dromedars auf ihren Kriegszügen[236a]. Nur war insofern eine Veränderung eingetreten, als der lange Degen durch eine neue Waffe ersetzt wurde. Wiederum paßte man der Reitertaktik sich an. Der letzte Partherkönig führte gegen Caracalla neben berittenen Schützen und Kataphrakten auch ein Korps von Dromedarreitern heran[237]: mit langen Lanzen führten diese ihre Stöße gegen den Gegner[238]. Es ist nicht gesagt, aber man darf annehmen, daß es sich um Araber aus der Wüste oder aus Nordmesopotamien handelte. Araber mit Dromedaren waren auch die Gegner des Sasaniden Schapur I., wie eines seiner Felsreliefs zeigt[239]. Ein späterer 7
König des gleichen Hauses, Bahram V. Gor, der bei den Arabern in Hira erzogen wurde[240], ließ sich selbst als Kamelreiter darstellen. Mit dem Bogen 107
schießt er auf seine Jagdbeute, während auf der Kruppe des Reittieres eine Lauten- oder Harfenspielerin sitzt[241]. Hira war auch die Heimat der hochgeschätzten dunkelfarbigen Dromedare: von der Farbe schwarzer Pflaumen, die die arabischen Dichter besingen[242]. Man wird sie sich nach den schwarzen oder schwärzlichen Tieren vorzustellen haben, deren Besitz eine Eigentümlichkeit der heutigen Ateiba- und Harb-Beduinen bildet[243].

Eines der Reliefs von der Pterondecke des Baaltempels in Palmyra[244] zeigt ein 161
Dromedar, das einen verhüllten, mehrstöckigen Aufbau trägt. Die Gefolgschaft bildet eine Schar verhüllter Frauen. Die Darstellung war bisher unerklärt. Terrakotten aus Syrien zeigen zwei Göttinnen[245] oder auch eine Flöten- und eine Tamburinspielerin zusammen[246] auf dem Rücken von Dromedaren. Längst hat man bei diesen Darstellungen an die Sitte der *kobba* erinnert[247], die seit dem arabischen Altertum bis heute besteht. Wenn es zum Kampf, besonders zum Entscheidungskampf geht, wird ein Mädchen des Stammes in einen hohen pavillonartigen und mit Straußenfedern geschmückten Sattel gesetzt. Von den 169–170
Frauen des Stammes umgeben, wird es als lebendes Feldzeichen auf dem Dromedar in die Schlachtreihe mitgeführt. Durch ihre Lieder, durch Entblößen ihres jungfräulichen Körpers, durch ihre Gebärden und nötigenfalls durch ihren Spott reißt sie die Krieger mit[248]; nichts gilt schmachvoller, als die *kobba* in die Hand des Feindes fallen zu lassen[249]. Aischa, die »Mutter der Gläubigen«, ritt in der »Schlacht des Dromedars« auf solche Weise den Reihen der ihrigen vorauf[250]. Daneben erscheint eine ältere Sitte. Danach saß in der *kobba* nicht ein Mädchen des Stammes, sondern dessen Heiligtum, ein *bait* oder Baitylos[251]. Also ein heiliger Stein, von dem man annahm, er sei das »Haus des

Gottes«, des Stammesgottes[252]. Der *bait* war durch ein Zelt oder durch kostbare Stoffe[253] verhüllt, wie heute noch der schwarze Stein der Kaba. Dromedar und *bait* waren durch enge Bande verknüpft. Das zeigt die Tatsache, daß der Dromedargott Dusares (unten S.149) in Petra auch als Baitylos verehrt wurde[254]. Das Tier, das die heilige Last trug, wurde wie auf dem palmyrenischen Relief von einem Manne geführt[255]. Aber die eigentliche Gefolgschaft bildeten die Frauen des Stammes. Sie zogen mit, wie ausdrücklich gesagt wird[256], in den Kampf, aber auch bei feierlichen Aufzügen[257]. Viele Jahre nach der Hedschra erinnerten sich noch Genossen des Propheten ihrer weiblichen Vorfahren, die in den Zeiten des Heidentums Hüterinnen eines solchen Idols gewesen waren[258].
Weitere Anschauung vermitteln die Schilderungen der großen Arabienreisenden des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Auf der Halbinsel hat sich Ältestes mit erstaunlicher Zähigkeit gehalten. Das Aufgebot der Könige von Hira und Hatra mag nicht viel anders ausgesehen haben (wenn man von Autokampf[259] und Feuerwaffen absieht) als das der Herrscher von Hail und ihrer Gegner in Riad[260].
In diesen Heeren begegnete man zunächst den Beduinen. Unter ihnen stellten die den städtischen Mittelpunkten näher liegenden oder dem Herrscher verpflichteten Stämme mehr Mannschaften als die Grenzstämme, die von bedingter Zuverlässigkeit waren. Die meisten ritten auf Dromedaren; nur die
168.172–173 Scheichs hatten zuweilen Pferde. Noch wurde die lange Reiterlanze, dem *contus* vergleichbar, gehandhabt, den die Dromedarreiter im Partherheer (oben S. 141), aber auch die Sabäer (unten S. 168) und Blemyer (unten S. 163) führten.
Daneben erscheint eine zweite Truppe, wiederum beritten. Sie rekrutierte sich nicht aus den Nomaden, sondern aus den Städtern und Bewohnern der Dörfer. Im Gegensatz zu den Beduinen, die vornehmlich die Hoffnung auf Beute befeuerte, waren jene an den Zusammenhalt eines bürgerlichen oder bäuerlichen Lebens gewöhnt. Sie hörten auf Befehle und waren imstande, eine geschlossene Truppe zu bilden. Wie die Beduinen, so ritten auch die Dörfler auf Dromedaren. Denn immer waren, heute wie einst[261], die Pferde in Arabien eine Seltenheit. Auch die Streitmacht des vorislamischen Mekka, die gleich zu nennenden Achabisch, saßen mit Ausnahme der Befehlshaber auf Dromedaren[262]. Aber C. M. Doughty berichtet, daß Ibn Reschid von Hail an zuverlässige Männer Pferde aus seinen eigenen Stutereien verteilt habe. Diese Truppe sicherte ihm die gleiche Überlegenheit wie früher den Ghassaniden, als sie ihre Kavallerie den nomadischen Dromedarreitern entgegenstellten[263].

Auch die Waffen lieferte der Fürst einem Teil seiner Scharen. Sie wurden nur im Ernstfall ausgegeben; sonst lagerten sie in eigenen Zeughäusern[264]. Ein solches Zeughaus oder Magazin ist im Gebiet von Hira als Ortsname belegt[265]. Ganz von den Fürsten ausgerüstet war die Leibwache aus gekauften Sklaven oder Verbannten und Schutzbefohlenen. Mit ihrer Zuverlässigkeit konnte unbedingt gerechnet werden. Auch im vorislamischen Mekka setzte sich das Heer aus diesen Bestandteilen zusammen[266], ebenso wie die Leibwache der ghassanidischen und lachmidischen Fürsten[267]. An der Spitze ihrer Krieger, also in der Vorhut, ritten, heute wie einst, die Herrscher selbst[268]. Ausgezeichnet durch ihre Pferde und Waffen: Ketten- oder ‚Davids'panzer[269], Schwerter aus Bostra, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten[270], Vorläufer der hochberühmten Damaszenerklingen.
Zeitlich näher als die Herrscher des heutigen Nedschd steht den Verhältnissen des Altertums die Heeresorganisation des vorislamischen Mekka[271]. Freilich weist sie manche Besonderheiten auf. Die Söldner der Stadt, die berühmten Achabisch, wurden nur in Augenblicken der Gefahr aufgeboten. Dieses ganz aus Fremden bestehende Heer hätte, wenn es dauernd zusammengeblieben wäre, eine ständige Gefahr für den Reichtum der Stadt und ihre großen Kaufherrn aus dem Stamm der Koreisch gebildet[272]. Die Hauptmasse der Achabisch setzte sich aus gekauften abessinischen Sklaven zusammen, die wegen ihrer Willfährigkeit, ihrer Hingabe und Tapferkeit bekannt waren[273]. Der Name *Aḥābiś* weist bereits auf diesen Bestandteil hin: er gehört mit *Ḥabaś*, *Oḥbūś* zusammen[274]. Nur die Chargen[275] waren mit Arabern besetzt: Männern aus den beduinischen Stämmen, vor allem Ausgestoßene, Verbannte, Räuber, die aber ihren eigenen Ehrbegriff besaßen und denen der Ruf wildester Verwegenheit voraufging[276]. Die koreischitischen Kaufherren und Unternehmer statteten diese Truppe mit Waffen aus den eignen Rüstkammern aus, die teilweise ganz erhebliche Bestände bargen[277]. Wie nach bestandenem Kampf die Achabisch entlassen wurden, so hatten sie auch ihre Ausrüstung an ihre Auftraggeber und Soldherren zurückzugeben[278].
Mit dieser Truppe sind wir zu einem neuen Bereich gelangt: zu den großen Handels- und Karawanenstädten des arabischen Raumes. Auch sie haben den Aufbau des Heereswesens nachhaltig beeinflußt.

6.

Der arabische Limes war nicht nur Grenzsperre des Römerreiches im Osten. Er war zugleich Durchgangszone für die Karawanenstraßen, die den Limes durchbrachen und deren Spuren weit in die Wüste hineinführen. Sie schufen die Verbindung mit den Handelsmittelpunkten des Irak und des Persischen Golfes, weiterhin mit denen der arabischen Halbinsel.

Diese Straßen haben wenig Spuren im Boden hinterlassen[279]. Die Wachtposten, die Türme und Wasserstellen, die ihren Lauf begleiteten, sind aufgegeben und liegen unter Sand oder Staub begraben. Bisher konnte man sie nur dort erkennen, wo die Trasse durch die basaltische Harra oder durch Steppengebiete führte, die mit scharfen Feuersteinsplittern bedeckt sind[280]. Diese Hindernisse, nachteilig für die weichen Sohlen der Dromedare, waren beiseite geräumt worden und säumten die Straßenränder zu beiden Seiten in langen Reihen. Wo solche Merkmale fehlten, blieb die Straße unkenntlich. Erst die Auf-
151 nahme vom Flugzeug aus hat weitergeführt. Sie gestattete das Überblicken eines größeren Geländes und damit die Feststellung auch der Karawanenstraßen auf weite Strecke hin.

Eine große Anzahl solcher Straßen ist dadurch bekannt geworden. Von den Ausgangspunkten des Karawanenhandels im römischen Bereich wie Damaskus oder Bostra führten sie[281] nach el-Dschof, dem alten Dumatha[282]. Oder sie suchten dasselbe Ziel von Emesa aus entweder über Burku[283] oder über den Dschebel Aneze[284] zu erreichen. Von Damaskus[285], vor allem aber von Pal-
152–153 myra[286] aus liefen andere Karawanenwege über Hit nach Vologesias oder Vologesokerta am Euphrat, das bestimmt war, das griechische Seleukeia in seiner Bedeutung als Handelsmittelpunkt zu verdrängen[287]. Oder sie gingen in Richtung auf den Persischen Golf nach Spasinu Charax, an der Stelle des heutigen Mohammera, und nach Forat, in der Nähe von Basra[288]. Eine andere Verbindung führte von Palmyra nach Dura am Euphrat und dann den Fluß abwärts[289]. Auf diesem Weg gelangten die arabischen und indischen Wohlgerüche nach Palmyra, die in dem berühmten Steuertarif von 137 n. Zw. genannt werden[290]. Auch der Tigris erwies sich als bequeme Verbindung. An ihm entlang führte die Straße von Seleukeia–Ktesiphon nach Hatra, wo sie sich nach Palmyra oder nach Singara und Nisibis gabelte. Manche Strecken, wie die zwischen Palmyra und Dura, waren für eine Schnellverbindung eingerichtet. Die Dromedarreiter legten diese Entfernung in 2—2½ Tagen zurück, wobei sie gegenüber einer Karawane die Hälfte der Zeit benötigten[291]. Eine solche Schnellpost, die man

mit den altpersischen Worten ἄγγαρος, ἀγγαρεία bezeichnete[292], kehrt in unserer ältesten syrischen Urkunde aus dem Jahre 243 n. Zw. wieder[293].

Neben den Straßen, die vom Persischen Golf ausstrahlten, bestanden jene anderen in unverminderter Bedeutung fort, deren Ausgangspunkt das alte Sabäerreich bildete. Die Wohlgerüche[294] und Kostbarkeiten Südarabiens gingen ihren alten Weg über den Hedschas bis nach Ailana[295] am Golf von Akaba. Von dort wurden sie nach Pelusion oder Gaza[296] weiterverfrachtet. Der Weihrauchhandel durchlief von den Gebbaniten Südarabiens bis nach Gaza nicht weniger als 65 Stationen. Die Kosten bezifferten sich auf 688 Denare die Dromedarlast, was 3000 RM bedeutet haben mag[297]. Gleich Heeren zogen die wohlorganisierten Karawanen von Leuke Kome am Ostufer des Roten Meeres hinauf in die Hauptstadt des Nabatäerreiches[298]. Aber auch nach Gerrha an der Südküste des Persischen Golfes ging von Jemen aus ein reicher Strom[299]. Die Karawanen brauchten von Gerrha nach Hadramaut vierzig Tage[300]. Die Gerrhäer ihrerseits zogen auf dem Landweg oder zu Schiff den Euphrat aufwärts bis Thapsakos[301]. Der Zwischenhandel mit den Waren Indiens[302] und der Arabia Felix begründete den Reichtum der Karawanenstädte, die an den Knotenpunkten des Verkehrs lagen. Wir haben hier noch nicht zu sprechen von Palmyra, dieser »Königin der Wüste«[303], von deren Größe die Pracht ihrer Ruinen Zeugnis ablegt. Petras Blüte liegt vor dem 2. und 3. Jahrhundert, während das Aufkommen Mekkas, ursprünglich einer Station an der Weihrauchstraße[304], erst in byzantinische Zeit fällt. Aber Hira mag schon frühzeitig zu dem großen Umschlagplatz geworden sein, zu dem es seine fruchtbare Umgebung[305], aber auch seine Lage befähigten. Es trieb nicht nur Handel mit den fremden und eigenen[306] Erzeugnissen: die Ibad gaben die Bankiers für die Beduinen der Nachbarschaft ab[307], ähnlich wie es die Koraisch in Mekka auch taten[308]. Die Könige der Stadt häuften Reichtümer auf durch die Steuern, mit denen sie den Handel belasteten[309]. Schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts griffen die Lachmiden weit nach Westen, bis an die Marken Syriens hinüber, um sich die Gewinne des Handels zu sichern (oben S. 129).

Das Bild einer Karawanenstadt des 3. Jahrhunderts vermittelt vor allem Hatra. Für die Züge, die, oft Hunderte von Tieren umfassend, in fester Ordnung marschierend und lagernd[310], den Tigris hinauf und hinab gingen[311], ergab sich von selbst das Bedürfnis nach einem Ort, der ihnen vorübergehend Sicherheit gewährte. Dort mochten sie ihre Waren oder Gewinne niederlegen, ihre Vorräte ergänzen, bevor sie zu neuer Wegstrecke aufbrachen. Hatra bot diese Sicherheit.

Wie überall, so sorgten auch hier die Könige für Wegschutz in ihrem Gebiet
111–121. und ließen sich dafür von den Durchziehenden Abgaben zahlen. Inmitten der
123.160 befestigten Stadt lag der Karawanenhof, der Ruhe und Obdach bedeutete. Seine Ausmaße sind gewaltig: zwei türkische Reiterregimenter[312] nahmen in marschmäßiger Aufstellung noch nicht ein Viertel des Ganzen ein. Er lag in unmittelbarer Nachbarschaft des königlichen Palastes, dessen hochgewölbte Iwane nach Osten, auf das Getriebe dieses Handels- und Umschlagsplatzes blickten. Die nächste Station befand sich am Tigris; südlich vom alten Assur kam eine Karawanserei sasanidischer Zeit zutage[313].

Man hat die weiten Handelsbeziehungen der Koreisch, die Ströme, die von allen Seiten her im vorislamischen Mekka mündeten, als Voraussetzung für die Gründung des arabischen Weltreiches und der arabischen Weltreligion bezeichnet[314]. Schon in Hatra trafen sich die Einflüsse aus West und Ost, ähnlich wie in einer anderen Karawanenstadt[315] der Nachbarschaft, in Dura. In Hatras Palast stehen Säule und Architrav neben dem arabischen Iwan, der sich außerdem in Assur, im Herodespalast von Masada und im Kuh-i Chwadscha fest-
126 stellen läßt[316]. Antike Masken begegnen neben den Stierprotomen, die an Achaimenidisches gemahnen[317]. Unter den Götterbildern erscheint Artemis mit der Mondsichel[318], aber unter griechischer Form birgt sich die arabische
127–129 Mondgöttin, die man aus dem benachbarten Karrhai[319] kennt. Der Tempel neben dem Palast war dem Sonnengott[320], also einem Baal geweiht; aber dieser war in griechischen Formen über dem Türsturz seines Hauses dargestellt[321]. Sollte in Hatra einmal gegraben werden, so wird das Bild vermutlich in noch reicheren Farben schimmern.

Einen anderen Typus scheint Gerrha dargestellt zu haben. Gegründet von chaldäischen Flüchtlingen aus Babylon[322], entwickelte sich die Stadt zu einem Markt, auf dem die Beduinen ihren Tauschhandel tätigten[323]. Bald trat der Durchgangsverkehr hinzu. Die Gerrhäer trieben Handel mit arabischen Waren und Gewürzen[324] bis nach Petra[325], wo sie Konkurrenten der Sabäer auch im Weihrauchhandel waren[326].

Umstritten war immer die Lage der Stadt[327]. Seitdem ihre Stätte in dem Ruinenfeld Abu Zahmul bei Okair, an der Küste der Hasa, aufgefunden ist[328], scheinen sich die Schwierigkeiten zu klären. Abu Zahmul liegt landeinwärts an einem später versandeten Busen[329]. So versteht man, wie nebeneinander gesagt werden konnte, die Stadt liege an einem Meeresgolf und etwa 200 Stadien von der Küste entfernt[330]; wie Gerrha als die Stadt des Umschlagverkehrs zu

Wasser erscheinen konnte und daneben die Gerrhäer als solche, die ihren Handel meist zu Lande treiben[331]. Hier liegen Nachrichten aus verschiedener Zeit vor. Daß die Stadt auf salzhaltigem Boden stand, daß Häuser[332] und Türme[333] aus Salzquadern erbaut waren, fügt sich der Lage auf einstmaligem Meeresboden gleichfalls.

Auch hier ist keine Ausgrabung, nicht einmal eine Vermessung vorgenommen. Immerhin lassen sich unter den Ruinenhügeln, die das Feld von Abu Zahmul bedecken, Straßen und Grundrisse größerer Gebäude unterscheiden. Reste von Stadtmauern an der Land- und Seeseite treten hinzu. Im ganzen ergibt sich der Eindruck, daß eine ehemalige Hafenstadt, die Umschlagplatz für den Indienhandel war, sich allmählich umgestellt habe. Glücklichere Wettbewerber wie Spasinu Charax[333a] und Forat an der Mündung des Schatt el-Arab oder das an der Nordseite des Persischen Golfs gelegene Ormuz[334] kamen empor. Das Versanden der Bucht von Gerrha trat hinzu, so daß schließlich nur der Außenposten Gabba[335], der sich neben dem jüngeren Spasinu Charax noch hielt, den Seehandel besorgt haben mag. Gerrha selbst stellte sich auf den Karawanenhandel um, der die Waren Südarabiens nach der mesopotamischen Grenze oder nach Petra brachte.

Ein Bild von der Kultur um den Persischen Golf — Ormuz, Spasinu Charax
und Mesene, Gerrha — empfängt man von den christlichen Katakomben, 101
die auf der Insel Charg, gegenüber von Buschir, gefunden wurden. Bis nach Bahrein und zum gegenüberliegenden Festland Arabiens war nach Ausweis der Chronik von Arbela das Christentum vorgedrungen[336]. Unter den Bistümern wird Hadschar genannt und vielleicht war es dasselbe wie Gerrha[337]. Die Katakomben, deren Front mit Nischen und Pilastern geschmückt ist, gehören ins 3. Jahrhundert n. Zw.[338]. Ähnliche Anlagen aus gleicher Zeit finden sich in Petra[339], Medain Saleh[340] und in Palmyra[341]. Weiter bestehen Übereinstimmungen zwischen den Grabtürmen von Dura und Bahrein[341a]. Damit wird deutlich, daß die Karawanenstädte im Norden und Süden durch eine gleichartige Baukunst verknüpft waren.

Von den Karawanenstädten und -straßen kommen wir zu den Karawanen selbst. Da ist zu sagen, daß ihre Führung eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit verlangte. Die Kenntnis der Weiden und Wasserstellen, der Pisten und Landmarken war unerläßliche Vorbedingung. Aber sie allein genügte nicht. Überall war Habe und Leben durch die Überfälle räuberischer Stämme bedroht. Die Stellung Palmyras oder Hatras zwischen Rom und den Parthern

erforderte äußerste Vorsicht[342]. Man begreift, warum die Palmyrener ihren er-
folgreichen Karawanenführern, Synhodiarchen, Statuen errichteten[343].
Die Sicherheit des Durchzuges suchte man durch hohe Abgaben zu erkaufen[344].
Aber auch dann war eine Gewähr bei der Unzuverlässigkeit und dem Wankel-
mut der Beduinen nicht gegeben[345]. Man versteht, daß ein spätrömischer Ge-
schichtsschreiber aussprach, das Beste sei, diese Gesellen weder für noch
gegen sich zu haben[346]. Die Händler von Mekka äußerten sich nicht weniger
unverblümt[347]. Aber selbst die Sasaniden und die Könige von Hira mußten
sich dazu bequemen, mit den Oberhäuptern der Wüstenstämme in Verhand-
lungen zu treten[348]. Griffen doch die Beduinen zuweilen auf der Straße zwischen
Arbela und Ktesiphon die Reisenden auf und führten sie mit sich in Gefangen-
schaft[349].

Aber Verhandlungen und Zahlungen allein genügten nicht. Man mußte Vor-
kehrungen auch kriegerischer Art treffen. Um den Überfällen auf die Kara-
wanen zu begegnen, hatte man im syrischen und mesopotamischen Grenzgebiete
den »äußeren Limes« der eigentlichen Grenzsperre vorgelegt[350]. Zwischen Hau-
ran und dem Euphrat festgestellt[351], hat er sich wahrscheinlich bis zum Tigris
erstreckt[352]. Eine Reihe von palmyrenischen Posten zog sich längs der »Königs-
straße«[353] den Euphrat abwärts bis Anatha (oben S. 127), und besonders sorg-
fältig war der Karawanenweg von Palmyra durch die Wüste nach Hit ge-
schützt[354]. Vermutlich wurden die dortigen Postierungen angelegt, als das Par-
therreich zusammenbrach. Damals wurde der Weg nach Spasinu Charax und
Forat von dem neuen Machtstreben der Sasaniden bedroht. Ardeschir hatte
bereits 226 das dortige Königreich in seine Gewalt gebracht[355]; allmählich
sollten sich die Perser des gesamten Handels nach Indien bemächtigen[356].

Die Bewachung des »äußeren Limes« war nomadischen Stämmen anvertraut,
105–106 die man durch regelmäßige Zahlungen verpflichtet hatte. Felsbilder, aber auch
Inschriften solch einer irregulären Truppe, in safaïtischem Dialekt, haben sich
im Dschebel Tenf[357] gefunden. Man besitzt die Weihung eines nabatäischen Rei-
ters, der nacheinander in den Garnisonen Hirtha und Ana (= Anatha) am
Euphrat für Rechnung der Palmyrener gedient hat[358]. Daneben gab es eine
162 mobile Truppe, aus Bogenschützen zu Pferd zusammengesetzt, die für die
Sicherheit der Straßen sorgte und den Karawanen als militärische Bedeckung
diente[359]. Sie unterstanden dem obersten Magistrat in Palmyra, dem Strategen.
Inschriften solcher Strategen, aus den Zeiten des Antoninus Pius und des Sep-
timius Severus, zeigen, daß sie mit der Sicherung des Friedens und Maßnahmen

gegen die Nomaden beauftragt waren[360]. Wir werden diesen palmyrenischen
Truppen im Rahmen des römischen Heeres noch begegnen. Schon früher hatten
die Nabatäer ähnliche Abteilungen an den Straßen und an ihren Grenzen ge-
halten[361]. In der Adiabene gab es »viele geschickte Bogenschützen«, wie die
Chronik von Arbela berichtet[362]. In Edessa begegnen neben »Polizeisoldaten,
die die Stadt zu bewachen hatten«[363], mobile Bogenschützen, die im Felde ver-
wandt wurden[364]. Auch sie dienten dem Schutz des Karawanenhandels[365]. In
dieser Stadt verstand sich jedermann aufs Bogenschießen. Ein vornehmer und
dem Hof nahestehender Mann wie der Gnostiker Bardesanes handhabte die
Waffe mit Meisterschaft[365a].

Bei Nabatäern wie bei Palmyrenern stand neben der Truppe zu Pferd eine 163.165–166.174
solche von Dromedarreitern[366]. Sie waren mit Schuppenpanzer[366a] und Lanze aus-
gerüstet; am Sattel hingen das Bogenfutteral und der kleine Rundschild, der
bei den sabäischen Dromedarreitern wiederkehrt. Auch das römische Heer des 175
Ostens entschloß sich, eine Truppe von *dromedarii* zu schaffen[367]. Palmyra hat
den Grabstein eines solchen Soldaten geliefert[368]. Die Dromedarier waren meist
den Bogenschützenabteilungen beigegeben[369], die seit dem Ende des 2. Jahr-
hunderts nach dem Vorbild der örtlichen Milizen von Palmyra, Edessa und
anderer errichtet wurden. Auch im Ostjordanlande[370] und in Oberägypten
(unten S. 160) standen Dromedarreiter; ein Posten war bis el-Ela ins nördliche
Hedschas vorgeschoben[371].

Die Folgezeit glaubte, Aurelian habe die gefangene Königin Zenobia auf einem
Dromedar weggeführt und sie so in seinem Triumph aufziehen lassen[372]. Pal-
myra und Dromedar waren Vorstellungen, die nicht zu trennen waren. Selbst
die Götter mochte man sich nicht ohne Dromedar denken. Von den beiden
»Karawanengöttern« der Stadt, Arsu und Azizu, wurde der eine als Dromedar- 167
reiter oder geradezu als Dromedar dargestellt[373]. Monimos und Saad waren
weitere Bezeichnungen des syrischen Dromedargottes[374]. Bis nach Aleppo finden 159
sich die Menasampullen mit dem Bild des Heiligen inmitten zweier gelagerter
Dromedare[375]. Dem aus Innerarabien[376] stammenden Dusares, der zugleich der
Gott von Petra war[377], weihte man im italischen Puteoli zwei goldene Drome-
dare[378]. In Seleukeia, gleichfalls einer Stadt des Karawanenhandels, gab es
einen Gott, der auf dem Dromedar dargestellt wurde; als Waffe trug er den
Bogen[379]. Der Reiterheilige der Donauländer besaß hier sein orientalisches
Gegenstück. Beide, Reiter- und Dromedargott, erscheinen im Osten geradezu
miteinander verbunden[380].

Die Araber sind mehr Händler als Krieger, sagt Strabon[381]. Aber aus ihrem Händlertum haben sie kriegerische Formen eigner Art entwickelt. Es waren ausgesprochen reiterliche Formen, die gleichen, die aus ihrem nomadischen Leben erwuchsen.

V. DIE NORDAFRIKANISCHEN DROMEDARNOMADEN

1.

Unter die Regierung des Wandalenkönigs Trasamund (496–523) fällt die schwere Niederlage, die sich sein Heer bei den maurischen Stämmen des Kabaon holte[1]. Dieser kluge und zielsichere Fürst, der seine Weidegründe in der Umgegend von Tripolis hatte, erwartete das wandalische Reiterheer an der Küstenstraße, die von Karthago südwärts, an der Kleinen Syrte entlang, führte. Zur Schlacht hatten die Mauren eine kreisförmige Aufstellung gewählt. Die Mitte nahmen Weiber, Kinder und alle, die am Kampf nicht teilnehmen konnten, ein; bei ihnen befand sich auch die Habe der Nomaden. Geschirmt wurden sie durch einen lebendigen Wall von Dromedaren, der sich allseitig herumlegte und an der Front verstärkt war, so daß die Tiere hier zwölf Glieder tief standen. Die Krieger selbst, mit Schild und Wurfspeeren bewaffnet, waren zwischen den Dromedaren verteilt und empfingen die Wandalen mit ihren Geschossen.

Das Zusammenleben mit den Dromedaren erzieht zur Vertrautheit mit ihrer Wesensart. Solche Kenntnis sei eine große Wissenschaft, pflegen die Nomaden noch heute zu sagen; kaum reiche ein Menschenleben aus, um alle Gewohnheiten des Tieres kennenzulernen[2]. Die Taktik, die die Mauren des Kabaon anwandten, war auf diesem Boden gewachsen. Sie war gleichsam aus dem Wesen des Dromedars entwickelt.

»Das Kamel«, sagt C. M. Dougthy, ein klassischer Zeuge von jahrelanger Wüstenerfahrung[3], »ist ein stumpfes Tier, das kein Gefühl für seinen Herrn hat. Wenn dieser es anspornt, kann es vorkommen, daß es sich brüllend inmitten des Kampfgetümmels niederläßt. Oder wenn sein Reiter nur an den Zügel rührt, wird es schreiend stehenbleiben und bocken, während es schnell fliehen müßte. Einige wieder sind halsstarrig und galoppieren mit ihren Reitern mitten unter die Feinde, und selbst das schnellfüßigste Kamel wird mit Leichtigkeit von dem minderwertigsten Wüstenpferd überholt.« Darum verzichteten die Mauren darauf, ihre Dromedare als Reittiere im Kampf gegen das Pferd einzusetzen. Dagegen hatten sie ein anderes in Rechnung gestellt: die Scheu des Pferdes vor der ungewohnten Erscheinung des Wüstentieres[4]. Die wandalischen Reiter brachten ihre Pferde nicht dazu, gegen diese Mauer von Dromedaren vorzugehen[5]. Und auf einen Fernkampf waren die Germanen nicht

gerüstet[6]. So erlagen sie den Speeren der Mauren; mit Staunen verzeichnete man in Byzanz diese Niederlage[7].

Die Taktik, die sich gegen die Wandalen bewährt hatte, behielten die Wüstenstämme in der Folge bei. Auch die Byzantiner hatten gegen solche Mauern von Dromedaren anzukämpfen[8]. Inzwischen war die Aufstellung dichter geworden: jetzt standen zwölf Reihen von Tieren nach allen Seiten[9]. Rinder und Kleinvieh kamen hinzu, um die Masse zu verstärken[10]. Doch auch der Gegner hatte gelernt: er ließ die Reiter von ihren scheuenden Pferden absitzen. Zu Fuß angreifend, brachen sie in den Kreis ein und richteten unter der dichtgedrängten Menge ein blutiges Gemetzel an[11]. Gleichwohl blieben die Mauren der überkommenen Kampfweise treu. Noch im 14. Jahrhundert schildert sie der arabische Geschichtsschreiber Ibn Chaldun[12]; er gebraucht dasselbe Wort »Kranz« oder »Kreis«, das Prokop[13] zur Kennzeichnung der maurischen Aufstellung verwandte.

Zu den Zeiten des Trasamund und Kabaon war die Taktik der Nomaden etwas Neues. Noch nie hatte man mit Dromedaren ein Reiterheer besiegt. Das Tier gewann eine bis dahin unbekannte Bedeutung und teilte sie den Stämmen mit, die sich nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich auf das Dromedar stützten, sich seiner auf Wanderungen und Raubzügen bedienten. Die spätantiken Geschichtsschreiber berichteten von diesen Nomaden nur, wenn sie mit der wandalischen oder byzantinischen Macht zusammenstießen. Die Stämme, die unter Führung des Kabaon standen, nomadisierten in der Nachbarschaft von Tripolis, unfern der Küste. Also war man dort vom Ackerbau zur Weidewirtschaft übergegangen: mit dem Vordringen der Dromedarnomaden waren Steppe und Sahara gegen das Kulturland vorgerückt, während dieses im gleichen Maße sich zurückzog oder schrumpfte . . .[14] Aber die Heimat der Stämme lag nicht an der Küste, nicht in der Umgebung der alten städtischen Mittelpunkte. Hunderte von Felszeichnungen, die über den Fezzan und seine Nachbargebiete zerstreut sind[15], geben davon Kunde, daß die Dromedarnomaden sich nicht auf den Norden Tripolitaniens beschränkten. Im Gegenteil: ihr Schwergewicht muß im Süden, in den Steppen- und Wüstengebieten gelegen haben.

Auf diesen Felszeichnungen sieht man, in schematischen Umrissen, stets die gleichen Vorwürfe: Krieger zu Fuß und zu Pferd, mit Rund- oder Viereckschilden, mit Wurfspeeren oder der langen Reiterlanze bewaffnet. Daneben Groß- und Kleinvieh, weidend oder in Herden wandernd. An erster Stelle aber

steht das Dromedar: oft allein, aber auch als Haustier oder von lanzenbewaffneten Kriegern geritten. In diesen einfachen Zeichnungen ist alles enthalten, was das Leben dieser Stämme damals bestimmte und was für sie bis heute in Geltung geblieben ist.

Steppe und Wüste schreiben harte Daseinsbedingungen vor[16]. Das Wild ist spärlich und nur die anspruchslosesten Haustiere finden in den Einöden ihr Fortkommen. Auf dem Besitz dieser Herden beruht der Reichtum, beruht die Möglichkeit des Lebens überhaupt. Das Dromedar bedeutet Habe, Spender von Fleisch, Milch und Wolle, Reit- und Lasttier in einem. Viehraub[17] ist das sicherste, oft das einzige Mittel, den Besitz zu vermehren und die Härte der Lebensbedingungen zu erleichtern. Räuber, Krieger und Mann sind darum gleichartige Vorstellungen.

Unerbittlich sind die Formen, die dieser Daseinskampf geprägt hat. Die Mauren kennen keine Furcht vor Gott und keine Scham vor den Menschen, urteilte ein antiker Betrachter[18]. Sie halten sich weder an Eide noch an Geiseln, auch dann nicht, wenn diese Verwandte der Häuptlinge sind. Nur die Furcht vor dem Stärkeren hält sie in Schranken. Auch heute haben sich die Verhältnisse kaum gewandelt. Allein das Lebendige und Kräftige gilt; mitleidslos wendet man sich von dem Vergehenden ab. Den Sterbenden stößt man aus der Gemeinschaft und überantwortet ihn der Wüste. Nur durch Kampf läßt sich gewinnen und der Gewinn behaupten, mag er nun Herdvieh oder Jagdbeute, mag er die Anerkennung der Stammesgenossen oder der Besitz des Weibes sein. Durch Wagnisse und Prüfungen wird es erobert; fortgesetzt muß es gegen Nebenbuhler verteidigt werden. Dem Stärkeren und Leistungsfähigeren sich hinzugeben, beansprucht dieses Weib als sein Recht und die allgemeine Anschauung erkennt es ihm willig zu. Sie zwingt den Mann, sich in ständiger Bereitschaft zu bewähren, Mut und Kraft ohne Unterlaß zu beweisen. Der Einzelkampf unter den härtesten Bedingungen ist die Regel, Tod oder Verstümmelung des Unterliegenden der Ausgang[19].

Hier greift man, in welchem Maß die Frau das Bild des Mannes prägt. Sie tut es bis in einen Bereich hinein, der weiblichem Wesen ganz fern zu stehen scheint. Dadurch, daß sie den Mann zu dauernder Bewährung zwingt, schafft sie einen kämpferischen und, wenn man will: heldischen Typus. Nur ist er von besonderer Art. Gewiß zeigt er sich einsatzbereit, wagemutig und kampflustig. Er ist in der Lage, auch Härtestes zu ertragen. Aber dieser heldische Typus, auf Raub und Besitz, auf Kampf um Weib und persönliche Ehre ein-

gestellt, erweist sich als durchaus individualistisch. Er ist weit entfernt von dem gehorchenden und disziplinierten Soldaten römischer Art, der unter Verzicht auf persönliche Antriebe und Vorteile allein dem Gebot des Staates sich unterwirft[20]. Er unterscheidet sich auch von dem Helden germanischer Prägung, dessen Größe aus dem tragischen Gegenüber mit dem Schicksal erwächst (oben S. 113 f.). Der hamitische Held ist aber nicht nur individualistisch: er trägt einen anarchischen Zug. Das Heraustreten aus den Bindungen eines durch Sippe und Familie bestimmten Daseins, ein ungebundenes Krieger- und Abenteurerleben gehört zu den bestimmenden Zügen. Und wieder ist es das Weib, das ihn in diese Bahnen drängt.

Auch hier lassen sich die heutigen Dromedarnomaden zum Vergleich heranziehen. Die Unveränderlichkeit der völkischen und Lebensbedingungen zwingt den hamitischen Stämmen, die am Nordrand der Sahara nomadisieren, heute wie einst die gleichen Lebensformen auf.

Bestimmend für den gesellschaftlichen Aufbau ist die Stellung des Weibes[21]. Der Mann muß nicht nur um dessen Besitz kämpfen: es bildet auch den Mittelpunkt des Hauses. Hier ist nichts von der Rolle des *pater familias* zu finden: die Frau wählt den Mann, der gleichsam von außen in den Kreis der Familie hereintritt. Diese aber wird gebildet von den Verwandten der Frau; Brüder und Vettern stehen ihr näher als der Mann. Die Kinder, die hinzukommen, gelten nicht als solche des Vaters, sondern der Mutter. In weiblicher Linie verläuft die Abstammung und der Zusammenhang des Geschlechtes. Dementsprechend liegt die Arbeit im Hause ausschließlich der Frau ob, vor allem der Bau von Zelt und Hütte, während der Mann sich auf Jagd und Krieg beschränkt. Das erlegte Wild gehört dem Mann, die Zeltdecke der Frau, die sie daheim verfertigt hat. Derart, daß den Frauen Arbeit und Besitz innerhalb des Hauses, überhaupt dessen ganzer Bereich überantwortet ist, mit derselben Ausschließlichkeit, mit der die Tätigkeit der Männer erst an den Grenzen dieses Bereiches beginnt. Die Frau besitzt die gleiche Selbständigkeit wie der Mann.

Damit lassen sich die antiken Nachrichten vereinigen. Cyria[22], die Schwester des Maurenkönigs Firmus, war ihrem Bruder treu ergeben. Alles, was sie durch ihren Reichtum und ihre Tatkraft vermochte, kam ihm zugute. Gegen die Römer, die ihn bedrängten, wiegelte sie zahlreiche Stämme auf und zwang den Feind zum Rückzug. Nicht für den Gatten, der keine Rolle spielt, sondern nur für den Bruder, also den Blutsverwandten und das Glied der eigenen Familie, setzte Cyria Hab und Gut, die Macht ihrer Persönlichkeit ein.

Daneben steht die Scheidung von drinnen und draußen. Die Männer beschützen das Lager mit Frauen und Kindern gegen den äußeren Feind. Aber innerhalb des Lagers hört ihre Befugnis auf. Den maurischen Frauen fällt nicht nur, wie selbstverständlich, das Backen des Brotfladens[23] zu: sie schlagen auch das Lager und die Zelte auf[24]. Reiten die Männer auf Dromedaren und Pferden in den Krieg und auf die Jagd, so besorgen die Frauen die Pflege dieser Tiere, sobald sie ins Lager zurückgekehrt sind[25]. Dort schärfen sie auch die Waffen, deren sich die Männer im Kampf bedienen[26].

Einschneidender noch ist die Rolle der Frauen bei den Beschlüssen des Stammes. Orakelbefragungen gingen den wichtigsten Entscheidungen voraus. Aber nur die Frauen durften Weissagungen erteilen[27]. Wieder sind die Bereiche deutlich getrennt. Die maßgebenden Weisungen werden im Schoß der Sippe oder des Stammes empfangen, um von den Männern dann »aus«geführt zu werden. Man erinnert sich daran, daß bei den heutigen Tuareg nur die Frauen die Kenntnis der Schrift, des Tifinagh, besitzen[28]. Denn diese Schrift umfaßt, was man zu eignem und innerem Gebrauch aufgezeichnet zu haben wünscht.

Wohin man auch blickt, überall zeigt sich dasselbe Bild. Die Frau hat den Mann aus dem inneren Kreis ihres Daseins ausgeschlossen. Sie hat ihn an den Rand gedrängt, auf das Draußen verwiesen; sie hat ihn damit zum Helden, aber auch zum Abenteurer gemacht. Als solcher steht er in ständigem Daseins- und Machtkampf gegen seinesgleichen, aber das gefahren- und ereignisreiche Leben, das er führt, ist in seltsamer Weise unverpflichtet. Es bleibt bindungs- und gesetzlos; es entbehrt eines höheren Sinnes; es ist allein auf die nächsten und nacktesten Dringlichkeiten ausgerichtet. Die Entsprechung zu alledem liefert die Religion.

Religiöse Ergriffenheit kennen die heutigen Hamiten nicht[29]. Auch dort, wo sie eine Religion wie den Islam angenommen haben, ändert sich das Bild keineswegs. Sie betrachten ihn nur als Summe magischer Maßnahmen und Formeln; sie sind Anbeter des geschriebenen Wortes, das den Götter- und Schicksalszwang verbürgt. Arabische Schriftsteller bezeichnen die Tuareg als religionslos. Der Zauber mit Name, Blick und Blut, die Furcht vor den darin wirkenden Mächten bestimmt das Verhalten. Übersinnliches und Irrationales lehnen die hamitischen Nomaden ab: auf die gegenständliche, greifbare Tatsache ist alles ausgerichtet. Ist man ihrer habhaft geworden, so stellen sich Befriedigung und Glauben ein.

Noch einmal sei an das Wort des Prokop erinnert, wonach die Mauren keine

Furcht vor Gott kannten[30]. Kabaon selbst wird eine Äußerung in den Mund gelegt, wonach er den Christengott nicht kenne; aber wenn er so stark sei, wie man ihm nachsage, so werde er seine Verächter strafen, seine Verehrer beschützen[31]. Danach richtete er sein Verhalten ein. Es war ein Opportunismus gegenüber der göttlichen Welt, auf das Verhältnis des *do ut des* eingestellt.

Mehr noch geben die Nachrichten über die sogleich zu besprechenden Blemmyer (unten S. 161f.). Sie hatten dieselben Götter wie die Griechen, dazu noch Isis und Osiris, nicht zuletzt den Priapos[32]. Die Isis verehrten sie in dem Heiligtum von Philai am ersten Nilkatarakt. Diokletian hatte ihnen dies eingeräumt[33], und auch die christlichen Kaiser wagten zunächst nicht, ihnen das Vorrecht zu entziehen[34]. Erst Justinian hob es auf. Zu bestimmten Zeiten brachten die Blemmyer das Isisbild auf das gegenüberliegende Nilufer und empfingen von ihm Weissagungen[35]. Der weiblichen Gottheit war das Orakelspenden vorbehalten wie den Frauen der Mauren. Daneben wird ein Menschenopfer an den Sonnengott erwähnt[36], wie es im benachbarten Meroe üblich war[37].

Von überallher hatten sich die Blemmyer ihre Götter zusammengeholt. Dementsprechend zeigen ihre Felsbilder auch ägyptische Altäre[38] und den ägyptischen Gott Min[39]. Noch die Inschrift des nubischen Königs Silko aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Zw. bezeichnet die Blemmyer als Heiden: sie schwören bei ihren Göttern[40]. Und doch begegnen auf den Felsbildern des Stammes neben anderen Sinnbildern auch solche christlicher Herkunft[41]. Es war dieselbe Gleichgültigkeit gegenüber Herkunft und Art des Glaubens, die sich in den Worten des Kabaon aussprach. Es genügte, daß er wirksam war.

Verwandten Erscheinungen sind wir bei den Nomaden immer wieder begegnet. Freilich wäre es ein Mißverständnis, wollte man das Wort von der Religionslosigkeit der Wüstenstämme, das bei den griechischen und arabischen Geschichtsschreibern fällt, wörtlich nehmen. Die Gleichgültigkeit betraf nur den Inhalt der Religion; um so stärker aber wird festgehalten, was man die Form: die religiöse Haltung und die Akte, in der diese sich äußert, nennen möchte. Wie der Schamanismus es zwar zuließ, daß seine Anhänger sich dem Christentum oder Buddhismus, dem Glauben Manis oder Mohammeds zuwandten, wie er aber dennoch an den eigenen Formen und Begehungen unverändert festhielt (oben S. 69f.), so war es auch hier. Die Grundhaltung der Hamiten blieb Magie — echte Magie, nicht das, was man oft mißbräuchlich als solche bezeichnet. Also der Wille, Macht zu gewinnen und auszuüben, nicht zuletzt über die Götter, indem man diese zwingt, im Sinne der eigenen Absichten zu handeln.

Wenn Kabaon seinen Leuten befahl, dem Christengott Verehrung zu erweisen, glaubte er diesen zu nötigen, die Sache der Mauren gegen die Wandalen zu unterstützen. Die Haltung blieb die gleiche gegenüber Isis, deren Kultbild man für eine Zeitlang in eigenen Besitz brachte und es so zur Erteilung der Orakel zwang[42], wie gegenüber dem Islam. Auch ihn begriff man als Quelle magischen Wissens und magischer Macht.

Überhaupt ist das Auftreten der Dromedarnomaden im afrikanischen Norden ein Ereignis, das sich dem Rahmen der bisher besprochenen einfügt. Es war dem Emporkommen des reiterlichen Stiles bei Iraniern, Germanen, Arabern und im China der Han gleichartig. Hier wie dort gewann das Tier symbolischen Wert: es entfaltete sich ein Herren- und Heldendasein, das auf das Leben im Tier sich gründete. Härte und Einsatz, Einzelkampf und Freude am Abenteuer, ein bewegliches und unabhängiges Dasein haben sich, wenn auch unter verschiedenen Formen, neuen Rang erobert.

In die Küstengebiete Nordafrikas drangen die Dromedarnomaden erst zur Wandalenzeit ein[43]. Die Siege über die entarteten Nachkommen des Geiserich[44] erlaubte den Stämmen, das östliche Mauretanien ganz und große Teile der übrigen, einstmals römischen Provinzen zu besetzen. Sie schweiften bis an die Hafenstädte, die, von den Wandalen ihrer Mauern beraubt, durch Verbindung der äußeren Häuserwände zu einem Wall sich zu schützen suchten[45]. Die Römer hatten es verstanden, die nomadischen Stämme fernzuhalten; sie hatten sie an die Grenzen Libyens verbannt, wird uns gesagt[46]. Damit stellt sich die Frage: sind diese Dromedarnomaden erst zur Wandalenzeit, erst im 5.–6. Jahrhundert, in die geschichtliche Welt eingetreten? Oder gehören sie auch zeitlich mit den anderen Erscheinungen zusammen, denen sie wesenhaft verbunden sind?

2.

Das Dromedar bestimmt die nordafrikanische Landschaft und die Lebensweise ihrer Bewohner in einem Maße, daß man es sich schwer daraus wegdenken kann. Bevor moderne Verkehrsmittel es in den Hintergrund drängten, schien das menschliche Dasein in diesen Landschaften von dem Tier geradezu abzuhängen. Und doch hat es Zeiten gegeben, da sich Nordafrika ohne das Dromedar behelfen mußte. Diese Erkenntnis hat der große Afrikaforscher Heinrich Barth[47] erstmalig ausgesprochen; sie hat sich seitdem nur bestätigt[48].

Als die Römer Afrika betraten, fanden sie das Dromedar noch nicht vor. Nichts besagt freilich die Nachricht, daß sie das Tier erstmalig im Heer des Mithridates

kennengelernt hätten[49]. Denn dort handelte es sich um baktrische Kamele, nicht um das Dromedar. Dieses wird zuerst in Caesars afrikanischem Feldzug erwähnt. Unter der Beute, die man König Juba von Mauretanien abnahm, befanden sich 22 Tiere[50]. Trotz ihrer geringen Zahl werden sie aufgeführt, ein Zeugnis für ihre damalige Seltenheit. Nur in Ägypten war es anders. Dort trat das Dromedar schon seit frühptolemäischer Zeit auf[51] und gewann rasch als Arbeits- und Lasttier[52] Bedeutung.

Gegen Ende des Altertums hat sich das Bild völlig gewandelt. Als 363 der Comes Africae Romanus[53] von den bedrängten Bürgern von Lepcis Magna um Hilfe angegangen wurde, konnte er von ihnen die Gestellung von nicht weniger als 4000 Lastdromedaren verlangen[54]. Durch den Karawanenhandel war die Stadt in den Besitz großer Herden gelangt. Lag sie doch am Ausgangspunkt der Wüstenstraße[55], die, vermutlich über den Dschebel es-Soda, direkt nach Garama (Dscherma[56]) und in den Fezzan führte.

Die Kamelnomaden bedienten sich des Dromedars vornehmlich als Reittier. Wir hören von seiner eigentümlichen Bezäumung[57]; davon, daß die Weiber, die die Tiere ausgezeichnet zu warten verstanden[58], auch von ihnen sich tragen ließen. Das Bild gefangener Berberfrauen, die auf ihren Dromedaren hocken, mit tätowierter Stirn und die Neugeborenen an ihrer Brust, hat sich der Dichter Corippus nicht entgehen lassen[59]. Vor allem aber vernimmt man, daß das Tier gleich dem Pferd im Kriege geritten wurde[60]. Die Maziken[61] und die Urcillianer[62] werden als Stämme genannt, bei denen diese Verwendung gegen Ende des 4. Jahrhunderts üblich war[63].

Auch in der römischen Besatzungsarmee Ägyptens tauchen auf einmal Dromedarreiter auf. Zu Ende des 4. Jahrhunderts standen in der Thebais nicht weniger als drei Abteilungen. Zwei von ihnen trugen eine Bezeichnung, die auf Aufstellung der Truppe unter Diokletian und der Tetrarchie hinweist[64]. Ein Militärschriftsteller der Zeit[65] erwähnt Dromedarreiter unter den fremdstämmigen Hilfstruppen des römischen Heeres. Sie erscheinen zusammen mit Palmyrenern, aber auch mit Gätulern, einem Stamm also, der zu den afrikanischen Dromedarnomaden gehörte. Einzelne *dromedarii* waren schon früher römischen Truppenteilen in Ägypten beigegeben worden[66]. Doch als eigene Waffengattung in geschlossenen Abteilungen traten sie dort erst seit diokletianischer Zeit auf.

Man kann den Anlaß noch ermitteln, der zu dieser Neubildung führte. Im Jahre 295 versammelte Diokletian eine gewaltige Truppenmacht zur Niederwerfung des ägyptischen Aufstandes. Marschabteilungen der kampfbewährten Donau-

legionen, Reiterei, aber auch eine Kameltruppe lagerten in den Städten und Dörfern des Nillandes[67]. Die »kaiserlichen Kamele« standen in Elephantine[68], am Oberlauf des Flusses. Hier stieß das Reich mit den Stämmen der Blemmyer und Nobaten zusammen, denen der Kaiser damals das Grenzgebiet des Dodekaschoinos, oberhalb der Stadt Syene (Assuan) am Nil,[69] abtrat. Er gestattete ihnen die Benutzung des Heiligtums von Philai und verstand sich darüber hinaus zur Zahlung von Jahrgeldern[70].

Damals müssen die beiden Schwadronen von Dromedarreitern geschaffen worden sein, deren Namen auf Diokletian zurückweisen. Im oberen Ägypten liegend, übernahmen sie den Grenzschutz gegen die beiden Wüstenstämme. Die Truppe gehörte zu den Einrichtungen, vermittelst derer der Kaiser an der bedrohten Grenze die Ordnung wiederherzustellen suchte. Im Laufe des 4. Jahrhunderts wurde sie um eine weitere Schwadron verstärkt[71].

Die Störer dieser Ordnung, Blemmyer und Nobaten, wohnten rechts und links des Nils. In augusteischer Zeit hatten sie und ihre Nachbarstämme ihr Räuberdasein aufgegeben[72]. Weder zahlreich noch kampftüchtig, lebten sie als Nomaden; drei Schwadronen, auch diese nicht einmal vollzählig[73], genügten zu ihrer Überwachung. Die Nekropole des nubischen Karanog bezeugt ihre Anwesenheit seit dem 1. Jahrhundert n. Zw.[74]. Sie nahmen an den Formen der meroitischen Kultur teil, blieben aber ein Volk von Rinderzüchtern. Ihre Bewaffnung bestand aus leichten Wurfwaffen und Pfeilen, die mit Widerhaken versehen waren[74a]. Auch in den folgenden Jahrhunderten hört man nichts von Raub- und Kriegszügen. Der Roman des Heliodor, in den dreißiger Jahren des 3. Jahrhunderts verfaßt, schildert die Blemmyer als gehorsame Untertanen des Königs von Meroë[75]. Um die Mitte desselben Jahrhunderts änderte sich die Lage. Die Wüstenstämme begannen sowohl Meroë wie die römische Grenze mit ihren Angriffen heimzusuchen.

Meroë, unfern der Mündung des Atbara in den Nil gelegen[76], war seit Beginn der Ptolemäerzeit zur Hauptstadt Äthiopiens geworden. Das ältere Napate wurde langsam in den Hintergrund gedrängt. Die Nachbarschaft des ptolemäischen Ägypten führte zu einer starken Durchdringung mit hellenistischem Kulturgut, wobei kriegerische Auseinandersetzungen zwischen beiden eher fördernd als hemmend sich auswirkten. Auch unter der römischen Herrschaft blieb die Verbindung Ägyptens mit Meroë eng. Seitdem Augustus darauf verzichtet hatte, seine Oberhoheit zur Geltung zu bringen, wurde das Einvernehmen zwischen den beiden Mächten nicht mehr ernstlich gestört.

In die zweite Hälfte des ersten und in das zweite Jahrhundert fällt die größte Wirtschaftsblüte von Meroë[77]. Die Ruinen der Hauptstadt, aber auch die Tempel, Burgen und Paläste, sei es in der unmittelbaren Nähe von Meroë selbst, sei es in Unternubien (Kerma, Karanog und Faras) zeugen für den Wohlstand des damaligen Äthiopien. Seit dem Ausgang des 2. Jahrhunderts begann der Abstieg. Das Reich war immer weniger in der Lage, sich selbst zu schützen, und ohne seine Unterstützung vermochte sich Meroë nur mühsam gegen die gefährlichen Nachbarn zu halten. Die wirtschaftliche Blüte sank dahin. Als König Ezana von Aksum seinen Feldzug gegen die schwarzen (d. h. südlichen) Nobaten unternahm[78], um Meroë zu helfen, rettete er eine Stadt, die nur ein Schatten ihrer einstigen Bedeutung war.
Kurz vor der Mitte des 3. Jahrhunderts umgaben sich die nubischen Städte Karanog, Begrasch und Dschebel Adda mit festen Mauern[78a]. Das weist auf eine Änderung der Lage im Grenzgebiet. Wenig später, unter dem Kaiser Decius, griffen die Blemmyer und ihre Nachbarn erstmalig die ägyptische Grenze an[79]. Unter seinem Nachfolger Trebonianus Gallus scheint Meroë ein Bündnis mit Rom gegen die Stämme gesucht zu haben[80]. Bald machten die Blemmyer die Wüstenstraßen zwischen Nil und Rotem Meer unsicher. Sie unterstützten den Rebellen Firmus, der sich als Parteigänger der Palmyrener gegen Aurelian erhob[81]. Die Verbindung mit Blemmyern und Palmyrenern, die in Dendera und Koptos in Oberägypten saßen[82], setzte Firmus in den Stand, Handelsschiffe auszurüsten und sie nach Indien fahren zu lassen. Seit dem Fall der jüngeren Han im Jahre 220 und dem Zusammenbruch der chinesischen Ausdehnungspolitik im Tarimbecken (oben S. 60) war der Seidenhandel zu Land wesentlich zurückgegangen[83]. Die Palmyrener waren an ihm beteiligt, wie die Funde von Seidenstoffen der Hanzeit in den Gräbern der Stadt zeigen[84]. Nunmehr wandten diese rührigen Händler ihr Augenmerk mehr der Seeroute zu, die von dem Roten Meer ausging. Hier ist ihr Fernosthandel durch eine Inschrift ausdrücklich bezeugt[85].
Die Interessen von Karawanenhandel und fernöstlicher Schiffahrt gingen hier wie in Südarabien (oben S. 123 f.), wie am Persischen Golf (oben S. 146 f.) zusammen. Unter dem Kaiser Probus waren die Blemmyer so mächtig, daß sie Koptos und Ptolemais in Oberägypten besetzt hielten[86]. Diokletians Maßregeln brachten nur vorübergehende Besserung. Noch unter ihm ließen sich die Stämme trotz der Jahrgelder von Raubzügen auf römisches Gebiet nicht abhalten, und in den folgenden Jahrhunderten nahm die Blemmyerplage dauernd zu[87].

Worauf ging die Angriffslust der nomadischen Stämme zurück? Einst wenig kampftüchtig, von einer geringen Truppenmacht im Zaum gehalten, waren sie auf einmal zu gefährlichen Nachbarn geworden. Sollte es das Dromedar gewesen sein, das ihnen erhöhte Kampfkraft verlieh, sie zu weitreichenden Raubzügen befähigte? Dann wären die Blemmyer die ersten afrikanischen Dromedarnomaden, von denen man weiß.
Daß man auf römischer Seite Dromedarreiter gegen sie einsetzte, spricht für die Annahme. Als zeitweilige Herren der Karawanenstraßen zum Roten Meer, als Verbündete der Palmyrener mußten die Blemmyer die Bekanntschaft des Dromedars machen, wenn sie sie vorher nicht schon besaßen. Und eben in den arabisch-syrischen Grenzlanden und Wüstenoasen war der Dromedarkampf, waren die Dromedarreiter als militärische Truppe von altersher heimisch (oben S. 140 f.). Doch man braucht sich auf Vermutungen nicht zu beschränken.
Denn einmal erwähnt die große Inschrift[88] des Königs Ezana von Aksum (unten S. 168) Dromedarreiter[89] bei den Noba[90]. Diese sind mit den Nobaten gleichzusetzen wie ihre Nachbarn, die gleichfalls von dem König bekämpften Bega, mit den Blemmyern[91]. Die Inschrift gehört in die Mitte des 4. Jahrhunderts[92] und erzählt anläßlich des Feldzuges gegen die südlichen Noba, wie zwei feindliche Anführer auf Dromedaren ins Lager der Aksumiten kamen, um zu spionieren[93]. Sodann haben sich östlich von Koptos, dem Ausgangspunkte der Handelsstraßen vom Nil zum Roten Meer, unter Kaiser Probus in der Blemmyer Hand, und weiter nilaufwärts bis zur Höhe von Syene Felszeichnungen dieses Stammes gefunden[94]. Auch westlich des Nils, im Land der Nobaten[95], schließlich in der Nubischen Wüste[96] begegnen diese Zeichnungen. *176.178*
Sie geben ein anschauliches Bild von der Kampfesweise der Wüstenstämme. Man sieht ihre Bewaffnung: Lanze, Bogen, Schwert und den rechteckigen oder ovalen Schmalschild. Auf einem Felsbild ist der Kampf zweier Krieger dargestellt[97]; man erinnert sich, daß die Blemmyerschlachten in den frühbyzantinischen Preisgedichten als heroische Einzelkämpfe nach homerischer Weise beschrieben sind[98]. Auch Schiffe mit drei- oder viereckigem Segel und Rudern sind wiedergegeben — regelrechte Seeschiffe, wobei sich die überseeischen *179*
Unternehmungen des Firmus zum Vergleich aufdrängen[99]. Die Hauptmasse der Zeichnungen aber bringt Dromedare sowie Berittene zu Pferd oder auf Dromedaren, von denen herab sie mit der langen Reiterlanze kämpfen[100]. Die massenhaft erscheinenden Eigentumsmarken treten als weiterer Anhalt hinzu[101].
Diese Darstellungen geben, wonach zuvor gesucht wurde. Die Blemmyer waren

in der Tat Dromedarnomaden; sie waren es seit ihrem ersten Auftreten an der oberägyptischen Grenze[102].

3.

Die südliche Grenze des römischen Afrika bildete der Limes. Er markierte nicht nur eine militärische Scheidelinie: auch geographisch trennte er zwei Gebiete. Vielleicht am deutlichsten am Rande der drei mittleren Provinzen: der Mauretania Caesariensis, der Numidia und der Africa Proconsularis (dem heutigen Algerien und Tunis entsprechend). Hier verlief der Limes, nach den Erweiterungen in trajanischer und hadrianischer Zeit[103], am Südrand des Tell über Tlemcen, Tiaret und Boghari, wandte sich in einem Bogen südlich des Schott-el-Hodna und zog weiter über Biskra, am Südrand des Aurès entlangstreichend. So schied er[104] die gebirgigen Teile Algeriens von den ebenen Steppen und Wüsten des Südens, ein Land des Ackerbaus, der bäuerlichen und städtischen Siedlung von den Weidegründen der Nomaden. Auch heute besteht die Scheidung fort: sie fällt überdies mit der berberisch-arabischen Sprachgrenze zusammen.
Der Süden war das Heimatland der Dromedarnomaden. Das arabische Mittelalter unterschied sie als die Botr von den Ansässigen, den Beranes[105]. Den Botr entsprachen im Altertum die Gaetuler. Begriff man sie in den Namen der Mauren ein, so unterschied man sie doch als Barbaren und Räuber von den nördlichen, innerhalb des Limes ansässigen Stammesgenossen[106]. Lange bevor das Dromedar ihnen Bedeutung verlieh, hatten sie sich als Reiter einen Namen gemacht. Ihre Gewandtheit war so groß, daß sie die Pferde in vollem Lauf, ohne Zügel und mit bloßen Stöcken, zu lenken wußten[107]. Dem römischen Heer stellten sie eine tapfere und schlachtenberühmte Truppe.
Den Reiternomaden entwuchs als neue Form das Nomadentum der Dromedarzüchter. Pferd und Dromedar schlossen sich nicht aus, sondern wurden nebeneinander im Krieg verwandt[108]. Einst hatten diese Stämme Weib und Kind zu Pferd auf ihren Wanderungen mit sich geführt: jetzt bediente man sich dafür des Dromedars. Leicht gezäumt[109], genügte es, um auch die geringe Habe dieser Nomaden zu tragen[110]. Ihr Dasein blieb dasselbe wie zuvor, nur war durch das Dromedar das Leben in der Wüste auf eine gesichertere Grundlage gestellt.
Ähnlich lagen die Dinge im benachbarten Tripolitanien. Die städtischen Mittelpunkte der römischen Provinz — Sabratha, Oea, Lepcis — lagen unmittelbar

an der Küste. Zu ihrem Schutz verlief, von Tacape im Westen (Gabes an der Kleinen Syrte) bis nach Lepcis Magna im Osten, der Limes. Er umfaßte die Küstenebene der Dschefara und hielt sich am Rand des Dschebel, nie über 150 Kilometer Tiefe ins Binnenland hineinreichend. Aus kleinen befestigten Posten bestehend, erreicht er bei Nalut im Dschebel Nefusa seinen südlichsten Punkt[111].
Über diese Linie hinaus, deren Verlauf im Itinerarium Antonini beschrieben ist[112], waren Außenposten[113] bis an die große Kalkwüste des Südostens (Hamada el-Hamra), nach Gadames, Gheria el-Garbia und Bu Ngem vorgeschoben. Noch weiter süd'ich, jenseits des schwarzgebrannten Dschebel es-Soda und der anschließenden Wüste (Serir ben-Afen), liegt das Oasengebiet des Fezzan. Hier wohnte in städtischen Siedlungen ein Stamm, der auch Acker- und Fruchtbau trieb, die Garamanten. Nachdem durch mehrere Expeditionen ihr Widerstand gebrochen war, hielten sie fest zu den Römern. Fezzan wurde zum Land der Elefantenjagden und des Elfenbeinhandels[113a]. Garama, die Hauptstadt des Fezzan, bildete eine Station des transsaharischen Karawanenverkehrs; sie war auch ein Stützpunkt, von dem aus die unruhigen Wüstenstämme sich in Schach halten ließen[114].
Wieder scheiden sich zwei Bereiche. Hier die römische Provinz und neben ihr der Fezzan mit seinen Oasensiedlungen, mit den ausgedehnten Bewässerungsanlagen[115], mit seinen Heiligtümern[116] und der römischen Einfuhrware in den Nekropolen[117], mit steinernen Mausoleen[118] nach römischer Art. Dort die nomadisierenden Stämme wie die Mudiviuvier und Zanucier, deren berberische Namen man aus gelegentlichen inschriftlichen Erwähnungen kennt[119].
Unter Septimius Severus griffen diese Stämme die Städte Tripolitaniens an.[120] Gefangene von ihnen sind an dem Triumphbogen dargestellt, der dem Kaiser in seiner Geburtsstadt Lepcis Magna errichtet wurde[121]. Auf einem Relief[122] sieht man die Toten, die die Angreifer vor einer Stadtmauer mit Türmen zurückgelassen haben. Alle tragen sie »parthische« Tracht. Aber längst hat man bemerkt, daß eine ähnliche Kleidung auf den Eingebornendarstellungen der tripolitanischen Mosaiken wiederkehrt[123]. Bezeichnende Eigentümlichkeiten wie die weiten Schalwars[124] und die »phrygische« Mütze erscheinen auch auf 177
den Felszeichnungen der Blemmyer[125]. Hier ist sie die Tracht der Reiter[126], und Reiternomaden müssen auch die tripolitanischen Stämme gewesen sein.
Auch in Tripolitanien war demnach die Lebensform der Dromedarnomaden aus einer älteren erwachsen, die sich allein auf das Pferd gründete. Das Neben-

einander beider Formen begegnet schließlich bei den Blemmyern, die den ägyptischen Gott Min zu Pferd und mit der Reiterlanze bewehrt darstellten[127]. Daneben muß noch in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts ein nicht geringer Teil des Stammes als Fußkämpfer aufgetreten sein[128].
Die Reiterei verlieh den Nomaden von vornherein gegenüber den ansässigen Libyern militärische Überlegenheit. Denn diese kämpften noch mit dem altertümlichen Streitwagen, den die Karthager von ihnen um die Mitte des 4. Jahrhunderts übernommen hatten[129]. Die Felszeichnungen des Fezzan haben Darstellungen solcher Wagen erbracht und damit die literarische Überlieferung bestätigt[130]. Mit dem Aufkommen des Dromedars wuchs die Überlegenheit der Nomaden erheblich, und unter ihrem Druck scheinen die Garamanten des Fezzan ganz oder zu einem Teil nach Südwesten ausgewichen zu sein. Reste von ihnen und ihrer »syrtischen« Kultur will man unter den Stämmen des Nigerbogens wiedererkennen, bei denen alte Heldengesänge die Erinnerung an die einstige Hauptstadt Garama, an eine Auswanderung, die noch vor 300 n. Zw. erfolgte, bewahrt haben[131].
Von diesen Voraussetzungen aus läßt sich schließlich an die Frage herantreten, von wo die gesamte Bewegung ihren Ausgang genommen habe.
Das Aufkommen der Dromedarnomaden hat man auf die Verdrängung der Küstenlibyer nach Süden zurückgeführt[132], die seit dem 3. Jahrhundert n. Zw. begonnen habe. Die abgedrängten Stämme hätten die von den Römern empfangene Kenntnis des Dromedars und des Dromedarkampfes gegen diese gewandt. Das ist schwerlich richtig. Die Lebensform der Dromedarzüchter, so sahen wir, erwuchs aus einem älteren Reiternomadentum. Und mögen die Wüstenstämme ihre Dromedare in manchen Fällen auch von den Römern empfangen haben — was sich weder beweisen noch widerlegen läßt —, so besteht doch keine Brücke zwischen der Verwendung des Tieres in der städtischen, ackerbautreibenden Provinz und der in der Wüste. Die wirtschaftliche Ausnutzung des Dromedars als Grundlage nomadischen Wüstenlebens, die Taktik des Dromedarkampfes muß von anderer Seite gekommen sein. Diese Taktik trat an der oberägyptischen Grenze in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts auf, in Numidien aber erst mit dem 4.[133]. Also ging die Bewegung von Ost nach West. Ausgangspunkt war dann die arabische Halbinsel, wo der Dromedarkampf alt ist[133a].
Nach Ansicht des ausgehenden Altertums reichten die Sarazenen vom Land der Assyrer bis zu den Stromschnellen des Nils[134]. Räuberisch und kriegerisch,

bedienten sie sich neben dem Pferd des Dromedars[135]. Ihre Südgrenze lag bei den Blemmyern[136], von denen, wie gesagt, dasselbe galt. Sarazenen erscheinen dementsprechend auch als Bundesgenossen des Firmus (oben S. 162) neben den Blemmyern[137]. Wer waren diese Sarazenen? Sie heißen auch *Arabes Scenitae*, wird uns gesagt[138]. Also waren es Wüstenaraber: Beduinen, die unter dem Haarzelt wohnten. Man kann sie noch genauer bestimmen. Denn neben den Felsbildern der Blemmyer haben sich thamudische Inschriften gefunden[139] und eine Truppe gleicher Herkunft, *equites Saraceni Thamudeni*, stand im ausgehenden 4. Jahrhundert in Oberägypten[140]. Also gehörten diese Sarazenen, Nachbarn der Blemmyer, den Thamudenern an, einem nordarabischen Stamm, die man im 3. Jahrhundert n. Zw. zusammen mit den gleichfalls nordarabischen Lihjaniten in der Umgebung der Oase Teima im nördlichen Hedschas findet[141]. Um 250 hatten sie das einstmals nabatäische el-Hedschr in Besitz genommen[142]. Damals[143] und später[144] erscheinen sie als Handelsvolk; das benachbarte el-Ela war bereits vor ihnen von den südarabischen Minäern als Handelsposten angelegt worden[145].
Dem entspricht, daß es in Oberägypten nach Ausweis der Papyri[146] einen Gau Arabia[147] gab und einen Arabarchen[148], der an dessen Spitze stand. Dieses ägyptische Arabien, vielleicht in ein unteres und oberes geteilt, lag zwischen Nil und Rotem Meer[149]. Die dort nomadisierende Bevölkerung zahlte von Groß- und Kleinvieh ihre Steuer[150]; in einigen Fällen waren die Araber auch seßhaft geworden[151]. Auf die Bewaffnung mit dem Bogen weist der Titel Arabotoxotes hin[152]. Berühmt waren die ägyptischen Araber als Züchter von Dromedaren[153]. Der Kauf einer Dromedarstute mit arabischem Brandzeichen, *sima* oder *wusum*, wird mehrfach in den Papyri erwähnt[154].
Auch in el-Ela und Teima, der arabischen Heimat der Thamudener, haben sich Zeichen einer blühenden Dromedarzucht gefunden. Auf den dortigen Felsbildern[155], den thamudischen überhaupt, begegnen neben Rindern, Eseln, Schafen auch Dromedare, oft inschriftlich mit dem Namen des Besitzers bezeichnet[156]. Nach dem »Grundsatz der Öffentlichkeit« mußten im südlichen Arabien Rechtsverbindlichkeiten allen sichtbar aufgezeichnet werden[157]. So können auch diese Dromedarzeichnungen mit den Besitzerinschriften, wie man sie auf den Felsen findet, Kaufurkunden bedeutet haben[158]; in einem Fall ist das geradezu gesagt[159]. Verwandte Darstellungen von Dromedarreitern sind an den Tortürmen von Dura-Europos zutage gekommen[160]. Hier ist man im safaïtischen Bereich; Inschriften gleicher Herkunft hat man in Dura selbst gefunden[161]. Auch die

Safaïten kennen die Dromedarzeichnungen mit Besitzerangabe in zahlreichen Fällen[162]. Die Brücke nach Nordafrika bilden die Felsbilder von der Sinaihalbinsel und aus Transjordanien, die auch im Stil Entsprechung zeigen[163].
Muß hier die Verbindung über die Nordseite des Roten Meeres gesucht werden, so wird man in anderen Fällen mehr nach Süden geführt. Die semitischen Stämme Abessiniens sind von der arabischen Halbinsel herübergekommen und sprechen einen südarabischen Dialekt[164]. Schon aus der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Zw. kennt man einen inschriftlichen Text in sabäischer Sprache und Schrift, der jetzt in der Kirche auf dem Berge Abba Pantaleon bei Aksum eingemauert ist[165]. Der Äthiopenroman des Heliodor von Emesa, der in den späteren dreißiger Jahren des 3. Jahrhunderts n. Zw. entstanden ist[166], nennt die Aksumiten und Südaraber als Freunde oder Untertanen des Königs von Meroë[167]. Unter dem König Ezana breitete ein Jahrhundert später das Reich von Aksum seine Macht nach Norden bis nach Meroë aus. Bis an die Grenze der nördlichen Noba führten die Kriegszüge des Eroberers[168], also bis zu den Dromedarnomaden selbst.
Auch in Abessinien haben sich Felszeichnungen solcher Nomaden gefunden[169]. Der Handel zwischen Muza (Mokka in Jemen) und dem gegenüberliegenden afrikanischen Ufer, besonders mit Adule unfern des heutigen Massaua, war lebhaft[170]. Es gab eine eigne Klasse von Barken, die hier verwandt wurde und Adulija hieß[171]. Weiter nördlich an der südarabischen Küste, bei der »verbrannten« Insel (Dschebel Teir), hausten Vieh- und Dromedarzüchter[172]. Die in Hadramaut gefundenen Felszeichnungen mit ihren Dromedarbildern[173] und Votivbronzen aus Südarabien, gleichfalls Dromedare darstellend[174], schließen sich an. Diese sabäischen Krieger zu Pferd oder auf dem Dromedar mit ihren langen Reiterlanzen[175] lassen sich den Felsbildern aus dem Blemmyergebiet geradezu gegenüberstellen. Eine Bestätigung bedeutet es, daß dort neben nabatäischen und thamudischen Inschriften, die dem Weg über die Sinaihalbinsel und das Nordende des Roten Meeres entsprechen, auch solche himjaritischen[176] Ursprungs erscheinen. Auch von Südarabien muß demnach ein Strom das Land der Blemmyer getroffen haben.

ANMERKUNGEN

[1] F. Altheim, Die Soldatenkaiser (1939). Mit der Besprechung, die W. Enßlin, Hist. Jahrbuch 61, 266f. meinem Buch gewidmet hat, mich auseinanderzusetzen, bestünde sachlich kein Grund. Doch um den Eindruck nicht aufkommen zu lassen, als gäbe es nichts zu erwidern, seien einige Seiten einer Durchmusterung unterzogen. Dabei beschränke ich mich auf die Gebiete, die im vorliegenden Band behandelt sind. Auf anderes im zweiten oder dritten Band zurückzukommen, behalte ich mir vor.
Soldatenkaiser 15f. hatte ich, wie auch oben (S. 17f.), mit der Erzählung von Ardeschirs Flucht vom Hof des Partherkönigs begonnen. E. spricht in wörtlichem Anschluß an mich von einem »sagenhaften Bericht« (Soldatenkaiser 17). Die eigne Quellenkenntnis erlaubte E. nicht, das mittelpersische Karnameh-i Ardeschir-i Papakan zu erkennen... Daß dem so ist, wird bestätigt durch E.s Bemerkung S. 269. Natürlich kannten auch die Partherkönige die Chvarna-Vorstellung. Mit keinem Wort ist es mir eingefallen, das zu bezweifeln. Aber die Behauptung, daß im Karnameh der Parther Ardewan etwas anderes als ein Usurpator sei, daß er auch dort unter dem Schutz des Chvarna gestanden habe, zeigt erneut, daß E. die Schrift nicht gelesen hat. Ihre sasanidisch-legitimistische Einstellung läßt die Auffassung, daß die Herrschaft der »Zwischenkönige« (oben S. 49) gottgewollt sei, einfach nicht zu. – Der Vorwurf, ich halte »noch zu sehr« an dem Hellenismus der Parther fest, gibt zu wenig Greifbares, als daß sich darauf erwidern ließe. Wo habe ich ein Mehr gegenüber der Darstellung Rostovtzeffs gegeben? Grundlos wird er als Gegenzeuge aufgeführt. Übersehen ist das starke aramäische Element, das nicht nur in der Kunst des parthischen Mesopotamien, sondern auch in der Schreibweise der parthischen Kanzlei zum Ausdruck kommt. Das zeigt vor allem die parthische Fassung der neugefundenen Königsinschrift Schapurs I. von der Kaba-i Zerduscht (H. H. Schaeder, ZDMG. 96, 3f.). Ganze Sätze sind dort aus aramäischen Ideogrammen zusammengesetzt. Auch an der Betonung einer ursprünglich nomadischen Lebenshaltung der Parther, wie ich sie erstmalig vorgetragen habe (Weltherrschaft und Krise 190f.), nimmt E. Anstoß; man sieht, ihm läßt sich's schwer recht machen. Was er nicht bemerkt hat, ist, daß sich inzwischen durch die Funde von Dura (oben Seite 20) und den Hirschhelm der Partherkönige (oben S. 21) ein eigner parthischer Tierstil aufs schönste bestätigt hat. Damit ist ein neuer Beweis für ursprünglich nomadische Form geliefert. – Abwegig ist der Hinweis auf das Reiten und Bogenschießen der Perser zur Zeit der Achaimeniden. Denn gerade da faßt man den Einfluß eines Reitervolkes, in diesem Fall der Meder; darüber zuletzt H. H. Schaeder, Das persische Weltreich 15f. Auf die grundlegenden Arbeiten von J. Wiesner, besonders auf Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient 78, sei E. zu weiterer Unterrichtung verwiesen. Es ist kaum nötig zu betonen, daß Wiesner meiner Auffassung zustimmt. Das Reiten in Xenophons Kyrupädie (1, 4, 4f.; 8, 8, 12f.) führt zu den ältesten Perserkönigen hinauf, als man sich gerade von den Medern loslöste. Der jüngere Kyros nimmt die altererbte Sitte (vgl. Anab. 1, 9, 5) gegenüber der Verweichlichung (Kyrup. 8, 8, 12f.) der späteren Achaimeniden auf. Nirgends lassen diese sich zu Pferd darstellen. Der jüngere Kyros, nicht sein Bruder

und Gegner, versucht sich in der Schlacht bei Kunaxa mit einem Reiterangriff. Der letzte Achaimenide leitet, im Gegensatz zum reiterlichen Makedonenkönig, seine Schlachten nicht vom Pferd, sondern vom Wagen herab. Das pompejanische Alexandermosaik zeigt den Gegensatz im Bild. Im Wagen endlich flieht Dareios vor Alexander nach dem Osten. Dieser Wagen ist die ältere indogermanische Form, die vor dem Einbruch der Reitervölker liegt, bei den Persern ebenso wie anderswo (J. Wiesner, a. O. 33f.). – Die Frauen auf dem altpersischen Relief von Erghili reiten nicht auf Pferden, wie E. S. 268 meint, sondern auf Maultieren; vgl. E. Herzfeld, Am Tor von Asien 24. – Ähnlich steht es mit dem Schuppenpanzer. Bei Pferden treten sie in achaimenidischer Zeit nicht auf. Die von F. E. Brown, Excavat. at Dura-Europos 1932–33, 446 Anm. 4–5 angeführten Stellen zeigen, daß es Stirn-, Brust- und Schenkelbleche (vgl. W. W. Tarn, Hellenist. Milit. and Naval Developm. 73f.), aber keine durchgehende Schuppen- oder Lamellendecke gab. Dagegen bestand der Panzer, den in der Schlacht bei Gaugamela die Pferde der Saken trugen (Arrian., anab. 3, 13, 4), aus eisernen Lamellen (Curt. Ruf. 4, 9, 3), wie ich schon Weltherrsch. u. Krise 199 gezeigt habe. Dort habe ich auch die Verbindung zur parthischen Pferdepanzerung gezogen. Also hatte ich ein Recht, zu sagen, daß der Schuppen- und Lamellenpanzer mit Alexanders Zeit eine besondere Ausgestaltung erfahren habe (Soldatenkaiser 21). Über die Pferdepanzer der sarmatischen Kataphrakten vgl. unten Seite 198 Anm. 271. E. ist hier kritiklos der amerikanischen Forschung gefolgt. – Über die Kataphraktendarstellungen und Pferdepanzer in Dura vgl. M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 96; E. scheint nicht einmal zu ahnen, daß hier ein Problem vorliegt. – Aufschlußreich für die Vorstellungswelt, in der sich E. bewegt, ist die ebenso kategorische wie naive Frage (»wann« S. 268) nach dem Zeitpunkt, an dem die Parther offiziell die zarathustrische Religion annahmen. E. weiß weder davon, daß im parthischen Dura keine zarathustrischen Gottheiten auftreten (oben S. 42), noch weiß er von den Problemen, die mit der ersten Awesta-Redaktion verknüpft sind. Entscheidend ist da die Beantwortung der Frage, ob sie bereits in parthischer Zeit, wie noch F. C. Andreas und J. Wackernagel annahmen, oder erst in frühsasanidischer (S. H. Nyberg, D. Relig. d. alten Iran, übers. von H. H. Schaeder, 414f.; zuletzt H. H. Schaeder, Forsch. und Fortschr. 1941, 14; vgl. Iran. Beitr. 1, VIII; 291; ZDMG. 1941, 298f.) erfolgte. Wichtig bleibt in jedem Fall, daß Mani bereits die mittelpersischen Kommentare und Übersetzungen gekannt hat (M. Rostovtzeff, CAH. 11, 124 Anm. 1; Bidez-Cumont, Les mages hellénisés 1. 91 Anm. 1), so daß man diese in vorsasanidische Zeit hat setzen können (H. H. Schaeder, Iran. Beitr. 1, 277). E.s Unkenntnis hat ihn über all diese Fragen mit glücklichem Schwung hinweggetragen. – Natürlich gründete sich meine Auffassung von der ekstatischen Kampfesweise der Parther nicht auf die eine Stelle Justin. 41, 2, 8. E. hat nicht erkannt, daß meiner Darstellung Soldatenkaiser 30f. Plutarch zugrunde liegt. In den auf eine ausgezeichnete Quelle zurückgehenden Kapiteln (W.W.Tarn, The Greeks in Bactria and India 50f.) seiner Crassusbiographie hebt er das Ekstatische und Schreckenerregende an dem Trommelwirbel hervor, der den parthischen Reiterangriffen bei Carrhae voraufging: (Crass. 23, 9). Die Wendung ὠρυγῇ θηριώδει sei besonders unterstrichen. Die künstlerischen Darstellungen der Reitervölker (oben S. 73f.) und ihre eigenen Äußerungen zeigen (o. S. 73), daß sie tierhaft, instinktmäßig kämpften, daß sie den Feind, wie ein Raubtier seine Beute, ermüdeten und zu Tode hetzten. Plutarch mochte das von seinem Standpunkt aus als σοφόν erscheinen (Crass. 24, 5). Aber nur von der Vorstellung solch blutiger Jagd her finden die euripideischen Verse, mit denen in bakchischer Ekstase (ἀναβακχεύσας μετ'ἐνθουσιασμοῦ Crass. 33, 4) Jason von Tralleis das Haupt des Crassus emporhebt: φέρομεν ἐξ ὄρεος ἕλικα νεότομον ἐπὶ

μέλαθρα, μακάριον θήραμα (Eurip., Bakch. 1169; Plutarch., Crass. 33, 4f.) ihren vollen Sinn. Überlegte Taktik, wie E. will, ist das gewiß nicht. Überhaupt ist die planmäßige Ausgestaltung dieser Kampfweise immer etwas Sekundäres. Das zeigen die Berichte, die wir über die Reform des Mau-tun besitzen (oben S. 62), für die Hunnen und nicht nur für sie. Keine ähnlichen Maßnahmen sind für das parthische Heer bezeugt. Die Neuerungen des Surenas bestanden allein in der Nachführung der Pfeilmunition auf Dromedaren (W. W. Tarn, Hellenist. Milit. and Naval Developments 89f.).

In allem Übrigen kann ich mich kürzer fassen. Auch da ist E.s Kritik in die Irre gegangen. Zu S. 269: Die Beeinflussung der Quaden durch die benachbarten Reiterstämme ging so weit, daß Ammianus von *permixtos Sarmatas et Quados, vicinitate et similitudine morum armaturaeque concordes* (17, 12, 1) sprechen konnte. – Es lag mir natürlich fern, anzunehmen, die Goten hätten generell eine halbnomadische Lebensweise angenommen. E. hat nicht sorgfältig gelesen. Ich sagte, daß dort, wo der gotische Adel Nachfolger der bosporanischen Großgrundbesitzer wurde, er zur gleichen Lebensweise wie diese gezwungen war (Soldatenkaiser 86). Daß diese halbnomadisch war, zeigen die Grabfresken aus Kertsch zur Genüge (M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 160f.; Taf. 28, 1). Über die bäuerliche Siedlungsart der Goten vgl. G. Vetter, Die Ostgoten und Theoderich (Forsch. z. Kirchen- u. Geistesgesch. 15) 11f. – Wanderwagen und Wagenburg kannten die Germanen bereits vor den Goten, wie ich ausdrücklich hervorhob (Soldatenkaiser 94). Das Neue war, daß die Goten sie benutzten, auch nachdem sie in Südrußland wieder seßhaft geworden waren. Die Wagenburg war ihr Rückhalt in der Schlacht; den Wagen verwandten sie als Kirche (Ambros., ep. 20, 12 Migne 16, 997), wie ihnen auch das Nomadenzelt als solche diente (Sozom. 6, 37, 13; auch die Sasaniden benutzten ein Zelt für das Feuerheiligtum: K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligtum 46). Die heidnischen Heiligtümer wurden nicht nur auf der Wanderung (Eunap. fr. 55), sondern auch sonst auf Wagen gefahren (Sozom. 6, 37, 28). – Auch in orientalischen Dingen besteht E. darauf, mich zu belehren. Die Wanderung jemenitischer Stämme läßt er erst mit dem 2. Jahrhundert n. Zw. beginnen. Angeführt wird ein RE.-Artikel, der sich seinerseits auf ein längst veraltetes Buch beruft ... E. weiß nichts davon, daß in der Umgebung der Oase Teima sich schon seit dem 8. Jahrhundert v. Zw. eine minäische Kolonie befand (oben S. 123); daß um die Zeitwende oder kurz danach Tenuchiden und Salihiden an der Grenze Syriens erscheinen, daß wir dort Siedlungen haben, die schon im Namen die Herkunft aus Südarabien verraten (R. Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'islam 9f.). Weitere Angaben unten S. 204 Anm. 52-53. – Die Behauptung, Hira habe im 3. Jahrhundert n. Zw. nur für die Sasaniden, nicht aber für Rom und Syrien eine Rolle gespielt, ist gleichfalls unrichtig. In diese Zeit fallen die Auseinandersetzungen mit Zenobia, von denen die arabische Überlieferung berichtet (oben S. 129). Sie wird durch das Grab des Lahmiden Imrulkais ibn Amr in Namara und durch den neuen koptischen Manifund aufs beste bestätigt (R. Dussaud, a. O. 34f.; Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 28f.; H. H. Schaeder, Gnomon 9, 344). – Für die römische Besetzung Palmyras werde ich von E. auf F. Cumont, CAH. 11, 859 verwiesen. Ich glaube, daß der große Forscher selbst am energischsten gegen den Mißbrauch der veralteten Angabe protestieren würde. Denn er weiß, was E. entgangen ist, daß H. Seyrig, Syria 22, 155f. die Geschichte Palmyras auf neue, für E. sicherlich nicht wenig überraschende Grundlagen gestellt hat. – Für die Frage der Dromedarnomaden darf ich auf meine Darlegungen oben S. 151f. verweisen. Eine Auseinandersetzung mit E. erübrigt sich, da ihm die Zeugnisse der thamudischen und himjaritischen Inschriften, die Felsbilder der Blemmyer, die Funde von Karanog, die Papyri entgangen sind... Selbst-

verständlich gehört das Kämpfen auf dem Dromedar mit dem auf dem Pferd wesensmäßig zusammen. Das Richtige ist bei J. Wiesner, a. O. 71, bereits bemerkt.

Man gestatte mir, daß ich abbreche; man gestatte mir auch, daß ich auf die von E. angeschnittenen allgemeinen Fragen nicht eingehe. Bei der mangelnden Kenntnis meines Kritikers (ich bedaure, kein anderes Wort zu finden) dürfte sich keine förderliche Auseinandersetzung ergeben. In der Einleitung meiner Soldatenkaiser hatte ich die Forderung nach universalgeschichtlicher Einstellung erhoben. Nicht um damit etwas Neues zu sagen, wie E. mir unterschiebt. Wohl aber betonte ich die Notwendigkeit solcher Einstellung bei der heutigen Forschung. E. bildet den Beweis dafür, wie recht ich mit dieser Forderung hatte.

KAPITEL I: IRAN

[1] Das folgende Kapitel wurde erstmalig in der Neuen Rundschau 1938, dann Soldatenkaiser 15f. veröffentlicht. Hier wird es in umgearbeiteter Form und mit Angabe der Quellen vorgelegt.

[2] Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 36 Anm. 1.

[3] Kārnāmak-ī Arthachschīr-ī Pāpakān, übers. von Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 22f.; E. G. Browne, A Literary History of Persia 1, 137f.

[4] Zur Zeitstellung Th. Noeldeke, a. O. 23f.; Grundr. der Iran. Philologie 2, 135; D. iran. Nationalepos 6.

[5] E. Herzfeld, Archeological History of Iran 17f.

[6] Th. Noeldeke, a. O. 39; über das dort genannte Ballspiel C. Diem, Asiat. Reiterspiele 106f.

[7] Th. Noeldeke, a. O. 39f.

[8] Th. Noeldeke, a. O. 40f.

[9] Zum folgenden F. Altheim, Weltherrschaft und Krise 91f.; 190f.

[10] Zum Alter dieser Einflüsse E. Herzfeld, a. O. 1f.

[11] Ed. Meyer, Blüte u. Niedergang des Hellenismus in Asien 49; N. C. Debevoise, A Political History of Parthia 2f.

[12] Strabon 11 p. 515; vgl. p. 508f.; Justin. 41, 1, 10; zur Überlieferung Ed. Meyer, a. O. 49 Anm. 1; E Herzfeld, Arch. Mitt. aus Iran 4, 36 Anm. 1. *Areos et sparnos* C, also γ; *spart(h)anos* τπι *hypartanos* H): O. Seel, Studi ital. di filol. class. 11, 255f. Danach wäre τπι die beste Überlieferung (S. 39f.); anders E. Herzfeld, wohl mit Recht. In seiner Ausgabe schreibt O. Seel: † *Sparnos* mit der Bemerkung: *crucem addidi.*

[13] C. Hopkins, Excavat. at Dura-Europos 1933–35, 381.

[14] N. Toll, ebenda 387f.; Taf. 39, 2.

[15] N. Toll, a. O. 390.

[16] C. Hopkins, a. O. 376f.; Taf. 39, 1; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 222.

[17] A. Salmony, Sino-Siberian Art Taf. 9, 4; H. E. Minns, The Antiqu. Journ. 10, Taf. 2, 18.

[18] C. Hopkins, a. O. 379f.

[19] Excavat. at Dura-Europos 1930–31, Taf. 20, 4.

[20] Die hohe Jagd [2] 217f.; Wild und Hund 47, 399 Abb. 1–2. Den Hinweis verdanke ich O. H. v. Bockelberg.

[21] Revue des arts asiatiques 10, Taf. 69–70.

[22] F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 66, 3; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 230.

[23] A. Salmony, a. O. Taf. 12, 2; 40, 2.

[24] M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks Taf. 26, 1.

[25] M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 230.

[26] H. Lommel, Die Religion Zarathustras 78f.; 113f.

[27] Die Formulierung verdanke ich L. Frobenius.

[28] Herodian. 4, 11, 6; 15, 3.

[29] Justin. 41, 3, 4.

[30] *huvaspā* Dar. Pers. d 8.

[31] R. Hanslik, RE. 17, 712f.; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 265.

[31a] Herod. 1, 136; 7, 57 (Hinweis von H. Kleinknecht).

[32] Herodot. 3, 84–85.

[33] F. Sarre, Die Kunst d. alten Persien 52 oben; J. Wiesner, Germanien 1942, 214f.

[34] F. Sarre, a. O. 13f.; 18; Sarre-Herzfeld, Iran. Felsreliefs Taf. 14–15; S. 143 Abb. 65.

[35] F. Sarre, a. O. 15; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 23.

[36] F. Sarre, a. O. 16–17; Sarre-Herzfeld, a. O. 137 Abb. 62.

[37] F. Sarre, a. O. 33f.; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 3.

[37a] J. Friedrich, Welt als Gesch. 2, 111.

[38] F. Sarre, a. O. 51.

[39] F. Sarre, a. O. 3.

[40] F. Sarre, a. O. 19; 22; 25; 27; 38; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 24; S. 141 Abb. 64–65.

[40a] J. Wiesner, Germanien 1941, 215.

[41] F. Sarre, a. O. 73; Sarre-Herzfeld, a. O. 11.

[42] F. Sarre, a. O. 74–77; 79; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 7; 42–45; S. 220 Abb. 109.

[43] F. Sarre, a. O. 70–71; 78; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 5; 13; 41; S. 75 Abb. 30. Zum Gegenstand M. Rostovtzeff, Sem. Kondakov. 6, 179 Anm. 41.

[44] F. Sarre, a. O. 82–83; vgl. 145; Sarre-Herzfeld, a. O. 6; 8; 51; E. Herzfeld, Am Tor von Asien Taf. 23.

[45] F. Sarre, a. O. 85–87; vgl. 98–99; 104–108; 112–115; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 37–39; S. 211 Abb. 99; E. Herzfeld, a. O. Taf 42–43; 45; 50–53.

[46] F. Sarre, a. O. 70; 81; Sarre-Herzfeld, a. O. Taf. 5; 9; 12; S. 199 Abb. 92–95; S. 213 Abb. 101; 218 Abb. 107; E. Herzfeld, a. O. Taf. 29; 31–32; 44.

[47] J. Wiesner, Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient 78.

[48] E. Herzfeld, a. O. Taf. 23; S. 40f.

[49] E. Herzfeld, a. O. Taf. 26; S. 53f.

[50] Zum folgenden Justin. 41, 2, 4f.

[51] Zur Erklärung A. v. Gutschmidt, Gesch. Irans 33.

[52] Excavat. at Dura-Europos 1928–29, Taf. 41, 2; 43, 2; 1930–31, Taf. 21, 1–2; 1933–35, Taf. 56, 1–3; F. Sarre, a. O. 44f.; E. Herzfeld, a. O. Taf. 20; CAH., Plates 4, Taf. 26b.

[53] Zum folgenden: W. W. Tarn, Hellenist. Naval and Military Developments 73f.; F. Altheim, Weltherrschaft u. Krise 198f.; Welt als Gesch. 3, 335f.

[54] Arrian., anab. 3, 8, 3.

[55] Arrian., anab. 3, 8, 3.

[56] Arrian., anab. 3, 13, 4; Curt. Ruf. 4, 9, 3: *equitibus equisque tegumenta erant ex ferreis laminis serie inter se connexis.*

[57] Justin. 41, 2, 10: *munimentum ipsis equisque loricae plumatae sunt quae utrumque toto corpore tegunt.*

[58] Der gepanzerte Bogenschütze, den sie nach rechts gewendet zeigen, sitzt nach Ansicht der älteren Erklärer (W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia zu Taf. 1, 1f.; W. W. Tarn, CAH. 9, 591) auf einem Omphalos. Doch das in Rechtecke eingeteilte langschenklige Dreieck, das man als solchen angesprochen hat, ist der herabhängende Unterteil des Plättchenpanzers, den der Bogenschütze trägt. Es verdeckt den eigentlichen Sitz, dessen Beschaffenheit unerkennbar bleibt. Die Deutung wird bestätigt durch eine Prägung des Azes (P. Gardner, The Coins of the Greek and Scythian Kings of Bactria and India Taf. 17, 8) oder durch eine Kleinbronze Kadphises' I., auf denen der reitende oder stehende König dasselbe Panzerkleid mit dem bis zu den Unterschenkeln herabgehenden Schoß trägt. Vgl. Welt als Gesch. 2, 335 Anm. 112 (die Originale wurden mir 1935 im Münzkabinett des Britischen Museums durch die Freundlichkeit von H. Mattingly und J. Allan zugänglich gemacht). Auch M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 229 Anm. 101 spricht in unserem Fall von einem »kaftan-cuirass«.

[59] Sallust bei Serv., Aen. 11, 771; Plutarch., Crass. 24, 1; Justin. 41, 2, 10.

[60] W. W. Tarn, Hellenist. Military and Naval Developments 88f.

[61] W. W. Tarn, a. O. 89f.

[62] Plutarch., Crass. 21, 7.

[63] Plutarch., Crass. 21, 7; 25, 1.

[64] W. W. Tarn, a. O. 90; 160f.

65 Herodian. 6, 5, 3; vgl. 3, 1, 3.
65a Amm. Marc. 21, 13, 4.
66 F. Altheim, Helios u. Heliodor von Emesa, Albae Vigil. 12, 40f. Das Folgende beruht auf den dort S. 33f. gemachten Ausführungen.
67 Amm. Marc. 16, 10, 8; 24, 6, 8; 25, 1, 12f.; Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser und Araber, 247; E. Herzfeld, Am Tor v. Asien 88; 159 Anm. 144.
68 Zusammenfassend E. Herzfeld, a. O. 86f.
69 A. v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 47f. Abb. 32f.; 53f. Abb. 49f.
70 Excav. at Dura-Europos 1930–31, 215f.; Taf. 21, 3; 22, 2.
71 Excav. at Dura-Europos 1932–33, Taf. 21f.; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 221f.
72 P. Nørlund u. B. Thordemann, Acta Arch. 2, 53f.; B. Thordemann, ebendort 4, 117f.; 5, 294f.
73 A. v. Le Coq, a. O. 56 Abb. 57f.; 60 Abb. 70; M. Rostovtzeff, The Animal Style 106f. Anm. 2; Mon. Piot 26, 135f.; B. Laufer, Chinese Clay Figures 1, 174f.
74 259, 4f.
75 261, 12f.; 25f.
76 261, 28.
77 262, 17.
78 F. Altheim, Die Soldatenkaiser 159f.
79 259, 8; 261, 12.
80 προσωπεῖον 259, 13; vgl. Amm. Marc. 25, 1, 12.
81 Excav. at Dura-Europos 1930–31, Taf. 21, 3; 22, 2; M. Rostovtzeff, ebendort 215; 216; vgl. 1932–33, 306.
82 A. v. Le Coq, a. O. 57 Abb. 63.
83 259, 16.
84 σκυτάλας 259, 19.
85 B. Thordemann, Acta Arch. 4, 117.
86 κατ' ἄκρα τῶν πλευρῶν 259, 21.
87 ῥαφαί 259, 24.
88 ὑπὸ τὰς ἐπιπτυχάς 259, 24.
89 τὴν συμπλοκὴν ἀγκιστρώσαντες 259, 24.
90 Excav. at Dura-Europos 1930–31, Taf. 22, 2; M. Rostovtzeff, ebendort 216.
91 B. Thordemann, Acta Arch. 5, 294f.
92 F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 340.
93 Excav. at Dura-Europos 1932–33, Taf. 23; F. E. Brown, ebendort 444f.
94 B. Thordemann, Acta Arch. 4, 117f.
95 Acta Arch. 5, Taf. 16.
96 A. v. Le Coq, a. O. 61 Abb. 76; B. Thordemann, Acta Arch. 4, 128f.
97 259, 28.
98 259, 25; χειριδωτός 29.
99 A. v. Le Coq, a. O. 60 Abb. 70; 76 Abb. 134; ein spätsasanidisches Beispiel 61 Abb. 74.
100 A. v. Le Coq, a. O. 54 Abb. 51; 55 Abb. 54.
101 προμετωπίδιον 260, 5.
102 Anab. 1, 8, 6f.; Kyrop. 6, 4, 1; 7, 1, 2. Dazu W. W. Tarn, Hellenist. Military and Naval Developments 73f.; F. E. Brown, a. O. 444 Anm. 1.
103 M. Rostovtzeff, Skythien und der Bosporus 1, im Index unter „Stirnstücke".
104 σκέπασμα σιδηρόπλοκον 260, 6.
105 κορμηδόν 262, 7.
106 Zosim. 1, 35, 4; Amm. Marc. 16, 12, 38.
107 Excav. at Dura-Europos 1930–31, Taf. 22, 2.
108 δεσμῷ 260, 16; hierzu und zum folgenden F. E. Brown, a. O. 445f.
109 Excav. at Dura-Europos 1930–31, Taf. 22, 1.
110 Tac., hist. 1, 79, 7.
111 260, 23.
112 M. Rostovtzeff, CAH. 11, 113f.; 117f.; E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 55.
113 Plutarch., Crass. 21, 7 πελάτας τε καὶ δούλους; Justin. 41, 2, 5; M. Rostovtzeff, a. O. 119; Herodian. 3, 1, 3 sagt ausdrücklich, daß es weder eine Söldnertruppe noch ein stehendes Heer gab.
114 M. Rostovtzeff, a. O. 114.
115 M. Rostovtzeff, a. O. 114; vgl. 112; E. Herzfeld, a. O. 55. Über den vermutlichen Silberschatz der Karen E. Herzfeld, Burlington Magaz. 52, 21f.
116 M. Rostovtzeff, a. O. 114.
117 Plutarch., Crass. 21, 8.
118 A. Christensen, L'empire des Sasanides 23f.; CAH. 12, 114; H. H. Schaeder, Bull. School Orient. Stud. 8, 737f.; E. Herzfeld, ebenda 937f.

119 F. Cumont, C. R. de l'Acad. des inscriptions 1931, 238; 248 (Susa); W. Dittenberger, OGI. 254 (Babylon); M. Holleaux, Bull. corr. Hell. 57, 29 Anm. 3; W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 30f.; 42f.
120 M. Rostovtzeff, a. O. 114f. und oben S. 131.
121 Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 36 Anm. 3. Dazu die Chronik von Arbela: A. Mingana, Sources Syriaques 1, 108; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 62.
122 H. H. Schaeder, Bull. School Orient. Stud. 8, 747f. Dieses Verfahren ging über die Parther auf die griechisch-baktrischen Könige zurück, wie W. W. Tarn, a. O. 90, gezeigt hat.
123 A. Christensen, CAH. 12, 114 Anm. 3; Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 26 Anm. 1.
124 Th. Noeldeke, a. O. 39f.
125 Tsangpo Lamas Pilgerfahrt 2, 111f.
126 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 276; Dura-Europos and its Art 94; 95.
127 Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. der Perser u. Araber 89f.; doch vgl. 85 Anm. 3.
128 F. Sarre, a. O. 104f.
129 F. Sarre, a. O. 98f.
130 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 274; 276; Dura-Europos and its Art 94f.; vgl. Amm. Marc. 24, 8, 5.
130a Τόξον ist skythisches Lehnwort im Griechischen: E. Benveniste, Mélanges Boisacq 37f.
131 F. Sarre, a. O. 51, 1–7; 10.
132 Justin. 41, 2, 5; 3, 4.
133 Justin. 41, 3, 3.
134 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 262f.; Dura-Europos and its Art 92f.; 98.
135 Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 42f.
135a Schönheit der persischen Frau: Amm. Marc. 24, 4, 27.
136 H. Haslund-Christensen, Jabonah 52f.
137 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 158 Anm. 1a.
138 Wahrscheinlich in der Nähe von Abivard, des alten Apavarktikene (Justin. 41, 5, 2f.): W. W. Tarn, CAH. 9, 575; F. Justi, Grundriß der Iran. Philol. 2, 483.
139 Strabon 16 p. 743.
140 R. H. McDowell, Coins from Seleucia 177f.
141 Dar. Pers. d 8.
142 E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 81.
143 E. Herzfeld, a. O. 44; Journ. R. Asiat. Soc. 1934, 226f.; Arch. f. Orientforsch. 9, 225; K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligtum 29f. Ein Verzeichnis der in Iran bisher gefundenen griechischen Inschriften bei F. Cumont, Les fouilles de Doura-Europos 452f.
144 E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 45; Arch. f. Orientforsch. 9, 225.
145 E. Herzfeld, a. O. 46f.; G. F. Hill, Catal. of the Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia CLXV.
146 E. Herzfeld, a. O. 46f.; 50.
146a Sarre-Herzfeld, a. O. 224f.
147 E. Herzfeld, a. O. 47f.
148 E. Herzfeld, a. O. 48; G. F. Hill, a. O. CLXI.
149 E. Herzfeld, a. O. 76.
150 E. Herzfeld, a. O. 76.
151 E. Herzfeld, a. O. 47; 76; Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 6 Anm. 7.
152 E. Herzfeld, a. O. 78.
153 Zum folgenden F. Justi, Grundr. der Iran. Philol. 2, 512f.; A. Christensen, CAH. 12, 109.
154 Th. Noeldeke, a. O. 5 Anm. 3. Zum Titel: H. Ingholt, Berytus 3, 93; A. Christensen, CAH. 12, 114 Anm. 4; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 201.
155 E. Herzfeld, a. O. 45.
156 F. Sarre, a. O. 51, 14; K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligtum Taf. 6a.
157 E. Herzfeld, a. O. 48.
158 A. Mingana, Sources Syriaques 1, 98f.; 105; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 34; 56; 60. Ausdrücklich wird gesagt, daß Perser viel gegen die Parther gerüstet hatten, daß sie mehrmals die Erhebung versuchten, aber dem Gegner nicht gewachsen waren.
159 Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. der Perser u. Araber 11f.
160 E. Herzfeld, Abh. BAW. 1914, 1, 7.
161 Zum folgenden J. G. Droysen, Alexander der Große [2] 351f.
161a Th. Noeldeke, a. O. 19f.

[162] W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India XIX, hat gezeigt, daß sie in den achaimenidischen Keilinschriften schon vorliegt.
[163] Die einzelnen Stadien bei W. W. Tarn, a. O. 72f.
[164] Plin., n. h. 6, 47; W. W. Tarn, a. O. 72; 117.
[165] W. W. Tarn, a. O. 116f.; über Baktrien als Fruchtland: a. O. 102.
[166] W. W. Tarn, a. O. 79; 143.
[167] W. W. Tarn, a. O. 82; 117 Anm. 1.
[168] Hierzu W. W. Tarns weitreichende Vermutung, daß Eukratides' Erhebung mit Antiochos' IV. Epiphanes Unterstützung erfolgte: a. O. 183f. Tarns Auffassung von Heliokles' Erhebung (a. O. 219f.) vermag ich freilich nicht zuzustimmen.
[169] A. v. Gutschmidt, a. O. 44f.; E. Herzfeld, Archäol. Mitt. aus Iran 4, 39f.; N. C. Debevoise, a. O. 19f.
[170] Justin. 41, 6, 8.
[171] Oros. 5, 4, 16, wo *Hydaspes* überliefert ist; zur Änderung E. Herzfeld, a. O. 40; anders W. W. Tarn, CAH. 9, 579.
[172] N. C. Debevoise, Pol. Hist. of Parthia 27.
[173] N. C. Debevoise, a. O. 19; W. W. Tarn, The Greeks usw. 222f.
[174] Zum folgenden: A. v. Gutschmidt, a. O. 58f.; O. Franke, Abh. BAW. 1904, 13f.; 21f.; E. Herzfeld, a. O. 14f.; W. W. Tarn, a. O. 270f.
[175] Zum Namen F. W. K. Müller, SBAW. 1918, 574.
[176] E. Herzfeld, a. O. 21f.; H. Reichelt, Idg. Jahrb. 1, 22; anders W. W. Tarn, a. O. 277.
[177] Im einzelnen A. v. Gutschmidt, a. O. 31f.
[178] Über ihre Sitze O. Franke, a. O. 64f.
[179] W. W. Tarn, a. O. 296.
[180] Strabon 11 p. 511.
[181] Zuletzt H. W. Bailey, Bull. School Orient. Stud. 8, 885f.; S. Lévi, Journ. Asiat. 222 (1935), 25f.; W. W. Tarn, a. O. 285f.; H. H. Schaeder, Morgenland 28, 88; E. Schwentner, KZ. 64, 87f.; G. Haloun, ZDMG. 91, 243f.
[182] H. W. Bailey, a. O. 896f.; W. S. Henning, Bull. School Orient. stud. 9, 545f.; Zweifel bereits bei G. Haloun, Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder die Indogermanen überhaupt? S. IV und bei S. Lévi, a. O. 4f.; 26f.; dagegen P. Pelliot, Journ. asiat. 224–5 (1934), 234f.
[183] H. W. Bailey, a. O. 892f.; ähnlich auch St. Konow (in einer sonst ganz abweichenden Arbeit) Asia Maior 9, 466.
[184] H. W. Bailey, a. O. 890f.
[185] H. W. Bailey, a. O. 892 Anm. 2; 893f.
[186] G. Haloun, ZDMG. 91, 315f.
[187] H. Lüders, SBAW. 1913, 406f.; 1919, 762f.; St. Konow, ebendort 1916, 787f.; H. Jacobsohn, Arier u. Ugrofinnen 152f.
[188] H. Reichelt, Idg. Jahrb. 1, 21f.; H. Jacobsohn, a. O. 153; vgl. R. Gauthiot, Essai de gramm. sogdienne I p. III (»skythisch« oder »nordiranisch«); W. W. Tarn, CAH. 9, 574.
[189] J. Junge, a. O. 71; 81; über ihre sprachliche Stellung: St. Konow, Festschr. V. Thomsen 97; J. Wackernagel, SBAW. 1918, 411; H. Jacobsohn, a. O. 154f.
[190] Justin. 41, 2, 3; A. v. Gutschmidt, a. O. 32.
[191] H. Jacobsohn, Arier u. Ugrofinnen 155f.; E. Herzfeld, a. O. 36.
[192] N. C. Debevoise, a. O. 23.
[193] O. Schroeder, Kontrakte der Seleukidenzeit aus Warka N. 37.
[194] Justin. 4, 6, 6–9; Oros. 5, 4, 16; weiteres bei N. C. Debevoise, a. O. 24 Anm. 103.
[195] N. C. Debevoise, a. O. 24. Die Saken kommen nicht in Betracht, da sie bereits um 155 nach Kaschmir abgewandert waren (J. Junge, a. O. 97f.).
[196] J. Marquart, Eranschahr 21f. und bei E. Herzfeld, Am Tor von Asien 150 Anm. 68; E. Herzfeld, Arch. Mitt. 4, 41; 42; 65 Anm. 1.
[197] *patria:* Justin. 41, 2, 1.
[198] Zweifel bereits bei G. Haloun, a. O. 249 Anm. 3.
[199] J. Junge, a. O. 98f.
[200] J. Junge, a. O. 101f.
[201] Justin. 42, 2, 2.
[202] W. W. Tarn, a. O. 223f.; 495; 499f.
[203] Peripl. maris Erythr. 38.

[204] E. Herzfeld, Archäol. Mitt. aus Iran 4, 70f.; Archeol. History of Iran 58f.; W. W. Tarn, a. O. 281; 320; 499; E. J. Rapson, Ancient India 138f.
[205] Zur schon genannten Literatur kommt noch hinzu W. W. Tarn, CAH. 9, 582f.; A. Foucher, L'art Gréco-bouddhique de Gandhare 2, 503f.; O. M. Dalton, The Treasure of the Oxus ² LXIIf.
[206] W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 302f.
[207] W. W. Tarn, a. O. 302.
[208] E. Burger, Geogr. Journ. 93 (1939), 384f.
[209] „X" und „school of X" nach W. W. Tarn, a. O. 75f.
[210] W. W. Tarn, a. O. 172f.; 268f.
[211] W. W. Tarn, a. O. 396f.; 400f.
[212] Die chinesischen Nachrichten, die allein davon berichten (übers. von E. Chavannes, T'oung Pao 8, 187f.), sind zuletzt behandelt von Haneda Toru, Bull. de la maison Franco-Japonaise 4, 1f. Über den Titel der Fürsten G. Bataille, Aréthuse 5, 22f.; W. W. Tarn, a. O. 506.
[213] Haneda Toru, a. O. 4.
[213a] Sir John Marshall, A Guide to Taxila 8; 96.
[214] Haneda Toru, a. O. 4f.
[215] Amm. Marc. 23, 6, 57: *exsuperan[tTo]chari* nach der schlagenden Herstellung. Die Stelle ist von Haneda Toru übersehen.
[216] J. Hackin, L'oeuvre de la délégation arch. française en Afghanistan 1, 4f.; J. J. Barthoux, Les fouilles de Hadda 1–3.
[217] J. Hackin, a. O. Abb. 12a–b.
[218] J. Hackin, a. O. Abb. 15–16.
[219] A. Wylie, Journ. Anthr. Inst. 10, 41; vgl. F. Hirth, Journ. Amer. Orient. Soc. 37, 96.
[220] Haneda Toru, a. O. 8; 11f.; vgl. E. Herzfeld, a. O. 17; F. W. K. Müller, SBAW. 1918, 572; über ähnliche Zustände im Lande Kipin O. Franke, Abh. BAW. 1904, 64f.
[221] J. Werner, Sinica 14, 193f.
[222] A. Wylie, a. O. 35.
[223] Über ihre Nachwirkung J. Strzygowski, Altai, Iran und die Völkerwanderung 155f.; Asiens bildende Kunst 64f.
[224] Einige Typen bei E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 74 Abb. 9; Nachwirkungen noch auf den nachsasanidischen Schalen bei E. Sarre, a. O. 109f.; O. M. Dalton, The Treasure of the Oxus² Taf. 39, 211.
[225] Archaeol. Survey of India, Ann. Report 1911–12, Taf. 53–54; L. Bachhofer, Frühind. Plastik 2, Taf. 76; vgl. 1, 55; aufgenähte Plaketten Taf. 77.
[226] M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 229 Anm. 101.
[227] M. Rostovtzeff, Semin. Kondakov. 6, 169f.; Dura-Europos and its Art 63f.
[228] M. Rostovtzeff, a. O. 170; Sem. Kondakov. 1, 141f.; Recueil Kondakov 239f.; Praehist. Zeitschr. 22, 47f.; Yale Class. Stud. 5, 297.
[229] M. Rostovtzeff, Sem. Kondakov. 6, 182f.
[230] A. und Y. Godard, J. Hackin, Les antiquités bouddhiques de Bamiyan Taf. 22.
[231] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 66.
[232] E. Herzfeld, a. O. 69.
[233] M. Rostovtzeff, a. O. 175; 176f.; 180.
[234] M. Rostovtzeff, a. O. 179.
[235] M. Rostovtzeff, a. O. 181f.; O. M. Dalton, The Treasure of the Oxus ² Nr. 201; F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 114f.
[236] Th. Noeldeke, Tabaris Geschichte d. Perser u. Araber 17f.
[237] A. Mingana, Sources Syriaques 1, 110; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 64.
[238] E. Herzfeld, a. O. 87.
[238a] Sir John Marshall, a. O. 17 Anm. 1.
[239] Zuletzt E. Herzfeld, a. O. 87. Seine Vermutung wurde bestätigt durch die neugefundene Inschrift Schapurs I. aus Schapur: E. Ghirshman, Rev. des arts asiat. 10, 123f.
[239a] G. Bataille, Aréthuse 5, 22f.; E. Herzfeld, Mem. Arch. Surv. India 38, 1f.; 32f.
[240] E. Herzfeld, a. O. 103; G. Bataille, a. O. 28.
[241] Zum folgenden E. Herzfeld, Paikuli (Textband) und die Korrektur Mem. Arch. Surv. India 38, 35f.
[242] H. Lüders, Philolog. Indica 234; E. Herzfeld, Orient. Lit.-Ztg. 1919, 254f.
[242a] E. Herzfeld, a. zuletzt gen. O. 34f.
[242b] E. Herzfeld, a. O. 36f.

243 E. Chavannes, T'oung Pao N. S. 6, 559.

244 Th. Mommsen, R. G. 5³, 393f.

245 E. Sachau, Abh.BAW. 1915, 2.

246 Th. Mommsen, a. O. 394 Anm. 1.

247 Zum folgenden W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 117 Anm. 1; 120; 121f.; 475f.

248 Strabon 11 p. 516; Plin., n. h. 6, 47; W. W. Tarn, a. O. 117.

249 W. W. Tarn, a. O. 117; vgl. 82.

250 W. W. Tarn, a. O. 118; 121f.; vgl. 279f.

251 W. W. Tarn, a. O. 121f.

252 J. de Morgan, Mission scientif. en Perse, Cartes des rives méridionales de la mer Caspienne 4, 1, 128; T. J. Arne, Geografiska Annaler 1935 (Festschrift S. Hedin), 29 und Taf. 1.

252a Epit. 3, 10.

253 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 204.

254 M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 28; O. Reuther, Die Ausgrab. d. dt. Ktesiphon-Expedition 1928–29, 7f.

255 Zum folgenden M. Rostovtzeff, a. O. 28f.; R. du Mesnil du Buisson, Excavat. at Dura-Europos 1932–33, 188f.

256 Hierzu und zum folgenden: Th. Noeldeke, Tabaris Geschichte der Perser u. Araber 158 und Anm. 1; 123 und Anm. 2; 131 Anm. 1; 168 und Anm. 6; Sir Aurel Stein, Geogr. Journ. 47, 313f.; 48, 227f.; E. Herzfeld, Islam 11, 152 Anm. 1.

256a M. Trautz, Journ. R. Central Asian Soc. 1932, 140 berichtet eine Äußerung von G. A. Watten, dem »forgotten explorer of Arabia«. Jeder Leser von C. M. Dougthy wird sich ähnlicher Äußerungen erinnern.

256b F. Justi, Grundr. d. iran. Philol. 2, 481f.; A. V. W. Jackson, ebenda 694.

257 E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 38.

258 M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 60.

259 Justin. 41, 2, 8.

260 Zum folgenden Plutarch., Crass. 23, 9; 24, 3f.

261 Herodian. 4, 11, 3.

262 G. Nioradze, Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern 79f.

263 A. Alföldi, La royauté double des Turcs (2e Congr. Turc d'hist. 1937) 13; die vier Teile der Welt in den Orchoninschriften: V. Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées 97; 107; 115. Weiter: W. Müller, Kreis und Kreuz (1938); K. Kerényi, Mythologie und Gnosis (Albae Vigil. 13) 22f.; A. Szabó, Rhein. Mus. 87, 160f. Zu dem zuletzt genannten Aufsatz stellte ich 1941 »um der Sauberkeit der wissenschaftlichen Forschung« fest: »Der Verfasser hat eine Lösung des Problems gegeben, die von mir stammt und die er von mir gehört hat. Er hat die genügende Kennzeichnung dieses Sachverhaltes unterlassen und den Aufsatz unter Bruch einer eingegangenen Verabredung veröffentlicht«. Die Wehklage, die der Betroffene daraufhin erhob, kann man nachlesen in *Philologiai közlöny* 1942 (einer in besseren Zeiten von K. Kerényi geleiteten philologischen Zeitschrift, deren augenblicklicher Herausgeber mangels wissenschaftlicher Bedeutung mir entfallen ist). Szabó meint, was mein geistiges Eigentum gewesen sei, sei ihm bei Abschluß seiner Arbeit nicht mehr erinnerlich gewesen. Ich kann nur erwidern, daß ich mich ausgezeichnet erinnere.

264 E. Herzfeld, Am Tor von Asien 95.

265 Plutarch., Crass. 33, 4f.

266 1169f.

267 A. V. W. Jackson, a. O. 694f.

268 Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 45f.; H. Lommel, Die Yäšt's des Awesta 171.

269 H. Lommel, a. O. 169f.

270 H. Lommel, a. O. 170.

271 Die Stellen bei Hülsen, RE. 2, 2140f.

272 H. Lommel, a. O. 169.

273 Herodot. 4, 5–6; H. Lommel, a. O. 170.

274 H. Lommel, a. O. 172f.

275 Yt. 19, 64; H. Lommel, a. O. 173.

276 Über die Tatsächlichkeit dieser Abstammung oben S. 31 und E. Herzfeld a. O. 47; 76f.

277 NRa 14f.

278 H. Lommel, a. O. 170f.; 173.

279 F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 70.

Dazu M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 175.

280 Th. Noeldeke, a. O. 48; vgl. A. Mingana, Sources Syriaques 1, 108; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 64. Auch Schapur I. tat das gleiche nach dem Sieg, wie die neue Inschrift von der Kaba-i Zerduscht zeigt: W. B. Hennig, Bull. School Orient. Stud. 9, 846; H. H. Schaeder, Forsch. u. Fortschr. 1942, 13.

281 H. Lommel, a. O. 130f.

282 Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. der Perser u. Araber 17.

283 Th. Noeldeke, a. O. 4 Anm. 2; F. Justi, Grundr. d. iran. Philol. 2, 515. Über die Gleichsetzung mit der Kaba-i Zerduscht: A. Christensen, CAH. 12, 120.

284 F. Sarre, a. O. 51, 14; G. F. Hill, a. O. Taf. 28f.; 32, 5f.; K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligtum 30f.

285 F. Sarre, a. O. 143; K. Erdmann, a. O. Taf. 6a–b.

285a K. Erdmann, a. O. 36–62.

286 Die Überlieferung bei F. Geldner, Grundr. der iran. Philol. 2, 33f.

287 H. H. Schaeder, a. O. 14.

288 S. H. Nyberg, Die Religionen d. alten Iran (übers. von H. H. Schaeder) 417f.; F. Geldner, a. O. 33 Anm. 7; Andeutungen auf Grund neuer Funde bei E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 100f.

289 F. Geldner, a. O. 34.

290 F. Geldner, a. O. 34.

291 H. H. Schaeder, a. O. 14; über die Frage des arsakidischen Awesta zuletzt H. H. Schaeder, Iran. Beitr. 1, 277; 291; Bidez-Cumont, Les mages hellénisés 1, 91 Anm. 1; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 124 Anm. 1.

292 S. H. Nyberg, a. O. 414f., will die Aufzeichnung des Awesta überhaupt erst unter Schapur II. setzen; vorher habe nur mündliche Überlieferung bestanden. Die Frage kann hier nicht erörtert werden; vgl. noch A. Christensen, CAH. 12, 111 Anm. 1.

293 E. Herzfeld, a. O. 40f.; H. H. Schaeder, ZDMG. 95, 272.

294 E. Sachau, Aram. Papyri u. Ostraka 51f. Pap. 10, 6.

295 M. Hartmann, Orient. Lit. Ztg. 1937, 145f.

295a H. H. Schaeder, a. O. 14.

295b St. Assemani, Acta SS. Martyrum 1 (1748); P. Bédjan, Acta Martyrum et Sanctorum 2 und 4 (1891; 1894); G. Hoffmann, Ausz. aus syr. Akten pers. Märtyrer (1880).

296 Seine älteren Phasen sind von W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 34f., die Spätzeit ist von M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 89f. geschildert worden; vgl. H. H. Schaeder, Morgenland Heft 28, 99. Der Hinweis ist vonnöten, da neuerdings wieder eine Begriffsbestimmung des Hellenismus (Das neue Bild der Antike 334f.) ohne Berücksichtigung dieser grundlegenden Arbeiten versucht worden ist.

297 Bellinger-Welles, Yale Class. Stud. 5, 95f.

298 A. Falkenstein, Topographie von Uruk I: Uruk zur Seleukidenzeit; W. W. Tarn, a. O. 6; 25f.; 58f.

299 M. Rostovtzeff, Yale-Class. Stud. 5, 178f.

300 M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 57f.

301 M Rostovtzeff, a. O. 100f.

302 E. S. Drower, The Mandaeans of Iraq and Iran 17; Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 63 Anm. 1; H. H. Schaeder, Vortr. Warb. 1924–25, 69; 72.

303 Polotsky, RE. Suppl. 6, 243; H. H. Schaeder, a. O. 68 Anm. 4.

304 H. H. Schaeder, Morgenland Heft 28, 97; Polotsky, a. O. 243f.

305 H. H. Schaeder, a. O. 98.

306 H. H. Schaeder, a. O. 98; Vortr. Warburg 1924–25, 74f.; 77 Anm. 2; 86 Anm. 3; 118; 125f.; Zeitschr. f. Kirchengesch. 51, 31 Anm. 14; 63ff.

307 H. H. Schaeder, Morgenland 28, 99; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 190.

307a Zur Bewertung Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 50f.; H. H. Schaeder, Gnomon 9, 350.

308 A. Christensen, CAH. 12, 102; Polotsky, a. O. 244.

309 Polotsky, a. O. 244; E. Herzfeld, a. O. 103.

[310] Polotsky, a. O. 244. Zum Schapuhrakan zuletzt H. H. Schaeder, Stud. z. antik. Synkretismus 286; Vortr. Warburg 1924–25, 95.
[310a] Alex. Lycop. 2, p. 4 Br.: Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 48f.; 52.
[310b] H. H. Schaeder, Forsch. u. Fortschr. 1942, 14; H. J. Polotsky, Manich. Handschr. der Slg. A. Chaster Beatty 1, 45 Z. 15f.
[311] Die arabische Überlieferung bei Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 47 Anm. 5; Schinden als Hinrichtung bei den Persern: Amm. Marc. 23, 6, 80; Lactant., De pers. mart. 5, 6; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 67. Die koptische Überlieferung (Schmidt-Polotsky, a. O. 52f.; H. J. Polotsky, Manich. Handschr. der Slg. A. Chaster Beatty 1, 56) hat angeblich das Neue gebracht, daß Mani im Gefängnis an den Folgen der Haft starb. Vgl. W. Henning, SBAW. 1934, 862 Anm. 3; Orient. Lit. Ztg. 1935, 223f.; H. H. Schaeder, a. O. 81. Doch wird Manis Kreuzigung erwähnt: S. 44 Z. 18; S. 60 Z. 3. Auch Manis Schüler Sisinnios hat den Kreuzestod erlitten: Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 25f.; 34; H. J. Polotsky, a. O. 83 Z. 9; 15.
[312] Ein Beispiel bei E. Herzfeld, Am Tor von Asien 35f.; die Münzen bei W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia (1903).
[313] M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 294.
[314] Plutarch., Crass. 33, 3f.; τραγῳδοί in Dura: M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 28. Vgl. noch Yale Class. Stud. 5, 184.
[315] F. Cumont, C.-R. de l'Acad. des inscriptions 1932, 238f.; Suppl. Epigr. Graec. 7, Nr. 1.
[316] H. H. Schaeder, Forsch. u. Fortschr. 1942, 13f.
[316a] Amm. Marc. 23, 6, 23.
[317] F. Geldner, a. O. 34.
[318] Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 37.
[319] Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 20f.
[320] Th. Noeldeke, a. O. 15.
[321] F. Sarre, a. O. 70; Sarre-Herzfeld, a. O. 67f.; Taf. 5.
[322] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 78f.; 81f.
[323] Sarre-Herzfeld, a. O. 147f.
[324] Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 47f.; Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 19.
[325] H. Lommel, a. O. 169f.
[326] E. Herzfeld, a. O. 76.
[327] Herodian. 6, 2, 2; 4, 5.
[328] E. Herzfeld, a. O. 82f.
[329] F. Sarre, a. O. S. 37.
[330] Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 47.
[331] Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 26f.
[332] Th. Noeldeke, a. O. 25f.
[333] Zur geschichtlichen Bedeutung: E. G. Browne, A Literary History of Persia 1, 130f.
[334] Sarre-Herzfeld, a. O. 217f.
[335] W. B. Henning, a. O. 834f.; H. H. Schaeder, Forsch. u. Fortschr. 1942, 13.
[336] W. B. Henning, a. O. 832f.; H. H. Schaeder, a. O. 13.
[337] F. Sarre, a. O. 74; Sarre-Herzfeld, a. O. 77f.; besonders 79; Taf. 7; anders E. Herzfeld, a. O. 83f. Über Mariades-Cyriades A. Stein, RE. 14, 1744; A. Christensen, CAH. 12, 134.
[338] F. Sarre, a. O. 77; Sarre-Herzfeld, a. O. 220f.; Taf. 64.
[339] Th. Noeldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 42.
[340] NRa. 43f.
[341] 7, 8.
[342] E. Herzfeld, a. O. 56; 63; 86; Am Tor von Asien 70; 75; A. u. Y. Godard, J. Hackin, Les antiquités bouddhiques de Bamiyan 65f.; Taf. 42; A. Christensen, CAH. 12, 124.
[343] Amm. Marc. 24, 6, 3; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 272f.; E. Herzfeld, Am Tor von Asien 99.
[344] Hierzu und zum folgenden: E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 99; Orient. Lit.-Ztg. 1919, 251f.
[345] Suidas s. v. Μεδιόλανον 3, 346, 404; vgl. κόρυκος 161, 2123 Adl.
[346] Petr. Patr. fr. 13, FHG. 4, 188.
[347] E. Herzfeld, a. O. 57; 78. Sogar auf den geschichtl. Darstellungen in der Synagoge von Dura erscheint der Zweikampf der Anführer an Stelle einer regelrechten Schlacht: M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 118.
[348] H. H. Schaeder, D. persische Weltreich 21.

[1] Jang Hiung in Ts'ien Han schu, zitiert nach B. Laufer, Chinese Clay Figures 1 (Field Museum, Anthropol. Ser. 13, 2) 201.
[2] Huai-nan-tse an Kaiser Wu, zitiert nach B. Laufer, a. O. 174.
[3] L. Bachhofer, Welt als Gesch. 3, 256f.; H. G. Creel, The Birth of China 43; A. Herrmann, Sinica-Sonderausg. 1937, 82.
[4] Die Literatur bei L. Bachhofer, a. O. 256 Anm. 1; dazu J. G. Andersson, Bull. Mus. Far East. Ant. Stockholm 11, 1f.
[5] L. Bachhofer, Sinica-Sonderausg. 1935, 101f.
[6] M. Loehr, Ostasiat. Zeitschr. 1936, 7f.
[7] H. G. Creel, The Birth of China 59.
[8] L. Bachhofer, a. O. 277; anders M. Loehr, a. O. 13f.; weiter H. G. Creel, a. O. 114f.; E. H. Minns, The Antiqu. Journ. 10, 12f.; J. Wiesner, Forsch. u. Fortschr. 1941, 132.
[9] H. G. Creel, a. O. 32; 149f.; B. Hrózny, Arch. Orient. 10, 437f.; E. Erkes, T'oung Pao 36, 28f. behandelt die chinesische Überlieferung; er glaubt, daß auch innerchinesische Ausgangspunkte für das Wagenfahren in Betracht kommen.
[10] J. Wiesner, Neue Jahrb. 1941, 191 Anm. 1; Masken d. Tschou-Zeit: H. G. Creel, a. O. 248; H. Ardenne de Tizac, Artibus Asiae 1, 171 Abb.; Totenmasken in Vorderasien: M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 185 mit ausführlichen Literaturangaben.
[11] H. G. Creel, a. O. 148f..
[12] H. G. Creel, a. O. 142f.
[13] »Dagger-axe«, *kê;* H. G. Creel, a. O. 145; Taf. 12.
[14] J. Wiesner, a. O. 191.
[15] H. G. Creel, a. O. 35. Für Indogermanen hält sie A. Herrmann, a. O. 81; 84f.
[16] L. Bachhofer, a. O. 278f.
[17] H. G. Creel, a. O. 57ff.
[18] F. Altheim, Weltherrschaft und Krise 158f.
[19] Zum folgenden vgl. die wohlerwogenen Ausführungen von B. Hóman, Gesch. d. ungar. Mittelalters 1, 17f; L. Halphen, CAH. 12, 104f.
[20] O. Franke, Gesch. d. chines. Reiches 1, 241f.
[21] O. Franke, a. O. 1, 332.
[22] O. Franke, a. O. 1, 335f.
[23] J. J. M. De Groot, Chines. Urk. zur Gesch. Asiens 1, 186f.
[24] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 199.
[25] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 200.
[26] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 212.
[27] O. Franke, a. O. 1, 355. Über Schan-jü und das vermutliche Vorkommen des Titels auf Münzen der Kuschan G. Bataille, Aréthuse 5, 22f.
[28] O. Franke, a. O. 1, 356.
[29] Eine dramatische Schilderung der Ereignisse in der Biographie des Ts'in Tang, übersetzt von A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 52f. (über diese Übersetzung J. J. M. De Groot, a. O. 1, V); J. J. M. De Groot, a. O. 1, 233f.
[30] O. Franke, a. O. 1, 395f.; seine Biographie aus dem Hou Han schu hat E. Chavannes, T'oung Pao 7, 216f. übersetzt. Eine Würdigung von berufener Seite bei Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 26.
[31] Bei E. Chavannes, a. O. 216: »C'était un homme résolu qui n'observait pas les règles minutieuses de la politesse«.
[32] Bei E. Chavannes, a. O. 225: »Je voudrais réunir toutes les forces pour écraser et détruire K'icou-tseu (Kutscha), pour rouvrir et pacifier la route qui mène en Chine; quand nous serons emparés de K'icou-tseu, alors parmi les pays d'Occident, il n'y en aura plus guère qu'un sur cent qui ne se soumettra pas encore«. Vgl. 227.
[33] Sein ergreifendes Gesuch an den Kaiser bei E. Chavannes, a. O. 238f.
[34] Bei E. Chavannes, a. O. 221; 223; 226; 227.
[35] Bei E. Chavannes, a. O. 226: »Se servir des barbares pour attaquer les barbares«.
[36] Eine Übersichtskarte zum folgenden bei A. Herrmann, Atlas of Chine 17.
[37] Hierzu und zum folgenden B. Hóman, a. O. 1, 22.

[38] O. Franke, a. O. 1, 404.
[39] W. Eberhard, T'oung Pao 36, 24.
[40] W. Eberhard, a. O. 21f.
[41] W. Eberhard, a. O. 22.
[42] W. Eberhard, a. O. 11.
[43] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 141.
[44] O. Franke, a. O. 2, 36f.
[45] O. Franke, a. O. 2, 30; 33f., 45; 55.
[46] O. Franke, a. O. 2, 32.
[47] O. Franke, a. O. 2, 31f.
[48] O. Franke, a. O. 2, 30.
[49] Eine Übersichtskarte bei A. Herrmann, a. O. 29, 1. Dazu L. Halphen, CAH. 12, 106.
[50] O. Franke, a. O. 2, 51f.; 53; 55.
[51] O. Franke, a. O. 2, 35f.; Grundsätzliches bei O. Spengler, Untergang des Abendlandes [72–73] 1, 67 Taf. III; A. Pelliot, La haute Asie 11.
[52] B. Laufer, a. O. 185f.
[53] M. Rostovtzeff, Mon. Piot 26, 136 (nach B. Laufer); The Animal Style 79.
[54] E. Pelliot, T'oung Pao 1926, 265.
[55] O. Franke, Gesch. d. chines. Reiches 1, 195; B. Laufer, a. O. 222; E. Erkes, T'oung Pao 36, 70f.; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 34.
[56] Zusammenfassend W. Eberhardt, Kultur u. Siedlung der Randvölker Chinas 47f.
[57] P. Pelliot, La haute Asie 6.
[58] P. Pelliot, a. O. 6; O. Franke, a. O. 1, 328; H. H. Schaeder, Litterae Orient. 82 (Apr. 1942), 3; K. Shiratori, Journ. asiat. 1923, 1, 71f. Prokop., b. Goth. 1, 16, 1 erwähnt zwei hunnische Leibwächter des Belisar, Chorsomanes und Aischmanes. Den Namen des zweiten hatte schon F. Justi (Iran. Namenbuch 11) als iranisch zu deuten versucht. Noch deutlicher scheint es mit Chorsomanes zu liegen. Darin steckt awest. *χᵛar-* und *ϑamnah-* (vgl. *ϑamnahvant-* zu altind. *śamniṣva-*, griech. κάμνω: Chr. Bartholomae, Altiran. Wörterb. 785). Also der »von der Sonne Behütete«, mit Wechsel von ϑ und *s*: Chr. Bartholomae, Grundr. d. iran. Philol. 1, 165 f. § 282. Ob die Gräber von Noin Ula in der Äußeren Mongolei iranischen Fürsten gehörten, erwägt M. Rostovtzeff, CAH. 11, 101. Mongolische Züge trägt der Hunne auf dem Grabmal Ho K'ü-p'ings (vgl. Anm. 87): Hinweis von A. Herrmann.
[59] Zuletzt P. Pelliot, a. O. 7, der auf die einschlägigen Arbeiten von Rostovtzeff und Laufer verweist.
[60] E. Erkes, T'oung Pao 36, 54f.; anders J.W. Hauer, Arch. f. Religionswiss. 36, 42.
[61] J. Wiesner, Praehist. Zeitschr. 30–31, 382. Die »Gürtelträger«, d. h. die Nomaden, sind die Feinde Irans in der Apokalyptik: R. Reitzenstein, Stud. z. antik. Synkretismus 44f.; F. Cumont, Rev. de l'hist. des relig. 103, 66 Anm. 4; 75 Anm. 4.
[62] Se-ma Ts'ien bei B. Laufer, a. O. 223; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 3; ähnlich 82.
[63] Im einzelnen dazu B. Laufer, a. O. 223 Anm. 3; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 94.
[64] Se-ma Ts'ien bei B. Laufer, a. O. 223; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 3.
[65] O. Franke, Beitr. aus chines. Quellen zur Kenntnis der Türkvölker u. Skythen Zentralasiens (Abh.BAW. 1904) 10 Anm. 3.
[66] B. Laufer, a. O. 226f.; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 49f.
[67] E. Chavannes, Miss. arch. dans la Chine septentrion. 1, 1, Nr. 47; La sculpture sur pierre en Chine Taf. 38; B. Laufer, a. O. 228; W. P. Yetts, Euras. Sept. Ant. 9, 240f. Abb. 4, der glaubt, daß bei den Lanzenreitern es sich um Chinesen handelt.
[68] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 63.
[69] O. Janse, Bull. Mus. Far East. Ant. 2, 67f.; M. Rostovtzeff, The Animal Stile 80.
[70] M. Rostovtzeff, Mon. Piot 26, 136.
[71] B. Laufer, a. O. 313f.
[72] P. Pelliot, a. O. 262; 264f.
[73] M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 271 und Abb. 70. Jagd mit der Reiterpeitsche: C. Diem, Asiatische Reiterspiele 40.
[74] B. Laufer, a. O. 230f.
[75] Vgl. Die Biographie des Leang K'in, übers. von E. Chavannes, T'oung Pao 7, 255; 259. Ein Inspektor der Kriegswagen in Lou-lan: A. Conrady, Die chines. Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Loulan 127 Nr. 51; weiterhin J. J. M. De Groot, a. O. 1, 91; 103 u. a. m.

[76] E. Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine Taf. 13; O. Sirén, Les arts anciens de la Chine 3, Taf. 17 A; S. 12. Über die Sonnenschirme auf den Wagen F. Bergman, Archeol. Researches in Sinkiang 168.
[77] H. H. Doubs, T'oung Pao 36, 64f.
[78] Ts'ien Han schu, übersetzt von A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 53f.; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 234.
[79] A. Wylie, a. O. 52.
[80] B. Laufer, a. O. 231.
[81] A. Wylie, a. O. 52; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 164; 231.
[82] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 137.
[83] A. Wylie, a. O. 61.
[84] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 85.
[85] B. Laufer, a. O. 230; O. Franke, a. O. 1, 342f.; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 118f.
[86] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 125f.
[87] Ségalan-Gilbert des Voisins-Lartigue, Miss. archéol. en Chine, Atlas 1, Taf. 2–3; V. Ségalan, Journ. asiat. 1915, 1, 471f.; C. Hentze, Artibus Asiae 1, 31f.; 148; J. C. Fergusson, ebenda 4, 228f.; O. Sirén, a. O. 3, 6f.
[88] Ähnlich M. Rostovtzeff, Mon. Piot 28, 161f.
[89] B. Laufer, a. O. 229.
[89a] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 76.
[90] Schi ki bei O. Franke, a. O. 1, 273; die gleiche Wendung den Hiung-nu in den Mund gelegt: Ts'ien Han schu bei O. Franke, a. O. 1, 355; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 214.
[91] W. P. Yetts, Euras. Sept. Ant. 9, 328f.; E. Erkes, T'oung Pao 36, 27.
[92] J. Wiesner, Fahren und Reiten 89f.
[92a] J. Wiesner, Germanien 1942, 218; vgl. Amer. Journ. Arch. 37, 36 Abb. 6.
[93] Tschang K'ien's Geschichte nach dem Ts'ien Han schu übersetzt von F. Hirth, Journ. Amer. Orient. Soc. 37, 93f. (hier besonders 95; 103; 106); J. J. M. De Groot, a. O. 2, 14; 39f.; 110f.; W. P. Yetts, a. O. 231f.; W. W. Tarn, Hellenist. Milit. and Naval Developments 77f. u. App. II; The Greeks in Bactria a. India 16; 308f.; O. Franke, a. O. 1, 344.
[94] Baur-Rostovtzeff, Excav. at Dura-Europos 1928–29, Taf. 41, 2; 43, 2; 1931–33, Taf. 35, 3–4; 36, 3 u. a. m.
[95] F. Hirth, a. O. 108f.; J. J. M. De Groot, a. O. 2, 39f.
[96] J. J. M. De Groot, a. O. 2, 42.
[97] J. Wiesner, a. O. 90; W. P. Yetts, a. O. 242f.
[98] O. Sirén, a. O. 3, Taf. 27; S. 17; W. P. Yetts, a. O. 248f.; Abb. 7. Im Gegensatz zu Sirén, der das Stück unter die Han setzt, denkt Yetts, vielleicht mit Recht, an ein späteres Datum (a. O. 248 Anm. 1).
[99] Das Folgende geht größtenteils auf Angaben von E. Schäfer zurück, der seine Beobachtungen am Ort gemacht hat.
[100] A. Salmony, Sino-Siberian Art Taf. 8, 3; 10, 2; 5; 6.
[101] W. P. Yetts, a. O. 328f.
[102] C. Diem, Asiatische Reiterspiele 132.
[103] Eindrucksvoll schilderte E. Schäfer mir die Erscheinung des schon legendären Generals Ma, des »großen Pferdes« (J. Günther, Inside Asia 319f.; R. Waller, Innerasien im Ringen der Mächte 65f.), der ein besonders edles Tier der Hsining-Rasse zu reiten pflegte. Es besaß beinahe die doppelte Höhe der üblichen Ngolok-Pferde.
[104] E. Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine Taf. 38; 41; Hellebarden in Lou-lan: A. Conrady, a. O. 135 Nr. 104; Hellebarden in Ferghana: F. Hirth, Journ. Amer. Orient. Soc. 37, 95.
[105] M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 271; Abb. 67.
[106] B. Laufer, a. O. 212f.; E. Chavannes, Documents chinois découverts par A. Stein XVI; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 278; 2, 39; Funde von »defensive armour in the shape of laquered scales of leather« bei Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 114.
[107] B. Laufer, a. O. 267; W. Arendt, Zeitschr. f. histor. Waffen- und Kostümkunde N. F. 5, 28; F. Altheim, Helios und Heliodor von Emesa 33f.; anders B. Thordemann, Acta Archaeol. 4, 140; 143.
[108] Plate armour, splite armour: B. Laufer,

a. O. 258; B. Thordemann, a. O. 117f.; oben S. 24f.

[109] B. Laufer, a. O. 262f.; 266f.

[110] H. H. Doubs, T'oung Pao 36, 70f.

[111] B. Laufer, a. O. 203; 215; 229; E. Chavannes, a. O. XVf.; bezeichnend F. Hirth, Journ. Amer. Orient. Soc. 37, 110.

[112] Tschung Tsch'ang-t'ung bei B. Laufer, a. O. 210; Armbrustmunition vom Tun-huang-Limes, also gegen die Hunnen verwandt, bei Sir Aurel Stein, a. O. 181f; Serindia 2, 758f.; Funde aus Lou-lan bei F. Bergman, Archeolog. Researches in Sinkiang 163f.; Armbrustschützen gegen Reiter: J. J. M. De Groot, a. O. 1, 233f.

[113] Zum folgenden O. Sirén, a. O. 2, 91f.; B. Thordemann, a. O. 138.

[114] O. Franke, a. O. 1, 357; 395 uam.; 2, 29.

[115] B. Laufer, a. O. 274f.; 306f. Der Lamellenpanzer der T'ang-Zeit am deutlichsten auf einem Gemälde des Wei-tschï I-sêng, worüber O. Sirén, Arkäologiska Studier tillägnade H. K. H. Kronprins Gustaf Adolf 372f.; B. Thordemann, a. O. 138.

[116] J. J. M. de Groot, a. O. 1, 3; J. G. Andersson, Bull. Mus. Far East. Ant. 4, 274; B. Thordemann, a. O. 137.

[117] H. Appelgren-Kivalo, Alt-Altaische Kunstdenkm. Abb. 80–81; A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 183 Abb. 12b–c; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5. 269f.; B. Thordemann, a. O. 137f.

[118] H. Appelgren-Kivalo, a. O. Abb. 80; A. M. Tallgren, a. O. 184 Abb. 12b; zum »kaftancuirass« M. Rostovtzeff, a. O. 229 Anm. 1; F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 335 Anm. 112; 340 und Abb. 2.

[119] H. Appelgren-Kivalo, a. O. Abb. 93; B. Laufer, a. O. 221f.; A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- u. Kulturgesch. Mittelasiens 67 Abb. 100; Zuweisung an die Aorser und Alanen: M. Rostovtzeff, CAH. 11, 100; vgl. Yale Class. Stud. 5, 269 Anm. 148; The Animal Style 107 Anm. 2; Zuweisung an die Awaren: A. M. Tallgren bei B. Thordemann, a. O. 186 Anm. 40.

[120] G. Nioradze, Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern 5; A. Salmony, Sino-Siberian Art 19.

[121] G. Nioradze, a. O. Taf. 12; R. Karutz, Die Völker Nord- und Mittelasiens (Atlas der Völkerkunde 1) 17, 10; 41, 11; 43, 25–27; 31; 77, 12–13; 79, 14; dazu K. Meuli, Hermes 70, 147.

[122] K. Meuli, a. O. 147 Anm. 8.

[123] G. Nioradze, a. O. Taf. 16; S. 16f.; vgl. damit B. Laufer, a. O. Taf. 41f.

[124] G. Nioradze, a. O. 85.

[125] B. Laufer, a. O. 198f.; Taf. 15–17; zwei ähnliche Stücke bei O. Sirén, Les arts anciens de la Chine 2, Taf. 75A. Über chinesischen Schamanismus O. Franke, Gesch. d. chines. Reiches 1, 74; Pferdeschamaninnen: E. Erkes, T'oung Pao 36, 46; 56.

[126] G. Nioradze, a. O. 64.

[127] G. Nioradze, a. O. 64.

[128] B. Laufer, a. O. Taf. 35; 38.

[129] Nach Mitteilung von E. Schäfer und K. Beger, die solche Stücke 1939 in Lhasa aufgenommen haben.

[130] Im folgenden wurde das Manuskript eines Frankfurter Vortrages von A. Alföldi, »Schmiedehandwerk und Königtum in Nordasien« benutzt.

[131] G. Sandschejew, Anthropos 23, 538.

[132] G. Sandschejew, a. O. 538.

[133] Darüber wird eine Arbeit meiner Schülerin F. Kretschmar, »Schamanenrock und Ritterpanzer« handeln.

[134] E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 7, 220.

[135] A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 54; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 137; 234. Trommeln in Begleitung des Befehlshabers: E. Chavannes, a. O. 228; 231; Trommeln in Lou-lan: A. Conrady, a. O. 136 Nr. 106.

[136] J. J. M. De Groot, a. O. 1, 183.

[137] Berl. Ausstell. chines. Kunst Nr. 277.

[138] P. Pelliot, La haute Asie 11.

[139] G. Nioradze, a. O. 79f.

[140] A. Alföldi, Arch. Anz. 1931, 394f.; M. Rostovtzeff, Semin. Kondakov. 6, 161 Anm. 1; G. Nioradze, a. O. 39f.; J. Wiesner, a. O.

86f.; umfassend G. A. Andersson, The Hunting Magie in the Animal Style (Bull. Mus. Far East. Ant. Stockholm 1932), der den Tierstil mit den schamanistischen Vorstellungen und Riten verknüpft; ein Auszug der Arbeit von L. P. Potapoff, Traces des conceptions totémiques chez les Altaïens (Ethnogr. soviétique 1935) in Rev. des arts asiat. 10, 208f.

[141] O. M. Dalton, The Treasure of the Oxus[2] Taf. 4.

[142] W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 172f.; 262f.

[143] Sir Aurel Stein, On Alexanders Track to the Indus 17f.

[144] J. J. Barthoux, Les fouilles de Haḍḍa 1–3; J. Hackin, L'oeuvre de la délégation française en Afghanistan 1, 4f.

[145] J. Hackin, a. O. 19f.; A. Godard, Y. Godard und J. Hackin, Les antiquités bouddhiques de Bamiyân 1 (mehr nicht erschienen).

[146] J. Hackin, a. O. 58f.; M. Fouchet, Notes sur l'Afghanistan 131f.

[147] J. Hackin, a. O. 63f.

[148] Eine ausführliche Erörterung bei W. W. Tarn, a. O. 396f.; 400f.

[149] Über das Verhältnis zwischen Tocharer und Kuschan, Jüe-tschi und Kuei-schuang: Haneda Toru, Bull. mais. franco-japon. 4, 1f.

[150] Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 91; Ancient Khotan 1, 159; 163f.; H. Lüders, Philol. Indica 234.

[151] Sir Aurel Stein, Innermost Asia 3, Taf. 17f.; 4, Taf. 21f.; Serindia 1, 423f.; On Ancient Central-Asian Tracks 77; 93; 107.

[152] Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 89.

[153] Sir Aurel Stein, a. O. 126f.; L. Halphen, CAH. 12, 99.

[154] Sir Aurel Stein, a. O. 119.

[155] J. Strzygowski, Altai, Iran und die Völkerwanderung 162; A. Wachsberger, Stilkritische Stud. zur Wandmalerei Chines.-Turkestans 109; A. Grünwedel, Altbuddhist. Kultstätten 190; Sir Aurel Stein, a. O. Abb. 81; 86; Serindia 2, Abb. 213; 218.

[156] E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 546; O. Franke, a. O. 1, 408.

[157] E. Chavannes, a. O. 519.

[158] O. Franke, a. O. 407.

[159] E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 8, 194.

[160] G. Nioradze, Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern 4.

[161] G. Nioradze, a. O. 6.

[162] P. Pelliot, La haute Asie 1; vgl. 33f.

[163] J. Barthoux, Les fouilles de Haḍḍa 3, Taf. 45.

[164] H. E. Minns, Scythians and Greeks 61f.

[165] Typus A bei A. Herrlich, Deutsche im Hindukusch. Ber. d. dtsch. Hindukusch-Exped. 1935, 212; 215; Abb. 96, 38; 142; 148 (Hinweis von K. Beger).

[166] Ein bezeichnender Fall bei J. J. M. De Groot, a. O. 1, 223.

[167] O. Sirén, a. O. 2, 34; M. Rostovtzeff, The Animal Style 80.

[168] Eine lesenswerte Schilderung bei E. Diez, Entschleiertes Asien 298f.

[169] H. G. Creel, The Birth of China 250.

[170] O. Sirén, a. O. 1, 82; 2, 36.

[171] M. Rostovtzeff, Inlaid Bronzes of the Han Dynasty (1927).

[172] Beispiele bei M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 14f.; O. Sirén, a. O. 2, Taf. 79f.; G. Eumorfopulos, Artibus Asiae 1, 203 Abb. 1.

[173] M. Rostovtzeff, a. O. 1f.; The Animal Style 81f.

[174] O. Sirén, a. O. 2, Taf. 2B; 3–4; 13D, E; 43; 82B; 3, Taf. 4; 5B; 16A; 17A; 18; 24; 26B; 27; 31.

[175] A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 67 Abb. 99; Brit. Mus. Catal. of the Exhib. of China Art 1935-36, Nr. 2387; Welt als Gesch. 2, 365 Abb. 2.

[176] CIL. 1122a Z. 1–6; Dio 69, 10, 2; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 79.

[177] M. Rostovtzeff, Mon. Piot 28, 155f.; Seminarium Kondakovianum 1, 147f.; The Animal Style 109f. Anm. 9.

[178] E. Erkes, T'oung Pao 36, 63; »Sack-Kamele« bei den Hunnen J. J. M. De Groot, a. O. 1, 2; 2, 38.

179 M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 4, 2–3; A. Salmony, Sino-Siberian Art Taf. 20, 7; 28, 1–3; 23, 3.
180 M. Rostovtzeff, The Animal Style Taf. 32, 4–6.
181 O. Sirèn, a. O. 3, Taf. 100B; vgl. A. Salmony, a. O. Taf. 29, 3.
182 Wei lio, übersetzt von E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 551.
183 O. Sirén, a. O. 3, Taf. 91f.; M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 31, 6; Intern. Exhibition of Chin. Art, London 1935–36, Nr. 497; 509–511.
184 O. Sirén, a. O. 2, Taf. 25C; A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 187 Abb. 16M.
185 L. Frobenius, Kulturgesch. Afrikas 83f. mit Verbreitungskarte auf S. 88.
186 G. Nioradze, a. O. 39f., wo weitere Literatur angegeben ist.
187 A. Pápay, Samml. ostjakischer Volksdichtungen (3. Asiatische Reise des Grafen E. Zichy 5) 218f.
188 G. Nioradze, a. O. 40.
189 Zum folgenden P. Pelliot, La haute Asie 8.
190 E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 8, 117 und Anm. 5.
191 M. Rostovtzeff, Inlaid Bronzes of the Han Dynasty Taf. 10, 2.
192 »Lion-griffon«: M. Rostovtzeff, The Animal Style 100; Taf. 32, 2.
193 A. Salmony, Sino-Siberian Art 9.
194 M. Rostovtzeff, a. O. 83f.; L. Halphen, CAH. 12, 100f.; E. Minns, The Antiquar. Journ. 10, 1f.
195 Eine Verbreitungskarte bei J. Werner, Euras. Sept. Ant. 9, 265 Abb. 8 und bei A. Salmony, a. O. Anhang. Über das Hunnenreich im Westen J. J. M. De Groot, a. O. 1, 220f.
196 Zuletzt J. Werner, a. O. 226f.
197 J. Werner, a. O. 266. Dazu das Grab von Pazyryk im Altai: M. P. Griaznov, Amer. Journ. Arch. 37, 30f.; M. Rostovtzeff, Sem. Kondakov. 6, 161 Anm. 1 Ende; L. Morgenstern, Rev. des arts asiat. 10, 201f.
198 Grundlegend dafür die zuvor genannte Untersuchung von A. Salmony.
199 M. Rostovtzeff, a. O. 90f.; O. Sirén, a. O. Taf. 23f.; C. Hentze, Artibus Asiae 2, 125 Abb. 1–4.
200 W. P. Yetts, Burlington Magazine 1926, 168f.; G. Boroffka, AA. 1926, 341f.
201 A. Alföldi, AA. 1931, 404f.; Altheim-Trautmann, Germanien 1941, 351f.
202 A. Alföldi, a. O. 390f.; G. Andersson, Bull. Mus. Far East. Ant. 4, 221f.
203 M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 16, 2; 29, 3.
204 M. Rostovtzeff, Artibus Asiae 4, 112f.; Sem. Kondakov. 6, 166; A. Salmony, Sino-Siberian Art 61.
205 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 271; Abb. 67.
206 Prokop., b. Vand. 1, 18, 18; Μασσαγέται = Οὖννοι 1, 11, 10; βρῶσις der Tiere im späteren Griechisch: L. Mitteis, Griech. Urk. der Papyrus-Slg. Leipzig 1 Nr. 118, 11.
207 Prokop., b. Pers. 1, 3, 5 θηρίου βίος. Prokop nimmt nur die weißen Hunnen davon aus. Ebenso die Biographie des Pan Jong im Hou Han schu, übersetzt von E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 7, 249: die Hiung-nu sind »semblables à des bêtes sauvages«.
208 Altheim-Trautmann, a. O. 354f.
209 A. Alföldi, a. O. 399f.; K. Kerényi, Mnemosyne 1939, 161f.
210 B. Laufer, a. O. 223f.
211 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 3.
212 M. Rostovtzeff, a. O. 95.
213 M. Rostovtzeff, a. O. 95f.
214 S. Lemaître, Rev. des arts asiat. 10, 132f.
215 M. Rostovtzeff, a. O. 98f.; Mon. Piot 26, 130f.
216 L. Morgenstern, Rev. des arts asiat. 10, 201f.; Taf. 69, 2–4.
217 M. Rostovtzeff, The Animal Style 99. Mit Recht hat A. Salmony, Sem. Kondakov. 6, 161f. eine Reihe wagerechter Stangenabschlüsse ausgeschieden.
218 M. Rostovtzeff, a. O. 99f.; Inlaid Bronzes Taf. 14; O. Sirén, a. O. 2, 64f.; Taf. 79f.
218a M. Rostovtzeff, The Animal Style 103.
219 J. Kitayama, West-östliche Begegnung 36f.
220 H. Haslund-Christensen, Jabonah 52f.

221 C. Diem, Asiatische Reiterspiele 30f.
222 Übersetzt von A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 54; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 235.
223 Nach C. Diem, a. O. 114.
224 C. Diem, a. O. 115f.
225 C. Diem, a. O. 146.
226 Einstige Sammlung G. Eumorfopulos, jetzt im Victoria and Albert Museum, London.
227 C. Diem, a. O. 146.
228 B. Laufer, The Early History of Polo, S.-A. aus Polo 1932, Nr. 5 (April).
229 J. Kitayama, West-östliche Begegnung 32f., unter Benutzung seiner Formulierungen.
230 J. Kitayama, a. O. 46.
231 Zu ihnen mögen die wagrechten Stangen- und Deichselabschlüsse gehört haben, die A. Salmony, Sem. Kondakov. 6, 131f. behandelt hat. Nomadische Wagen (Streitwagen?) auf sibirisch Bronzeplaketten bei A. Salmony, Sino-Siberian Art Taf. 21, 3–4.
232 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 38; 104; 136.
233 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 130.
234 Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß »barbarisch« nicht im Sinne eines Werturteils, sondern lediglich zur Kennzeichnung des Gegensatzes zu den Hoch- und Altkulturen verwandt wird. Es fehlt dafür der heutigen Sprache an einem geeigneten Wort.
235 Die Analogie zu Rom: Sir Aurel Stein, Serindia 2, 743; L. Halphen, CAH, 12, 104.
236 Zuletzt F. Bergman, Archeological Researches in Sinkiang: Bd. VII der Sino-Swedish Expedition unter Sven Hedin.
237 F. Bergman, a. O. 165 Anm. 1.
238 M. P. Charlesworth, Trade-Routes and Commerce of the Roman Empire² 98f.; dazu N. C. Debevoise, A Political History of Parthia 203 Anm. 1; Seide und Seidenweberei in Iran E. Herzfeld, Am Tor von Asien 122f.
239 Tac., ann. 2, 60, 5; N. C. Debevoise, a. O. 203f.
240 Zum Preis der Seide noch SHA., v. Aur. 45, 2.
241 A. Herrmann, Das Land der Seide 89f.
242 Hou Han schu Kap. 118, übersetzt von E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 8, 178.
242a M. Rostovtzeff, Mélanges Glotz 810 Anm. 1.
243 1, 12, 8.
244 A. Herrmann, a. O. 101f.; Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 292f.
245 Sir Aurel Stein, a. O. 295, setzt ihn in die Nähe von Chat bei Daraut-Kurghan im Kara-tegin-Tal.
246 Aus dem Ts'ien Han schu, übersetzt von F. Hirth, Journ. Amer. Orient. Soc. 37, 109; vgl. 100; vgl. Sir Aurel Stein, a. O. 24.
247 Hou Han schu Kap. 118, übersetzt von E. Chavannes, T'oung-Pao N. F. 8, 156.
248 Übersetzt von A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 23; noch ausführlicher in Hou Han schu Kap. 98 bei E. Chavannes, a. O. 217.
249 Erwähnt in der Biographie des Ts'in Tang im Ts'ien Han schu, bei A. Wylie, a. O. 60.
250 Hou Han schu Kap. 118, übersetzt von E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 8, 216f.
251 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 149.
252 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 240.
253 J. J. M. De Groot, a. O. 1, 190f.
254 O. Franke, a. O. 1, 241f.
255 Übersetzt von A. Wylie, a. O. 22.
256 Sir Aurel Stein, Serindia 2, 741f.; A. Wylie, a. O. 10, 25.
257 Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 140.
258 Sir Aurel Stein, a. O. 172; vgl. 188; Serindia 2, 724f.; E. Chavannes, Documents chinois découverts par A. Stein VIf.
259 Sir Aurel Stein, a. O. 162.
260 E. Chavannes, a. O. VII; Sir Aurel Stein, Serindia 2, 726f.; Innermost Asia 1, 343f.
261 Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 176; 182; Serindia 7, 729; E. Chavannes, a. O. VII.
262 Sir Aurel Stein, Innermost Asia 1, 180f.; 3 Plan 10.
263 Sir Aurel Stein, Serindia 3, 710f.
264 Zur Konstruktion zusammenfassend Sir Aurel Stein, Serindia 2, 736f.

265 Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 175; 179; 185; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 90.

266 E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 7. 227; 244; 8, 167; J. J. M. De Groot, a. O. 1, 39f.

267 Sir Aurel Stein, a. O. 180; Serindia 2, 752.

268 J. J. M. De Groot, a. O. 2, 53.

269 Hierzu und zum folgenden: A. Conrady, Die chines. Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan 16f.; E. Chavannes, Documents Chinois découverts par A. Stein VIIf. Zusammenfassend: A. Herrmann, Lou-lan (1931).

270 Ein Überblick bei F. Bergman, a. O. 40.

271 Sir Aurel Stein, a. O. 138; Hirth Anniversary Volume 368; Serindia 373f.

272 C. G. Seligmann, Antiquity 1937, 16f.; C. Seligmann und H. C. Beck, Bull. Mus. Far East. Ant. 10, 1f.; vgl. Amer. Journ. Arch. 1939, 122f.

273 Ein Beispiel bei Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 183; vgl. Innermost Asia 3, Taf. 30f.

274 F. Cumont, CAH. 11, 628; L'Egypte des astrologues 91; vgl. O. Falke, Kunstgesch. der Seidenweberei 13f.; Sir Aurel Stein, Innermost Asia 3, Taf. 76f.

275 Grundlegend A. Grünwedel, Altbuddhist. Kultstätten.

276 A. v. Le Coq, Manich. Miniaturen (1923); F. Cumont, Recherches sur le Manichéisme 70 Anm. 2; Bidez-Cumont, Les mages hellénisés 1, 70; H. H. Schaeder, Vortr. Warburg 1924–25, 91 Anm. 2.

277 Sir Aurel Stein, Serindia 2, 753; On Ancient Central-Asian Tracks 188.

278 Sir Aurel Stein, a. O. 1, 407; a. O. 139; 140.

279 Sir Aurel Stein, a. O. 94; 99.

280 Sir Aurel Stein, a. O. 27; 88; 94.

281 Sir Aurel Stein, a. O. 119.

282 Sir Aurel Stein, Serindia 1, 408; 426f.; Innermost Asia 1, 189; On Ancient Central-Asian Tracks 140; 149.

283 Ein Beispiel bei Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 140.

KAPITEL III: DIE GOTEN

1 H. Krahe, Geist. Arb. 1938, Nr. 18, 1f.; Antike 1939, 193; F. Miltner, Klio 27, 61f.

2 Zuletzt H. Krahe, Welt als Gesch. 3, 291f.; E. Norden, Altgermanien 268f.

3 L. Malten, Arch. f. Religionswiss. 29, 38f.

4 H. Krahe, a. O. 287f.; v. Duhn-Messerschmidt, Ital. Gräberkde. 2, 3; 20f.; L. Malten, a. O. 37f.

5 Altheim-Trautmann, Italien und die Dor. Wanderung (Albae Vigiliae 5) 30f.; F. Altheim, Italien u. Rom 1, 31f.

6 F. Altheim, a. O. 1, 33f., wo die ältere Literatur angegeben ist.

7 G. Bersu, Vorgesch. Jahrb. 3, 1f.; H. Seger, Reallex. d. Vorgesch. 11, 280.

8 Skythischer Armring und zwei Barren aus Gold in Vogelgesang: H. Seger, a. O. 14, 176; Grifftcil eines Akinakes aus Plohmühle, Kr. Strehlau: W. Ginters, Das Schwert der Skythen u. Sarmaten 28.

9 M. v. Roska, Euras. Sept. Ant. 11, 167f.; O. Floca, Sargetia 1, 57f.; über Bulgarien B. Filow, Euras. Sept. Ant. 11, 203.

10 Herod. 4, 116, 1. Dazu M. Ebert, Reallex. d. Vorgesch. 13, 61; M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 33; 113f.

11 Die Gleichsetzung befürworten M. Ebert, a. O. 61; M. Vasmer, ebendort 12, 237; K. Kretschmer, RE. 1 A, 2542f.; J. Junge, Klio Beih. 41, 9 Anm. 2; 73f. Zum Sprachlichen noch P. Kretschmer, Glotta 24, 13. Anders M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 100f.; 118; The Animal Style 44f.; CAH. 11, 91 (auf S. 93 ein Entgegenkommen gegenüber der Gleichsetzung von Sauromaten und Sarmaten). Zu M. Rostovtzeffs Argumenten noch F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 318 Anm. 24.

12 Polyb. 26, 6, 13; M. Rostovtzeff, CAH. 9, 220. Der Ansatz der Sarmatenwanderung noch ins 3. Jahrhundert (M. Ebert, a. O. 99; M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 115) scheint mir unbegründet.

13 Strabon 7 p. 311; 318. Dazu P. Kretschmer, a. O. 14f.; A. Alföldi, CAH. 11, 80.

14 B. Latyschew, Inscr. ant. orae septentr. Ponti Eux. 1, Nr. 16.

15 F. Stähelin, Festschr. Th. Plüß 46f.; 64f.

16 F. Stähelin, a. O. 49.

17 M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 609; CAH. 11, 94.

18 Strabon 11 p. 506.

19 M. Rostovtzeff, CAH. 11, 94; vgl. 102.

20 A. v. Gutschmidt, Gesch. Irans und seiner Nachbarländer 69; W. W. Tarn, CAH. 9, 585; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 123.

21 M. Vasmer, Iranier in Südrußland 29f.; Reallex. d. Vorgesch. 12, 242.

22 H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 233; 257.

23 A. v. Gutschmidt, a. O. 68; F. Hirth, China and the Roman Orient 139 Anm. 1; die Übersetzung aus dem Wei lio bei E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 558f.

24 Zuletzt E. H. Minns, The Antiquar. Journal 10, 1f.

25 M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 563 Anm. 1; 601; M. Ebert, a. O. 13, 106; Taf. 40 Cb.

26 M. Rostovtzeff, a. O. 1, 601; L'Asie Centrale, la Russie, la Chine et le style animal Taf. 11; auch eine Goldmünze Kadphises' II. im Britischen Museum (nicht bei P. Gardner, The Coins of the Greek and Scythian Kings of Bactria and India 1886) zeigt auf dem AV. einen solchen zweirädrigen Wagen.

27 M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 579 Anm. 1; Yale Class. Stud. 5, 222; CAH. 11, 100.

28 M. Rostovtzeff, The Animal Style 107 Anm. 2; A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 179 und Abb. 6.

28a M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 577f.; W. W. Tarn, Hellenist. Milit. and Naval Developments 75 Anm. 1.

29 M. Rostovtzeff, a. O. 1, 588 Anm. 1.

30 Chr. Dawson, Die Entstehung des Abendlandes 96; M. Rostovtzeff, The Animal Style 79f.; 107 Anm. 2.

31 L. Schmidt, Die Ostgermanen 287; F. Stähelin, a. O. 67f. Über das Werden des Volkes E. Petersen bei H. Reinerth, Vorgeschichte der deutschen Stämme 3, 878f.; 888f.

32 Pomp. Trogus, prolog. 28; dazu A. Alföldi, CAH. 11, 81.

33 Demetrios von Kallatis bei Ps.-Skymnos 797; dazu Ed. Schwartz, RE. 4, 2806f.; L. Schmidt, a. O. 87f.; F. Stähelin, a. O. 56f.; H. Jacobsohn, ZdA. 66, 237.

34 Zeile 108f.; dazu F. Stähelin, a. O. 50; 56f.; E. Norden, Die german. Vorgesch. in Tacitus' Germania 79 Anm. 4; anders H. Jacobsohn, a. O. 236.

35 W. Hülle bei G. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. 290f.; vgl. 164; 170; L. Schmidt, a. O. 82; 87f., wo 82 Anm. 3 u. 88 Anm. 2 weitere Literatur angegeben ist; G. Ekholm, CAH. 11, 60; E. Petersen, a. O. 3, 897; 900; 916f.; 934f.

35a E. Petersen, a. O. 3, 873f.

36 F. Stähelin, a. O. 57; 69.

37 Liv. 40, 57f.

38 Liv. 41, 19, 7–8.

39 Polyb. 26, 9; Liv. 41, 19, 4–5.

40 Liv. 41, 19, 7f.; 23, 12; Oros. 4, 20, 34f. Dazu Th. Mommsen, RG. 1[10], 760; B. Niese, Gesch. d. griech. u. maked. Staaten 3, 101; F. Stähelin, a. O. 68; über den Donauübergang P. Kretschmer, a. O. 4f.

41 Die Einzelheiten bei F. Stähelin, a. O. 69.

42 F. Stähelin, a. O. 71f.; F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 324f.

43 F. Stähelin, a. O. 71f.

44 Liv. 44, 26, 2f.; Plut., Paull. 12, 4f.; Diod. 30, 19; 31, 14; Appian., Mac. 18, 2f.

45 L. Schmidt, a. O. 93f.

46 Tacit., Germ. 46; Strabon 7 p. 296. Über die Bodenfunde L. Schmidt, a. O. 96 Anm. 5, wo C. Daicoviciu, Le problème de la conti-

nuité en Dacie 12 Anm. 1 nachzutragen ist.

46a E. Petersen, a. O. 3, 934.

47 A. Alföldi, CAH. 11, 89; P. Bienkowski, De simulacris barbararum gentium apud Romanos 70; L. Schmidt, a. O. 93 Anm. 6; P. Pârvan, Getica 106; 140; 506; R. Vulpe, Hist. anc. de la Dobroudja 151 Anm. 4.

48 Zum folgenden C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 11f.; besonders 12 Anm. 1.

49 ἡ τῶν Γετῶν ἐρημία Strabon 7 p. 305; Brandis, RE. 4, 1953.

50 G. G. Mateescu, Ephem. Dacorom. 2, 223f.; A. Alföldi, CAH. 11, 79.

51 M. Ebert, Südrußland im Altertum 362f.

52 Tacit. Germ. 46: *connubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.*

53 W. Schulz, Germania 13, 139f.; 142; vgl. B. v. Richthofen, Altschlesien 3, 21f.; M. Jahn, Mannus 24, 150f. und bei H. Reinerth, a. O. 3, 962.

54 L. Schmidt, a. O. 100f.; dazu E. Petersen, Acta Arch. 3, 47f.; M. Jahn bei H. Reinerth, a. O. 3, 164f.; W. Schulz, Kartogr. Darstellungen zur altgerman. Religionsgesch. 19f.

54a Eine Verbreitungskarte Mannus 22, 288.

55 Plutarch., Mar. 25, 10.

56 Eiserne Panzer Plutarch., Demetr. 21, 4, wo aber der Zusammenhang zeigt, daß es sich um einen Sonderfall handelt. Ein späteres Stück: P. Post, Zeitschr. f. hist. Waffen- u. Kostümkde. 5, 38f.

57 M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, Index unter »Panzer«.

58 E. Maschke, Zeitschr. Dtc. Philol. 51, 170f.

59 E. Maschke, a. O. 170.

60 Plutarch., Mar. 25, 10.

61 F. Drexel, Arch. Jahrb. 1915, 11; W. A. v. Jenny, Keltische Metallarbeiten Taf. 23.

62 F. Drexel, a. O. 22f.

63 F. Drexel, a. O. 14f.

64 M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 43f.; Recueil Kondakoff 239f.; Artibus Asiae 4, 107f.; W. A. v. Jenny, a. O. 22.

65 F. Drexel, a. O. 31f.; M. Jahn bei H. Reinerth, a. O. 3, 956.

66 Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 42f. – W. Krause schreibt neuestens (Germanien 1941, 463 Anm. 8), »daß die Runenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach rund um 100 v. Zw. unter Einwirkung der norditalischen Buchstaben des Alpengebiets am äußersten Südrand der germanischen Welt entstanden und dort auf einem westlichen Wege rheinwärts und weiter über Nordwestdeutschland und Jütland bis nach Skandinavien vorgedrungen ist«. Damit ist Zeitstellung und Weg der Übernahme, wie sie G. Baesecke (Vor- u. Frühgesch. d. dtsch. Schriftt. 1, 96f.), vorher E. Trautmann und ich (V. Urspr. d. Run. 42f.; 89f.; Klio 31, 58f.) vertraten, von Krause angenommen. Nur gegen die Kimbern als Vermittler oder Schöpfer des Futhark hat er noch Bedenken, vgl. W. Krause bei R. Pittioni, Paul und Braunes Beiträge 1940, 330). Aber die den Helvetiern benachbarten Markomannen oder richtiger Sueben, an die er denkt (Gött. Gel. Anz. 1940, 188), sind frühestens seit 80 v. Zw. in die Gegend südlich des Mains vorgedrungen: E. Norden, Altgerm. 144; G. Ekholm, CAH. 11, 56. Zu dieser Zeit war aber das norditalische Alphabet bereits ausgestorben (Vom Urspr. d. Run. 28). Das zeigen die Inschriften von Persona, die gerade auf der südwärtigen Verlängerung der von Krause angenommenen Verbindung zwischen Main und Helvetierland liegen (J. Whatmough, The Prae-Italic Dialects 2, 177f. Nr. 314 bis 320; 520). Außerdem kenne ich kein Anzeichen dafür, daß die Helvetier das norditalische Alphabet übernommen haben, was doch die Voraussetzung für eine Übermittlung an die Mainsueben wäre.

67 F. Drexel, a. O. 36.

68 L. Schmidt, Germania 23, 262f.

69 G. Schütte, Our forefathers 2, 152; G. Ekholm, CAH. 11, 56. Die neuesten Hermundurenfunde aus dem Mittelelbegebiet bei Th. Voigt, Mitteldeutsche Volkheit 8, 2f.

70 L. Schmidt, Die Westgermanen 1^2, 158f.; 160f. Von Aquincum aus zog Valentinian I im Jahre 375 gegen die Quaden: Amm. Marc. 30, 5, 13f.; St. Paulovics, 6. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 526f.

71 Zum folgenden F. Altheim, Die Soldatenkaiser 74f.

72 Amm. Marc. 17, 13, 4.

73 A. Sauvageot, Découverte de la Hongrie 25.

74 G. Wissowa, RuKdR.[2] 303 Anm. 2; Roschers Myth. Lex. 2, 2027; F. Cumont, D. oriental. Relig.[3] 199; 319 Anm. 18–19; F. Altheim, Italien und Rom 1^3, 43f.

75 H. Horváth, Ung. Jahrb. 16, 25f.

76 H. Horváth, Transdanubien als kunsthistorische Provinz (Bibl. dell'Academia d'Ungheria di Roma 5).

77 K. Tolnay, La peinture hongroise contemporaine, Pannonia Könyvtár 33, 3.

78 J. Werner, Welt als Gesch. 1939, 390.

79 Über die Herkunft der Kesthely-Kultur: A. Alföldi, Untergang der Römerherrschaft in Pannonien 2, 1f.; Euras. Sept. Ant. 9, 285f.; N. Fettich, Archaeol. Hungar. 1, 58f.; Recueil Kondakoff 81f.

80 B. Hómann, Gesch. d. ungar. Mittelalters 1, 111f.

80a Verbreitung der Petschenegen: G. Rassovsky, Semin. Kondakov. 6, 64 Karte.

81 Über die Funde N. Fettich bei M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 494f.

82 Zusammenfassend A. Alföldi, 6. Internat. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 536f.; dazu C. Daicoviciu, Apulum 1, 3f.

83 M. Rostovtzeff, CAH. 11, 95; A. Alföldi, ebd. 85.

84 Plin., n. h. 4, 80; A. Alföldi, 6. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 532.

85 A. Alföldi, a. O. 535f.

86 J. Kovács, Dolgozatok 5, 120.

87 V. Hild, Arch. Ertesitö 1901, 120f.; für die Nachweisung des Zitates bin ich A. Alföldi zu Dank verpflichtet.

88 Tac., ann. 12, 29; L. Schmidt, a. O. 189.

89 W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 30f.

90 Arrian., tact. 4, 2.

91 Arrian., l. c. 4, 2.

92 Arrian., l. c. 4, 2; 7.

93 Vgl. Amm. Marc. 17, 12, 2.

94 A. Alföldi, 6. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 536.

95 Amm. Marc. 17, 12, 2.

96 B. Laufer, Chinese Clay Figures 1, 191f.; weitere Parallelen 191 Anm. 4.

97 L. Franz, 18. Ber. Röm.-germ. Kommiss. 126.

98 L. Franz, a. O. 126.

99 Amm. Marc. 17, 12, 21; 31, 2, 23; Dolche und Schwerter nebeneinander auch bei den Sasaniden (E. Herzfeld, Am Tor von Asien 66) und in Ostturkestan (A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- u. Kulturgesch. Mittelasiens 15f.; 17f.).

100 Amm. Marc. 17, 12, 3; Arrian., tact. 44, 1.

101 Amm. Marc. 17, 12, 2.

102 Amm. Marc. 17, 12, 1.

103 J. Dobiaš, Transact. Internat. Numism. Congr. 1936, 169f.

104 Hieronym., adv. Jov. 2, 7.

105 Amm. Marc. 17, 12, 2.

106 E. Maaß, Rhein. Mus. 74, 469; P. Kretschmer, Glotta 16, 191; 20, 248.

107 Amm. Marc. 17, 12, 13 *stantes curvatis corporibus*; G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte 241.

108 L. Schmidt, a. O. 1^2, 162.

109 Zum folgenden SHA., v. Marci 22, 1; Eutrop. 8, 13, 1. Dazu A. v. Domaszewski, Serta Harteliana, 8f.; L. Schmidt, a. O. 163.

110 Über ihre Sitze A. Alföldi, a. O. 530f.; CAH. 11, 85 Anm. 3.

111 A. v. Premerstein, Klio 12, 139f.; RE. 11, 1504f.

112 SHA., v. Marci 14, 1.

113 W. Weber, CAH. 11, 350f.; Rom, Herrschertum u. Reich 308f.

114 G. Ekholm, CAH. 11, 62; G. Müller-Kuales bei H. Reinerth, Vorgesch. d. dt. Stämme 3, 1149; über Västergötland E. Graf Oxenstierna in einem Berliner Vortrag: Dtsch. Allg. Ztg. vom 14. 2. 1941.

115 Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 81f.; W. Krause, Gött. Gel. Anz. 1941, 188; anders A. Nordén, Runenberichte

1, 59f., doch sehe ich nicht, daß er Zustimmung gefunden hat.

[116] W. Krause, Runeninschrift im ält. Futhark 183f.; weiteres S. 41 oben.

[117] Hist. Brit. in Chron. Min., ed. Th. Mommsen 3, 171: *tres ciulae*.

[118] Jord., Get. 17, 4.

[119] R. Much bei Th. Hoops, Reallex. d. germ. Altertumskde. 2, 8.

[120] K. B. Wiklund, Indog. Forsch. 38, 48f.; H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 60f.

[121] G. Ekholm, CAH. 11, 62; G. Müller-Kuales, a. O. 1150.

[122] G. Ekholm, a. O. 65. Über das Vorkommen der nordischen Rasse weiter östlich, im Raum südlich des finnischen Meerbusens: M. Ebert, Reallex. d. Vorgesch. 1, 342; G. Ekholm, a. O. 65; vgl. 67.

[123] Ptolem., geogr. 3, 5, 8; über die Sitze der Finnen K. Müllenhoff, Dtsch. Altertumskunde 2, 39f.; 67f.; Ihm, RE. 6, 2186; M. A. Castrén, Ethnol. Vorles. üb. d. altaischen Völker 89f.; W. Sommer, Geschichte Finnlands 1f.; K. B. Wiklund, Reallex. d. Vorgesch. 3, 369f.; G. Ekholm, CAH. 11, 66f.

[124] Γύθωνες Ptolem., l. c.; L. Schmidt, Ostgermanen[2] 195.

[125] H. Jacobsohn, a. O. 222f.; anders K. B. Wiklund, a. O. 369.

[126] A. Alföldi, Altschlesien 5, 267f.; Ant. Darstellg. z. Kenntnis d. Kultur d. Reiterhirten 11. Die Annahme eines hellenistischen Originals scheint mir nicht sicher. Die Ausführlichkeit der Nachrichten des Tacitus über die *Aestii* und Finnen (Germ. 45—46; dazu G. Ekholm, CAH. 11, 66f.) bleibt auffällig. Die Eröffnung des Bernsteinweges nach der baltischen Küste in neronischer Zeit (Plin., n. h. 37, 45) gibt die Erklärung (G. Ekholm, a. O. 65). Auf das gleiche Ereignis wird auch die Darstellung zurückgehen. Hellenistisch ist zum Unterschied das Stück bei O. Rubensohn, Hellenist. Silbergeräte in antiken Gipsabgüssen 36f. mit der renntiermelkenden Nomadenfrau. Zur Datierung F. Hauser, Österr. Jahresh. 8, 83f.

[127] L. Schmidt, a. O. 196; Fund einer gotländischen Buckelhaube im Mündungsgebiet der Weichsel: G. Müller-Kuales, a. O. 1152.

[128] Zum folgenden L. Schmidt, a. O. 200f.; W. Weber, CAH. 11, 350f.; Rom, Herrschertum u. Reich 308f.

[129] Jord., Get. 4, 27f.

[130] Über germ. **avi-* P. Kretschmer, Glotta 24, 7.

[131] K. Müllenhoff im Glossar von Th. Mommsens Jordanes-Ausgabe 163.

[132] F. Specht, KZ. 66, 224f.; ZdA. 78, 141 Anm. 3; über das Alter der Spaltung G. Müller-Kuales, a. O. 1166.

[133] *Spalaei:* Plin., n. h. 6, 22.

[134] K. Müllenhoff, a. O. 165; L. Schmidt, a. O. 199.

[135] Zum Folgenden M. Ebert, Reallex. d. Vorgesch. 13, 112f.

[136] G. Ekholm, CAH. 11, 65f.

[137] M. Ebert, a. O. 113 Taf. 43C rechts; G. Müller-Kuales, a. O. 1169.

[138] J. Kovács, Dolgozatok 3, 250f.

[139] M. Ebert, a. O. 112.

[140] Arntz-Zeiß, Die einheim. Runendenkmäler des Festlandes 23f.

[141] Arntz-Zeiß, a. O. 22; 23. Wenn W. Krause, Germanien 1941, 462f. die Lanzenspitze einem rückwandernden Goten des 3. Jahrhunderts zuschreiben will, so hat er übersehen, daß die Funde römischer Münzen in Südschweden, Ostpreußen, Polen, Südwestrußland und der Moldau, die mit dem Kaiser Marcus einsetzen, mit dem Tod des Septimus Severus abbrechen. Dazu Shetelig-Falk, Scandinavian Archeology 201f.; weitere Fundliteratur bei F. Altheim, Germanien 1939, 55f.; Die Soldatenkaiser 79f.; C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 48 Anm. 3. Damit entfallen die einzigen Zeugnisse, die sich für eine Rückwanderung während des 3. Jahrhunderts anführen lassen. Zu S. 463 sei bemerkt, daß andere Forscher die Urheimat der Slawen südlich der Pripet-Sümpfe, am oberen Dnjestr ansetzen (zuletzt G. Ekholm, CAH.

11, 66; J. Wiesner, Germanien 1942, 221 Anm. 31.)

[142] Mit diesem Ansatz (vgl. Germanien 1939, 50f.; 55f.; Rhein. Mus. 90, 205f.) befinde ich mich in Übereinstimmung mit C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 48 Anm. 3; W. Weber, CAH. 11, 350f.; Rom, Herrschertum und Reich 308f.; L. Schmidt, a. O. 198f.; F. Specht, KZ. 66, 224; W. Enßlin, Rhein. Mus. 90, 14.

[143] 120 km ono. von Bombay; W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 254f.

[144] St. Konow, Journ. R. Asiat. Society 1912, 379f.; A. v. Premerstein, ZdA. 60, 72f.; R. Sittig, Scritti in onore di B. Nogara 472; Zweifel bei W. W. Tarn, a. O. 257 Anm. 2.

[145] W. W. Tarn, a. O. 417f.

[146] W. W. Tarn, a. O. 342; 506.

[147] Zum Zeitansatz W. W. Tarn, a. O. 352; N. E. Debevoise, A Political History of Parthia 68 Anm. 40.

[148] Wecker, RE. 9, 1376.

[149] Sir Aurel Stein, On Alexanders Track to the Indus 17f.

[150] Sir Aurel Stein, a. O. Abb. 23; 38f.

[151] J. Hackin, L'oeuvre de la délégation archéologique Française en Afghanistan 1, 4f.; J. J. Barthoux, Les fouilles de Hadda 1–3.

[152] J. Hackin, a. O. 1, 19f.; A. Godard, Y. Godard und J. Hackin, Les antiquités bouddhiques de Bamiyân 1 (nicht mehr erschienen).

[153] J. Hackin, a. O. 58f.; M. Fouchet, Notes sur l'Afghanistan 131f.

[154] J. Hackin, a. O. 63f.

[155] H. H. Schaeder, ZDMG. 75, 275.

[156] 11 p. 506 ἐχρυσοφόρουν διὰ τὴν ἐμπορίαν.

[157] E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 558; 8, 195f.; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 94.

[158] Amm. Marc. 31, 2, 16.

[159] Northern trade route, deren Leugnung ich W. W. Tarn, a. O. 488f., nicht zugeben kann.

[160] A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 176 bezeichnet Kasakstan, nördlich des Kaspischen Meeres, geradezu als »migration corridor«.

[161] J. Strzygowski, Altai, Iran und Völkerwanderung 276.

[162] M. Rostovtzeff, CAH. 11, 93f.

[162a] M. Vasmer, Unters. über d. ält. Wohnsitze d. Slaven 1, 25f.

[163] H. Jacobsohn, a. O. 234.

[164] M. Rostovtzeff, CAH. 11, 95; 97.

[165] SAH., v. Marci 22, 1; v. Pii 5, 5; Ptolem., geogr. 2, 13, 2: Alanen in Noricum. Dazu J. Junge, Sakastudien 79.

[166] L. Schmidt, a. O. 200.

[167] F. Altheim, Rhein. Mus. 90, 192f. Der Aufsatz von E. Hohl, Klio 34, 264f., ist, wie ich ausdrücklich bemerke, noch ohne Kenntnis meiner Aufstellungen geschrieben. Deshalb erübrigt sich ein Eingehen. Nur grundsätzlich sei bemerkt, daß H. den Biographen des Maximin von vornherein als Fälscher ansieht. Damit setzt er voraus, was bewiesen werden müßte. Ich bleibe dabei, daß jede Nachricht einzeln auf ihren Wert geprüft werden muß. Das ist der einzige Weg, um Wertvolles von Erfindung und, wenn man will, Fälschung zu scheiden.

[168] M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 147f.; Yale Class. Stud. 5, 192; 268; 298; Mon. Piot 6, 137f.

[169] M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97.

[170] M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97; Yale Class. Stud. 5, 169; 175.

[171] Boll. Comm. Arch. 40, 112 Nr. 28; B. Latyschew, Inscr. orae sept. Ponti Eux. 2, 296 Nr. 86[2]; CIL. 6, 5207. Dazu M. Rostovtzeff, CAH. 11, 96 Anm. 2.

[172] M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 216f.

[173] Über die letzten Ausgrabungen: Amer. Journ. Arch. 1939, 121f.; Dauer der Reichszugehörigkeit: a. O. 122; M. Rostovtzeff, a. O. 217; vgl. Yale Class. Stud. 5, 198 Anm. 47.

[174] Zusammenfassend E. Diehl, RE. 7 A, 1850f.; über den Fall von Tyras 1862; Zos. 1, 42, 1 ist es in gotischer Hand. Ausgrabungen: P. Nicorescu, Ephem. Dacoromana 2, 378f.

[175] M. Ebert, Südrußland im Altert. 228; A. Alföldi, CAH. 12, 142; M. Rostovtzeff,

Yale Class. Stud. 5, 192; L. Schmidt, a. O. 210.

176 Diptychon des Orestes (N 32) mit Bildnisschilden des Athalarich und der Amalasunta vom Jahre 530: R. Delbrueck, Consulardiptychen 148f.; Taf. 32; Münzen seit Theodahad: W. Wroth, Coins of the Vandals, Ostrogoths, Lombards Taf. 9f.; F. J. Kraus, D. Münzen Odovacars und d. Ostgotenreiches in Italien (Münzstudien, hersg. von M. v. Bahrfeldt u. H. Buchenau 5) Taf. 9, 29f.

177 Über das Goldmedaillon Theoderichs d. Gr. zuletzt F. v. Lorentz, Röm. Mitt. 50, 341f., der S. 341 Anm. 1 die Literatur angibt.

178 Für die vollständige Mitteilung des bildlichen und literarischen Materials bin ich R. Delbrueck zu größtem Dank verpflichtet. Auch die Beurteilung und Herleitung des Ornates verdanke ich ihm. Weitere Hilfe hat mir J. Kollwitz in nie versagender Hilfsbereitschaft gewährt.

179 Eine reiche Sammlung von Beispielen bei N. Bělaev, Recueil Kondakoff 201f.

180 Mithras auf dem Denkmal Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dagh: F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 56; Excavations at Dura-Europos 1930–1, Taf. 18, 1–2; 19, 1; 20, 2; 1933/4-1934/5, Taf. 13, 3–4; 14, 1; 15–17; F. Cumont, Les fouilles de Doura-Europos Taf. 98, 1–2.

181 G. Mendel, Musée Ottoman, Catal. des sculpt. 2, 398 Abb.

182 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, Abb. 51; 51a; 57; dazu S. 251.

183 M. Rostovtzeff, a. O. 190f.; Abb. 31.

184 Vgl. Excavat. at Dura-Europos 1932–33, Taf. 42, 1 (Reiterfigur rechts).

185 A. v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 39 Abb. 8 links.

186 R. Delbrueck, a. O. 149.

187 A. v. Le Coq, a. O. 40f.; Abb. 9 und 11.

188 J. Strzygowski, Altai, Iran und Völkerwanderung 262 Abb. 208. Kein »Musikant«, sondern ein Schwertträger, vgl. E. Herzfeld, Am Tor von Asien 68.

189 J. Strzygowski, a. O. 263; Orient. Lit.-Ztg. 7, 50; G. Vambéry, Gesch. Bucharas 16.

190 E. Herzfeld, a. O. 81f.

191 Amelung, RE. 3, 2207; dazu F. Hauser, Österr. Jahresh. 6, 88 Anm. 11.

192 Hesych. s. v. κάνδυς.

193 Xenoph., Hell. 2, 1, 8; Kyrup. 8, 3, 10.

194 Pollux 1, 58; Xenoph., Kyrup. 1, 3, 2; 8, 3, 13.

195 Prokop., b. Goth. 1, 29, 5; 2, 30, 17 u. a. m.; vgl. 4, 31, 18.

196 Pollux 7, 70.

197 Amelung, a. O. 2208.

198 J. Kollwitz, Oströmische Plastik d. theodos. Zeit 26 Anm. 1; G. Bruns, Der Obelisk auf dem Hippodrom 40f., besondere Anm. 20; Abb. 43; R. Delbrueck, a. O. Taf. 69.

199 E. H. Minns, Scythians and Greeks 197 Abb. 90 Mitte.

200 E. H. Minns, a. O. 200 Abb. 93; 201 Abb. 94.

201 F. Sarre, Die Kunst d. alten Persien Abb. 66, 2; 3; 16; 18.

202 M. Rostovtzeff, a. O. 190; Abb. 31 ob. Mitte.

203 A. Alföldi, Acta Archaeol. 5, 110.

204 F. Sarre, a. O. 66, 3; 12; 14; A. Alföldi, a. O. 103 Abb. 4b; W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia Taf. 8, 1–9; 21, 2; 24, 5–7; 26, 3–4; 8–15; 29, 15–18; 33, 1–4; 34, 1–7; 35, 14–15; 36, 1–4; 7–15; M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 231.

205 W. Arendt, Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde N.F. 5, 27 Abb. 1–2.

206 M. Ebert, Prähist. Zeitschr. 1, 163f.; W. Arendt, a. O. 26 Taf. 4.

207 Dazu W. Arendt, a. O. 28 Abb. 3; R. Delbrueck, Antike Porphyrwerke 218; Taf. 103. – Das Vorkommen des Spangenhelms bei den Legionären scheint auszuschließen, daß die Reliefs des Tropaeums von Adamclisi in trajanische Zeit gehören. Trajanisch ist, wie die Dedikationsinschrift zeigt, der ursprüngliche Bau; trajanisch auch ein Teil der dekorativen Friese. Aber der Rest muß ebenso wie die Reliefs auf eine spätere Wiederherstellung zurückgehen. Das Denkmal wird, wie die Stadt Tropaeum selbst, in den Stürmen des 3. Jahrhunderts stark gelitten haben. Es wurde dann, wiederum gleich der Stadt (R. Vulpe, a. O. 292f.), unter Licinius 316 in großem Umfang erneuert. Dabei können ältere Reliefs, die beschädigt waren, als Vorlage benutzt worden sein. Der gefesselte Bastarne mutet wie die Umsetzung eines Reliefs nach Art der vom Hadrianeum (E. Strong, Scultura Romana 2, 237f.; J. M. C. Toynbee, The Hadrianic School Taf. 34f.) in den Stil der konstantinischen Zeit an. Das hergestellte Tropaeum war ein Pasticcio aus älteren und gleichzeitigen Arbeiten wie der Konstantinsbogen, der in die gleichen Jahre gehört.

208 Prokop., b. Goth. 4, 32, 18.

209 Theoph. z. J. 544; pag. 228 De Boor. Zum *kamelaukion* M. Bárány-Oberschall, Arch. Hung. 22, 83.

210 Prokop., l. c. 18.

211 W. Wroth, Coins of the Vandals etc. Taf. 11, 29; 30 (?); F. J. Kraus, a. O. Taf. 13, 62–63 RV. Die Übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als es sich sowohl bei Prokop., b. Goth. 4, 32, 18, wie auf den Münzen um Totila handelt.

212 Dio 68, 9, 1; Dio Chrysost. 72, 3; Jord., Get. 5, 40; 11, 71; C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 14f.; A. Alföldi, CAH. 11, 89.

213 C. Daicoviciu, a. O. 12 Anm. 1.

214 Jord., Get. 11, 71. Zur Frage K. Helm, Altgerm. Religionsgesch. 2, 1, 49.

215 Poll. 7, 58. Ebenso die Palmyrener, bei denen sogar der *pilos* mit Bortenbesatz begegnet: M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 23, 1.

216 Suid. 4, 131, 1 Adl.; weiteres bei Netoliczka, RE. 11, 379.

217 Netoliczka, a. O. 379.

218 Zum folgenden F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos 267f.; Taf. 99, 2; M. Rostovtzeff, a. O. 193 Abb. 1; 196.

219 F. Sarre, a. O. 66, 9.

220 Jord., Get. 11, 71 *tyaris, quos pilleos alio nomine nuncupamus.*

221 E. Herzfeld, Arch. Hist. of Iran 80 Abb. 10.

222 F. Hackin, L'oeuvre de la délégation franç. en Afghanistan Abb. 39B; 55B; ein *pilos* Abb. 38.

223 M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art Taf. 14, 1.

224 N. P. Toll, Recueil Kondakoff 93f.

225 F. Sarre, a. O. 57; M. Rostovtzeff, a. O. 231; 241.

226 Über den πῖλος ἀστερωτός M. Rostovtzeff, Journ. Hell. Stud. 39, 89f.; Yale Class. Stud. 5, 231; 241.

226a G. F. Hill, Catal. of Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia Taf. 13–14; 16–17 (Edessa); 34–37 (Persis); 41; 53 (Elymais); 47 (sub-characenian).

227 R. Delbrueck, Consulardiptychen 149.

227a S. Fuchs, Die Frau. Beilage der Frankf. Ztg. 31. 8. 42, S. 1.

227b Vgl. Anm. 208–209.

228 R. Delbrueck, a. a. O. 149.

229 Qussejr 'Amra, herausgeg. von d. Kaiserl. Akademie d. Wiss. Wien 1–2; E. de Lorey, Ars Islamica 1, 34; über den heutigen Zustand des Freskos Jaussen-Savignac, Mission archéol. en Arabie 3, 89; über die Inschriften 97f.

230 E. v. Sacken, Jahrb. d. kunsthist. Samml. d. Allerhöchsten Kaiserhauses 2, 33f.

231 Das Folgende nach einer mündlich mitgeteilten Vermutung von F. Neumann-Göttingen.

232 Dazu E. Wolff, Hermes 69, 153f.

233 M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97.

234 M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks Taf. 28; E. H. Minns, Scythians and Greeks 313 Abb. 223.

235 M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 29, 3; E. H. Minns, a. O. 319 Abb. 230.

236 Ähnlich M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 29, 1; Yale Class. Stud. 5, Abb. 80.

237 Vgl. auch M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks Taf. 29, 2.

238 M. Rostovtzeff, a. O. 161; Yale Class. Stud. 5, 268.

239 M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 210f.

240 Zum folgenden F. Specht, KZ. 66, 224f.;

E. Hermann, GGN. 1941, 220f.; dazu F. Specht, ZdA. 78, 141 Anm. 3.

241 Herodot. 4, 18; 19; 54.

242 Herodot. 4, 17.

242a Herodot. 4, 18; 19; 54.

243 In der Ausgabe von F. Miklosich, Kap. 3. Übersetzung von F. Specht.

244 A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 175; A. Salmony, Sino-Siberian Art 16; J. Wiesner, Deutscher Wissenschaftsdienst 1942, Nr. 17, 3.

245 J. J. M. De Groot, Chines. Urk. zur Gesch. Asiens 1, 72.

246 E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 558f.; 8, 195f.; A. Wylie, Journ. Anthrop. Instit. 10, 44; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 94.

247 J. Werner, Euras. Sept. Ant. 4, 203; 7, 50.

248 F. Hirth, Sitz.-Ber. Bayer. Akad. phil.-hist. Kl. 1899, 2, 45f.

249 Amm. Marc. 31, 3, 1.

250 M. Rostovtzeff, a. O. 217f.

251 Prokop., b. Vand. 1, 3, 1; b. Goth. 1, 1, 3.

252 Prokop., b. Vand. 1, 2, 4 (wo er nicht die Alanen, aber die Sarmaten nennt) sagt, die gotischen Stämme hatten e i n e Sprache.

253 G. Vetter, Die Ostgoten und Theoderich (Forsch. zur Kirchen- u. Geistesgesch. 15) 11f.

254 H. Dumitrescu, Istros 1, 133f.

255 R. Loewe, Indog. Forsch. 3, 146f.;

256 R. Loewe, a. O. 147.

257 H. Hübschmann, Osset. Sprache 33; R. Loewe, a. O. 147; S. Feist, a. O. 155. Anders, wie ich nachträglich sehe H. H. Schaeder, ZDMG. 96, 136f., der die ossetischen Worte mit jaw. *gava*, mittelpers. *gay* zusammenbringt.

258 R. Loewe, a. O. 147; über gotische Hausbauten G. Vetter, a. O. 10, mit Literaturangaben.

259 Amm. Marc. 31, 2, 18f. Zur Typik der Schilderung: M. Rostovtzeff, Skythien und der Bosporus 1, 73; 103f.; A. Alföldi, Gnomon 9, 565f. Ohne mich zur Frage solcher Typik zu äußern, sei betont, daß es auch mir auf die allgemeinen Züge ankommt.

260 Jord., Get. 4, 26.

260a Sozom. 6, 37, 21.

261 Eunap. fr. 55; dazu H.-E. Giesecke, Die Ostgermanen und der Arianismus 69f.

262 SHA., v. Gall. 13, 9.

263 SHA., v. Claud. 8, 5.

264 Amm. Marc. 31, 7, 5; 7; 9; 8, 1; 13, 1; 15, 5.

265 Veget., epit. 3, 10.

266 Ep. 20, 12 (Migne 16, 1039); dazu K. Helm, a. O. 45.

266a Zelte als Kirchen der Goten: Sozom. 6, 37; G. Vetter, a. O. 85 Anm. 18; weiteres oben S. 173 Anm. 1.

267 Amm. Marc. 31, 5, 17 *siluerunt immobiles*.

268 CIL. 12, 1122a Z. 1–6; Dio 69, 11, 2; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97.

269 G. Vetter, a. O. 10 mit Literaturangaben.

270 Zum folgenden: Tacit., hist. 1, 79, 5f.; vgl. ann. 6, 35. Dazu M. Rostovtzeff, a. O. 98; 101f.

271 Über sarmatische Lamellenpanzer B. Thordemann, Acta Archaeol. 4, 131. Pferdepanzer scheinen bei den Sarmaten in den Bodenfunden nicht nachgewiesen zu sein: F. E. Brown, Excavat. at Dura-Europos 1932–33, 444 Anm. 8. Von den Darstellungen der Trajanssäule, die schuppengepanzerte Bogenschützen auf ebensolchen Rossen zeigen (C. Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule Nr. XXXI; XXXVII; K. Lehmann-Hartleben, Die Trajanssäule Taf. 17; 20), meint Brown (a. O. 445), sie seien »interesting only as curiosities«. Aber C. Cichorius, a. O. 2, 150f., hat darauf verwiesen, wie sehr die Darstellungen mit Tacit., hist. 1, 79, 5f. übereinstimmen. Wenn auch die Schuppenpanzerung der Reiter in dieser Form unmöglich ist, so hat darum niemand an der Tatsache solcher Panzerung gezweifelt. Wohl aber tut man es beim Pferdepanzer. Ich meine: die klassizistischen Tendenzen der Trajanssäule schlossen die einfache Wiedergabe der Panzerung, die die Eigenform von Roß und Reiter unsichtbar gemacht hätte, aus. Der Künstler wählte statt dessen eine Art der Darstellung, die das organische Gewächs durch die Bedeckung durchscheinen ließ, und kam so dazu, die Körper von Mann und Pferd in ihrer natürlichen Bildung, aber wie mit Fischschuppen bedeckt, wiederzugeben.

272 Amm. Marc. 19, 11, 10. Zur Deutung (aw. *mahrka* = »Tod«) K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 3, 124 Anm. 1; M. Ebert, Reallex. d. Vorgesch. 12, 245; Die Iranier in Südrußland 46; anders E. Benveniste, Journ. asiat. 221, 135f. Das Wort erscheint in einem Gedicht zu Ehren eines parthischen Statthalters als Name des höchsten Gottes: F. Cumont, C.-R. de l'Academie des inscriptions 1931, 278f.; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 98 Anm. 2.

273 Diese Felsbilder (H. Appelgren-Kivalo, Alt-altaische Kunstdenkmäler, Helsingfors 1931; A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 175f.) sind möglicherweise alanisch: M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 269f.; CAH. 11, 100; für awarisch hält sie A. M. Tallgren bei B. Thordemann, Acta arch. 4, 146 Anm. 40.

274 Zur Deutung M. Rostovtzeff, CAH. 11, 99; Sarmaten im Heer des Diokletian und Galerius: Oros. 7, 25, 12.

275 Relief aus Tanais: E. H. Minns, Scythians and Greeks 304 Abb. 218.

276 W. Arendt, Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde N.F. 5, 27.

277 Grabgemälde aus Kertsch: E. H. Minns, a. O. 314 Abb. 224. Zur Deutung L. Malten, Röm. Mitt. 38–39, 331f.

278 E. H. Minns, a. O. 318 Abb. 230.

279 M. Rostovtzeff, Skythien und der Bosporus 1, 557f.; W. W. Tarn, Hellenist. Naval and Milit. Developm. 75 Anm. 1; J. Wiesner, Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient 90.

280 W. Radloff, Aus Sibirien 1, 447, sagt von den Mongolen, daß sie in kurzen Steigbügeln reiten. »Die Schenkel des Reiters liegen vollkommen frei und haben durchaus keinen Schluß, nur die Knie berühren den vorderen Rand des sehr hohen Sattels.« C. Diem (Asiatische Reiterspiele 30) bemerkt dazu: »Der kurze Steigbügel gestattet dem Reiter, sich hoch zu erheben. Der Wunsch danach soll durch das Bogenschießen entstanden sein, das stehend und frei balancierend ausgeübt, dem Schützen eine große Beweglichkeit nach allen Richtungen, auch nach rückwärts, erlaubt.« E. Schäfer beschrieb mir die kurzen Steigbügel und den hohen Sattelsitz, der durch eine untergelegte Polsterung verstärkt ist, bei den osttibetischen Ngolok. Bei ihnen ist der Wunsch maßgebend, die bis zu 5 m lange Reiterlanze von solcher Höhe herab allseitig und frei zu handhaben.

281 Jord., Get. 50, 261.

282 B. Munkácsi, Keletiszemle 5, 236; H. Jacobsohns Einwände (Arier und Ugrofinnen 229) sind schwerlich von Gewicht.

283 M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 222; R. du Mesnil du Buisson, Excavat. at Dura-Europos 1932–33, 192f.; Taf. 18, 3.

284 G. Arwidson, Acta Arch. 10, 57f.

285 E. Maschke, Zeitschr. f. dt. Philol. 51, 166 (die Kenntnis des Aufsatzes verdanke ich J. Weisweiler).

286 Germ. 43–46; G. Ekholm, CAH. 11, 58f.

287 E. Behmer, D. zweischneidige Schwert d. german. Völkerwanderungszeit 21.

288 Prokop., b. Goth. 1, 16, 11.

289 Olympiod. fr. 17 (Hist. Graeci min. Dind. 1, 456f.); Malalas p. 364 Bonn.; A. Alföldi, Ant. Denkm. z. Kenntn. d. Reiterhirten 13. Dazu M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 297. Zum Fangstab vgl. noch C. Diem, a. O. 27f.; überall (auch bei Alföldi) ist übersehen der sasanidisch-ägyptische Stoff aus Antinoë, den N. P. Toll, Recueil Kondakoff 93f. veröffentlicht hat (Neger mit Lasso um den Hals, von einem Reiter fortgeschleppt).

290 Amm. Marc. 31, 5, 8.

291 M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks Taf. 29, 2; H. E. Minns, Scythians and Greeks 316f.; Abb. 227 oben rechts.

292 Veget., epit. 1, 20; vgl. Prokop., l. c. 2, 2, 16.

293 Prokop., l. c. 1, 27, 27.

[294] Zosim. 1, 45, 2; vgl. SHA., v. Claud. 12, 9.
[295] Amm. Marc. 31, 16, 3.
[296] Amm. Marc. 31, 7, 17.
[296a] L. Schmidt. D. Ostgermanen[2] 258.
[297] Amm. Marc. 31, 12, 17.
[298] Jord., Get. 18, 102.
[299] Suidas διοσημεία gibt das Fragment: παρῆσαν δὲ οἱ χίλιοι Σκύθαι, πάσης ὀξύτεροι διοσημείας (2, 113, 1204 Adl.). Vermutlich Dexippos (A. Mai zu F. H. G. 3, 685 Anm.) und, wie ich glaube, auf die Schlacht bei Beroia zu beziehen (anders und unrichtig A. Mai, a. O.); vgl. Jord., Get. 18, 102 *Cniva cum Gothis in modum fulminis ruit.*
[300] Veget., epit. 1, 20; vgl. 3, 26; A. Alföldi, D. Untergang d. Römerherrsch. in Pannonien 1, 90.
[301] O. Höfler, Deutsche Kultur im Leben der Völker, 2. Heft (1940), 181f.
[301a] Agnellus, MGH., Script. rer. Langob. 338; Walafried Strabo, MGH., poetae lat. aevi Carol. 2, 370f.
[302] Prokop., b. Goth. 4, 32, 18f.
[302a] C. Diem, a. O. 86f.; 90f.
[303] *strava:* Jord., Get. 49, 258 nach Priskos. Vgl. H. Jacobsohn, Arch. f. dt. Wortforschung 42, 88. Die feste Terminologie zeigt, daß der Brauch älter war. Auffassung und Belege verdanke ich G. Baesecke, von dem auch die Übersetzung der Beowulfverse stammt (Vor- und Frühgesch. des dten. Schriftt. 1, 361f. u. Anm.). Vgl. noch K. Helm, a. O. 2, 1, 19.
[304] V. Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées 59.
[305] V. Thomsen, a. O. 60f.; O. Franke, Abh. BAW. 1901, 13.
[306] V. Thomsen, a. O. 59f.
[307] 3171f.; dazu J. O. Plassmann, Germanien 1942, 83f., wo noch weitere Zeugnisse angeführt sind.
[308] Auch die Römer kannten den Umritt um das Grab: Herodian. 4, 2, 9 und das Basisrelief von der Säule des Antoninus Pius im Giardino della Pigna.
[309] Amm. Marc. 16, 12, 34.
[310] Prokop., b. Goth. 2, 25, 2f.
[311] K. Meuli im Handwörterb. d. dtsch. Aberglaubens Art.: »Maske«. 1794f.; M. Ninck, Wodan und germanischer Schicksalsglaube 106f.
[312] Grundlegend O. Höfler, Brauch und Sinnbild 101f.
[313] Das Felsbild Taf. 90 ist m. W. hier erstmalig veröffentlicht. Es wurde von E. Trautmann und mir im Sommer 1938 aufgenommen. Vgl. O. Almgren, Felsbilder als relig. Urkunden 8 Abb. 7; O. Höfler, Hist. Zeitschr. 157, 12.
[314] M. Ninck, a. O. 40f.
[315] Amm. Marc. 31, 15, 2; vgl. 7, 9; 8, 9.
[316] M. Ninck, a. O. Taf. 1, 3; 2.
[317] Amm. Marc. 16, 12, 36; 44; 31, 13, 10 u.a.m.
[318] Grundlegend O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen 1; ZdA. 73, 109f.; weiteres bei F. R. Schröder, Germ.-roman. Monatsschr. 1938, 97f.
[319] M. Ninck, a. O. Taf. 6, 2.
[320] O. Almgren, a. O. 137; 139; Abb. 93; O. Höfler, Hist. Zeitschr. 157, 12.
[321] Strabon 7 p. 294.
[322] Plutarch., Crass. 23, 8f.; Justin. 41, 2, 8; dazu F. Altheim, Die Soldatenkaiser 30f.
[323] F. Specht, KZ. 65, 209; F. R. Schröder, Germ.-rom. Monatsschr. 1939, 337f.
[324] M. Ninck, a. O. 30f.; O. Höfler, Von dtsch. Art in Sprache u. Dichtg. 2, 24; weitere Literatur bei J. Wiesner, Fahren und Reiten 88.
[325] M. A. Castrén, Vorles. über die finn. Mythologie 298f.
[326] Die Belege bei G. Vetter, a. O. 23; 94 Anm. 137–138.
[327] Prokop., b. Goth. 1, 27, 27.
[328] Prokop., b. Vand. 2, 3, 9.
[329] A. Alföldi, Arch. Anz. 1931, 399f.; K. Kerényi, Mnemos. 1939, 161f.
[329a] Für Überlassung von Lichtbildern bin ich E. Peiner zu besonderem Dank verpflichtet.
[330] J. J. M. De Groot, The Religious System of China 4, 270.

[331] O. Franke, Abh. BAW. 1901, 20; K. Shiratori, Keleti szemle 3, 134f.; F. Hirth, Journ. Amer. Orient Soc. 37, 100.
[332] W. Radloff, Aus Sibirien 1, 131; weiteres bei F. Kretschmar, Hundestammvater und Kerberos 1, 6f.
[333] W. Radloff, a. O. 1, 129; V. Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées 59.
[334] A. v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 68 Abb. 102.
[335] A. v. Le Coq, a. O. 68 Abb. 101; 72 Abb. 116–117.
[336] A. Salmony, Euras. Sept. Ant. 10, 54f.
[336a] A. V. Schmidt, Euras. Septr. Ant. 1, 18f.; L. Halphen, CAH. 12, 101f.
[337] A. Alföldi, Arch. Anz. 1931, 398f.
[338] Zusammenfassend M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 51f.; The Animal Style 17f.
[339] Gallus-Horváth, Un peuple cavalier préscythique en Hongrie (Diss. Pannon. 2, 9).
[340] M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 181f.; CAH. 11, 102f.; The Animal Style 41f.; L. Halphen, CAH. 12, 100f.
[341] M. Rostovtzeff, The Animal Style Taf. 12, 4.
[342] Über sarmatisch-südrussische Einflüsse auf den Stoffen von Noin Ula: M. Rostovtzeff, a. O. 86f.
[343] G. Müller-Kuales, a. O. 1168f.
[344] J. Strzygowski, Altai, Iran und Völkerwanderung 276, wo weit. Lit. angegeben ist.
[345] v. Jenny -Volbach, German. Schmuck 20.
[346] v. Jenny -Volbach, a. O. 10; 21.
[347] v. Jenny-Volbach, a. O. Taf. 4, 1–2.
[348] v. Jenny-Volbach, a. O. 21.
[349] Nach einem Vortrag von H. Kühn in der Vereinigung der Saalburgfreunde 9. 3. 1942. Vgl. A. Salmony, Sino - Siberian Art Taf. 39, 1–4.
[350] v. Jenny-Volbach, a. O. 20; 21.
[351] O. Höfler, Deutsche Kultur im Leben der Völker, 2. Heft (1940), 183. Weitere Beispiele aus der Geschichte der Wandalen und und Heruler 179f.
[352] M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 206f.
[353] A. Alföldi, D. Untergang d. Römerherrschaft in Pannonien 89f.
[354] Jord., Get. 22, 113: *iuxta flumina Marisia, Miliare et Gilpil et Grisia.*
[355] Dexipp. fr. 24 FHG. 4, 685 Müll.; fr. 7 Jac. Die später in Ägypten nachweisbare ala VIII Vandiliorum (Not. dign., or. 28, 25) geht darauf zurück; darüber zuletzt L. Schmidt, D. Ostgermanen[2] 106; F. Zucker, Geist. Arb. 1939, Nr. 13, 4.
[356] Hieron., ep. 123, 15, 2, der daneben noch Sarmaten erwähnt. Vgl. E. Stein, Gesch. d. spätröm. Reiches 1, 382 Anm. 1; L. Schmidt, a. O. 108; Prokop., b. Vand. 1, 5, 18.
[357] Prokop., l. c. 1, 24, 3.
[358] Prokop., l. c. 1, 19, 11f.; 2, 3, 1f.
[359] v. Jenny-Volbach, a. O. Taf. 14; weitere Literatur S. 40.
[360] N. Fettich, Acta Archaeol. 1, 221f.
[361] N. Fettich, a. O. 261f.
[362] N. Fettich, a. O. 256f.; 262.
[363] Das Folgende verdanke ich einem mündlichen Hinweis von H. Steinacker.
[364] Prokop., b. Vand. 1, 2, 2.
[365] Prokop., l. c. 1, 3, 1.
[366] Prokop., l. c. 1, 2, 4–5.
[367] E. Sadé, Festschr. A. Oxé 169f.
[368] Hist. 1, 79, 5f.
[369] G. Vetter, a. O. 17f., mit Beispielen.
[370] Auch bei den Sarmaten kann in einem besonderen Fall auf den Gebrauch des Bogens verzichtet werden (Tacit., ann. 6, 35). Bei den chinesischen Reiterheeren der Han ist es ein besonderes Verdienst, wenn »im Nahkampf mit kurzen Waffen eine Menschen vertilgende Schlacht geliefert« wird (J. J. M. De Groot, Chines. Urk. zur Gesch. Asiens 1, 121). Bei Goten und Wandalen aber ist es grundsätzliche Haltung. Eine Parallele aus der griechischen Archaik bei W. Schadewaldt in: Das neue Bild der Antike 1, 73f.
[371] F. R. Schröder, Röm.-germ. Monatsschrift 1939, 349.
[372] Zum folgenden F. R. Schröder, a. O. 351, mit Benützung seiner Worte. – Man möchte E. T. Lawrences vielgenannte Sätze heranziehen, darin er den Heldenruhm der deut-

schen Abteilungen während des türkischen Rückzuges 1918 kündet: »Sie waren zweitausend Meilen von ihrer Heimat entfernt, ohne Hoffnung im fremden, unbekannten Land, in einer Lage, verzweifelt genug, um auch die stärksten Nerven zu brechen. Dennoch hielten ihre Trupps fest zusammen, geordnet in Reih und Glied, und steuerten durch das wirr wogende Meer von Türken und Arabern wie Panzerschiffe, schweigsam und erhobenen Hauptes. Wurden sie angegriffen, so machten sie halt, nahmen Gefechtsstellung und gaben wohlgezieltes Feuer. Da war keine Hast, kein Geschrei, keine Unsicherheit. Sie waren prachtvoll.« (Aufstand in der Wüste 338; Die sieben Pfeiler der Weisheit 800.)

373 M. Rostovtzeff, Artibus Asiae 4, 112f.; Semin. Kondakov. 6, 166; A. Salmony, Sino-Siberian Art 61.
374 A. Alföldi, Arch. Anz. 1931, 399f.
375 M. Rostovtzeff, Journ. des arts Asiat. 1, 11f.; The Animal Stile 93; Semin. Kondakov. 6, 166.
376 D. Comparetti, Der Kalewala 209f.; auch M. A. Castréns Abhandlung »Über die Zauberkunst der Finnen« (Kleine Schrift. 9f.) ist heranzuziehen. Finnen als »Erzzauberer«: O. Höfler, Brauch und Sinnbild 112 mit Literaturangaben.
377 Zum folgenden G. Baesecke, Vor- u. Frühgeschichte des deutschen Schrifttums 1, 175f.; L. Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit 50f.
378 Sehr bezeichnend das Hildebrandslied: es hat den Zweikampf zwischen Vater und Sohn möglicherweise einem iranischen Vorbild entlehnt (G. Baesecke, Nachr. Gött. Ges. Wiss. N. F. 3, 139f.), aber es hat nicht nur den tragischen Gehalt vertieft (G. Baesecke, a. O. 152f.), sondern den Ringkampf, den Bogen und die Keule weggelassen.
379 G. Baesecke, a. O. 175f.
380 G. Baesecke, a. O. 177f.
381 Belege bei F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 327f.
381a V. Thomsen, a. O. 97f.
382 G. Baesecke, a. O. 164.
383 Th. Mommsen in der Einleitung zu seiner Jordanes-Ausgabe XXXVIIf.
384 Das Schi ki von den Hunnen: »Eine Schrift besitzen sie nicht.« J. J. M. De Groot, Chin. Urk. z. Gesch. Asiens 1, 3.
385 G. Baesecke, a. O. 1, 175f.
386 Jord., Get. 24, 121f.; K. Helm, a. O. 2, 1, 22f.; 28; zum ersten Namensbestandteil H. Jacobsohn, a. O. 7f.
387 F. Altheim, Germanien 1939, 49f.; Die Soldatenkaiser 81 Anm. 3.
388 Zum folgenden O. Höfler, Hist. Zeitschrift 157, 9f.; Brauch und Sinnbild 117f.; 135.
389 O. Höfler, Hist. Zeitschr. 157, 9; *Gapt* Jord., Get. 79.
390 Jord., Get. 78.
391 O. Höfler, a. O. 6f.; 13f. – Der Widerspruch, den Höflers Auffassung gefunden hat, ist mir bekannt, hat mich aber nicht zu überzeugen vermocht.
392 O. Höfler, a. O. 19 Anm. 1.
393 Agath. 1, 20 p. 58, 11f. Bonn. Den Hinweis auf die Stelle verdanke ich R. Delbrueck.
394 Amm. Marc. 20, 4, 17f.
395 F. R. Schröder, a. O. 348. Selbst dem Geschlecht Konstantins d. Gr. glaubten die Goten die Treue halten zu müssen: Amm. Marc. 27, 5, 1; dagegen die römische Auffassung 5, 2 Anfang.
396 H.-E. Giesecke, a. O. 36f.
397 H.-E. Giesecke, a. O. 57f.
398 Ep. Auxentii f. 305f. bei H.-E. Giesecke, a. O. 19.
399 M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 186f.; Semin. Kondakov. 6, 173; anders jüngst H. Leisegang, Eranos Jahrb. 1939, 231f. Die Schale verdient eine eigene Untersuchung. Wichtig wäre es, wenn der Schatz sich als Besitz des Christenfeindes Athanarich erweisen ließe; vgl. die Erörterung bei Arntz-Zeiß, Die einheim. Runendenkmäler 55f.
400 G. Rodenwaldt, CAH. 12, 561f.
401 J. Strzygowski, Altai, Iran und Völkerwanderung 289 Anm. 1.

1 Die Sieben Säulen der Weisheit (Dte. Übersetz.) 8f.
2 F. Hommel in D. Nielsen, Handb. d. arab. Altertumskde. 1, 89f.
3 F. Hommel, a. O. 106 Anm. 6; P. K. Hitti, History of the Arabs 56; Tkač, RE. 8, 2184.
4 Peripl. mar. Erythr. 23; Plin., n. h. 6, 104; Ptolem., geogr. 6, 7, 41; A. Sprenger, D. Geogr. des alten Arabien 76f.
5 D. H. Müller, Die Burgen und Schlösser Südarabiens nach d. Iklīl des Hamdānī 2, Taf. 2.
6 D. H. Müller, a. O. 1, 37.
7 N. Rhodokanakis bei D. Nielsen, a. O. 1, 117f.
8 Die Stellen bei P. v. Rohden, RE. 2, 356.
9 E. Glaser, Reise nach Mârib 58f.; 177; A. Grohmann bei D. Nielsen, a. O. 1, 160f.
10 P. K. Hitti, a. O. 56. Über die Art der Ernte B. Thomas, Arabia Felix 122f.
11 Strabon 16 p. 768; 778; P. K. Hitti, a. O. 36; N. Rhodokanakis bei D. Nielsen, a. O. 110.
12 N. Rhodokanakis bei D. Nielsen, a. O. 1, 110f.
13 Strabon 16 p. 778.
14 Zum folgenden M. Rostovtzeff, Caravan Cities 12f.; 22; 27; P. K. Hitti, a. O. 49f.; 58f.
15 W. W. Tarn, Journ. Egypt. Arch. 15, 11.
16 A. Musil, The Northern Ḥeǧāz 288f.; Northern Neǧd 224f.
17 Strabon 16, p. 768; nabatäische Nekropole von Madain: A. Musil, The Northern Ḥeǧāz 109f.
18 Strabon 16 p. 776.
19 Zum folgenden W. W. Tarn, a. O. 9f.; M. Rostovtzeff, a. O. 25f.; 56f.; H. G. Rawlison, Intercourse between India and the Western World 88f.
20 M. Rostovtzeff, a. O. 28.
21 Über seinen Verlauf M. J. Clédat, Bull. Inst. franç. archéol. orient. Caire 17, 103f.
22 H. G. Rawlison, a. O. 90f.
23 W. W. Tarn, a. O. 16f.
24 N. Rhodokanakis, Zeitschr. f. Semitistik 2, 113f.; W. W. Tarn, a. O. 20; M. Rostovtzeff, a. O. 21.
25 M. Rostovtzeff, Arch. f. Pap. 4, 304f.
26 M. Rostovtzeff, a. O. 306.
27 Strabon 16 p. 780; M. Rostovtzeff a. O. 306.
28 Peripl. 19; M. Rostovtzeff, Caravan Cities 65; W. W. Tarn, a. O. 23.
29 Strabon 2 p. 98f.; dazu K. Reinhardt, Poseidonios 36f.
30 W. Otto, RE. 8, 1660f.; M. Rostovtzeff, a. O. 28; H. G. Rawlinson, a. O. 109f., der aber Hippalos' Entdeckung erst in die Zeit des Claudius setzt. Zuletzt Otto-Bengtson, Abh. Bayer. AW., N. F. 17 (1938), 194f.
31 Über den Kampf um den Seeweg nach Indien H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 103f.
32 Tkač, RE. 8, 2183.
33 P. K. Hitti, a. O. 58.
34 W. Schur, Die Orientpolitik des Kaisers Nero 49f.
35 n. h. 6, 96f.; 101f.
36 Zum Zeitansatz zuletzt: J. Kennedy, Journ. R. Asiat. Soc. 1916, 829f.; 1918, 106f.; W. H. Schoff, ebenda 1917, 827f.; The Periplus of the Erythraean Sea 7f.
37 Peripl. 26; H. G. Rawlison, a. O. 106.
38 Peripl. 23; M. Rostovtzeff, Arch. f. Pap. 4, 308; W. Schur, a. O. 45f.; über Charibael G. F. Hill, Catal. of Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia LXIV.
39 Peripl. 26; M. Rostovtzeff, a. O. 308f.; W. Schur, a. O. 46.
40 Philostorg., hist. eccl. 3, 4; Tkač, RE. 6, 890f.; vgl. Cod. Theod. 12, 2, 12 und E. Littmann, RE. Suppl. 7, 6.
41 H. G. Rawlinson, a. O. 129f.
42 Pap. Oxyrrh. 413.
43 E. Hultzsch, Hermes 39, 307f.
44 H. G. Rawlinson, a. O. 139 Anm. 4, wo irrig der Mercator genannt ist.
45 W. Schur, a. O. 52f.
45a G. F. Hill, a. O. LXXXIV.
46 Peripl. 26; W. Schur, a. O. 52.
47 C. Conti Rossini, Journ. asiat. 1921, 2,5f.; 25f.; 36; F. Hommel bei D. Nielsen, a. O. 1, 104; P. K. Hitti, a. O. 60.

[47a] J. Wellhausen, Reste arab. Heidentums[2] 22f.; R. Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'Islam 132; 143f.; 153; nordarabische Götter in Südarabien 132.
[48] E. Glaser, Mitt. Vorderasiat. Gesellsch. 1897, 360f.; F. Hommel bei D. Nielsen, a. O. 1, 105f; Grohmann, Enz. d. Isl. 3, 304f.
[49] P. K. Hitti, a. O. 64.
[50] G. Rothstein, Die Dynastie der Lachmiden in al-Ḥīra 36.
[51] Zum folgenden A. Müller, Der Islam 1, 27; G. Rothstein, a. O. 33f.; P. K. Hitti, a. O. 64f.
[52] P. K. Hitti, a. O. 65 Anm. 1; vgl. J. Wellhausen, Skizzen u. Vorarb. 4, 5; J. Schleifer, Enz. d. Isl. 2, 150. Zweifelnd stand noch Th. Nöldeke der südarabischen Abkunft der Ghassaniden gegenüber: Abh. Berl. Akad. 1887, 2, 6. Über eine südarabische Lokalüberlieferung B. Thomas, Arabia Felix 129.
[53] J. Wellhausen, a. O. 4, 5; H. H. Bräu, Enz. d. Isl. 4, 675; F. Krenkow, ebendort 2, 1094f.; über Imrualkais C. Huart, ebendort 1, 500; H. Grimme, D. weltgesch. Bdtg. Arabiens und Mohammed 24.
[54] Zum folgenden F. Cumont, CAH. 11, 613f.
[55] Strabon 16 p. 736; 739; 767 u. a. m.
[56] Strabon unterscheidet solche Araber, die halb als Nomaden, halb als Bauern leben (16 p. 777) von den reinen σκηνῖται καὶ καμηλοβοσκοί (16 p. 767f.; 777). Vgl. noch R. Dussaud, a. O. 150; 156; M. v. Oppenheim, D. Beduinen 1, 22.
[57] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 60.
[58] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 100; über die Ituräer Strabon 16 p. 755; Dessau 2683; F. Cumont, a. O. 614f.
[59] Plin., n. h. 5, 81f. nach den Kommentarien des Agrippa; vgl. F. Cumont, a. O. 616.
[60] F. Cumont bei A. Poidebard, La trace de Rome dans le désert de Syrie VII.
[61] Strabon 16 p. 753.
[62] M. Rostovtzeff, a. O. 32f.; 68f.
[64] F. Cumont bei A. Poidebard, La trace de Rome dans le désert de Syrie VIIf.
[65] F. Cumont, a. O. VIII; CAH. 11, 860; Fouilles de Doura-Europos L.
[66] A. Poidebard, a. O. 52.
[67] Dessau 5834; 5845f.; ihre Fortdauer in islamischer Zeit, H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9. 143.
[68] R. Cagnat, Syria 8, 53f.
[69] Jaussen-Savignac, Mission archéol. en Arabie 2, VIIIf.
[70] Jaussen-Savignac, a. O. 28f.; Lagrange, C.-R. de l'Acad. des inscriptions 1909, 157f.; W. W. Tarn, Journ. Egypt. Arch. 15, 18.
[71] Plin., n. h. 6, 13; Jaussen-Savignac, a. O. XI.
[72] Jaussen-Savignac, a. O. XIII; A. Musil, The Northern Ḥeǧāz 299f.
[73] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 111; der Handel zwischen Gerrha und Teima: M. Rostovtzeff, Caravan Cities 13.
[74] E. Littmann, Thamūd und Ṣafā 2f.
[75] Jaussen-Savignac, a. O. VIII; P. K. Hitti, a. O. 72; W. W. Tarn, a. O. 16f.; E. Littmann, a. O. 28.
[76] Zur Datierung W. W. Tarn, a. O. 17f.; 24f.; E. Littmann, a. O. 28f.
[77] Zur thamudischen Schrift: Jaussen-Savignac, a. O. XIIIf.; E. Littmann, a. O. X.
[78] E. Littmann, a. O. 92; 95f.; safaïtische Inschriften östlich von Amman und in Rutbah: R. Dussaud, Syria 10, 144f.
[79] E. Littmann, a. O. 98; P. K. Hitti, a. O. 71.
[80] E. Littmann, a. O. 106.
[81] E. Littmann, a. O. 97.
[82] Dussaud-Macler, Voyage archéol. au Safa et dans le Djebel ed-Drūz 3f.; A. Poidebard, a. O. 126; 195; P. K. Hitti, a. O. 72; E. Littmann, a. O. 104.
[83] E. Littmann, a. O. 104.
[84] E. Littmann, a. O. 104.
[85] E. Littmann, a. O. 105; 126.
[86] E. Littmann, a. O. 23f.
[87] E. Littmann, a. O. 93; 95f.
[88] E. Littmann, a. O. 93; 126; A. Poidebard, a. O. 126.
[89] E. Littmann, a. O. 98.
[90] E. Littmann, a. O. 107f.; 118.
[91] E. Littmann, a. O. 100; 116.
[92] E. Littmann, a. O. 101.

[93] E. Littmann, a. O. 98; M. v. Oppenheim, a. O. 1, 27.
[94] E. Littmann, a. O. 98; 114.
[95] E. Littmann, a. O. 100.
[96] E. Littmann, a. O. 101; 103 und die Inschriften Nr. 18 S. 125; Nr. 33 S. 131; Nr. 58 S. 139.
[97] Th. Nöldeke, Abh. BAW. 1887, 2, 10f.
[98] Malal. p. 434f. Bonn.; Th. Nöldeke, a. O. 11 Anm. 3.
[99] Zum folgenden Clermont-Ganneau, Journ. des savants 1906, 52; M. v. Berchem, ebendort 1909, 403; Jaussen-Savignac, a. O. 3, 124f.
[100] H. Lammens, a. O. 116f.; 343f.; 359.
[101] Tkač, RE. 5, 1790; A. Musil, Arabia Deserta 515; 531f.; E. Littmann, a. O. 1; ob Plin., n. h. 6, 146 Dumatha = Dumat el-Dschandal ist, bleibt zweifelhaft, da es an den Tigris verlegt ist. Eher schon 6, 157 *oppidum Domata.* Nabatäische Inschrift in Dumat el-Dschandal: A. Musil, a. O. 515.
[102] A. Musil, a. O. 127.
[103] A. Poidebard, a. O. 96f.; 99f.; 101f.
[104] Th. Nöldeke, Tabaris Gesch. der Perser und Araber 25 Anm. 1; H. Lammens, a. O. 343; G. Rothstein, Die Dynastie der Lachmiden in al-Ḥīra 39; 44; H. H. Schaeder, Gnomon 9, 344f.
[104a] Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 28.
[105] R. Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'Islam 34; D. Talbot Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 257.
[106] H. Lammens, a. O. 344.
[107] Von E. Trautmann, Herbst 1938.
[108] Sarre-Herzfeld, Archäol. Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet 4, Taf. 7f.
[109] D. Talbot Rice, Ars Islamica 1, 65f.; Abb. 18.
[110] Herodian. 3, 11, 8.
[111] Herodian. 2, 7, 9.
[112] Herodian. 2, 7, 9—10.
[113] A. v. Gutschmidt, Unters. z. Gesch. des Königreichs Osrhoëne, Mém. Acad. des sciences St. Petersburg, 7. sér., 35 (1887) 1f.
[114] N. C. Debevoise, A Political History of Parthia 51; 165f.
[114a] A. Mingana, Sources Syriaques 1, 105; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 35; 60.
[115] N. C. Debevoise, a. O. 38; Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 13 Anm. 5; E. Herzfeld, Am Tor von Asien 150 Anm. 60.
[116] Strabon 16 p. 745f.; Joseph., Ant. 20, 17 bis 33; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 114; C. B. Welles, Yale Class. Stud. 5, 125f.; The Doctrine of Addai, the Apostle, ed. G. Philipps 18; 31.
[117] CIS. 2, 1, 72; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 159 Anm. d.
[118] Die Literatur ist unten S. 209 Anm. 288 angegeben.
[119] C. B. Welles, a. O. 134 Anm. 51.
[120] N. C. Debevoise, a. O. 164; vgl. 155f.
[121] E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 34.
[122] A. Mingana, Sources Syriaques 1, 101f.; E. Sachau, a. O. 58.
[123] A. Mingana, a. O. 105; E. Sachau, a. O. 34f.; vgl. 60.
[124] E. Herzfeld, Arch. Mitt. aus Iran 4, 98f.; W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 306; 344f.; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 112; 114.
[125] Joseph., ant. 18, 310—79; N. C. Debevoise, a. O. 155f.; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 115.
[126] Zur Chronologie zuletzt A. R. Bellinger, Yale Class. Stud. 5, 142f.
[127] Arrian., Parth. fr. 54—56 Roos; Dio 68, 23, 2; Eutrop. 8, 3, 1; Ruf. Fest. 20.
[128] Dio 68, 22, 1; Arrian., Parth. fr. 49; M. Rostovtzeff, a. O. 115; N. C. Debevoise, a. O. 226.
[129] A. v. Gutschmidt, Geschichte Irans 143.
[129a] E. Herzfeld, ZDMG. 68, 665.
[129b] M. v. Oppenheim a. O. 1, 131f.
[130] Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. der Perser u. Araber 34f.; G. Rothstein, Die Dynastie der Lachmiden in al-Ḥīra 42f.; D. B. Macdonald, Enz. d. Isl. 2, 219; E. Herzfeld, ZDMG. 68, 658f.
[131] Th. Noeldeke, a. O. 35 Anm. 1; 500; G. Hoffmann, Auszüge aus syrischen Akten pers Märtyrer 185f.; G. Rothstein, a. O. 43 Anm. 1

[132] W. Andrae, Hatra 1, 162; Abb. 279; Taf. 13, 22; E. Herzfeld, ZDMG. 68, 659f.; N. C. Debevoise, a. O. 235 Anm. 111.

[133] G. Rothstein, a. O. 43; vgl. E. Herzfeld, ZDMG. 68, 665.

[134] G. Rothstein, a. O. 29; H. Lammens, Enz. d. Isl. 2, 1172.

[135] Baur-Rostovtzeff, Excav. at Dura-Europos 1928–29, 16; Taf. 5; 1929–30, 18f.; Taf. 7.

[136] F. Oelmann, Bonn. Jahrb. 27, 144f.; 198; 231 Abb. 37; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 206.

[137] A. Grohmann bei D. Nielsen, a. O. 1, 150f.; D. Krencker, Deutsche Aksum-Expedition 2, 79f.

[138] Über diese Verbindung E. Diez, Kunst der islam. Völker XII.

[140] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 88; Salles-Ghirshman, Rev. des arts asiat. 10, 120; K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligt. 24f.

[141] W. Andrae mündlich.

[142] C. B. Welles, Yale Class. Stud. 5, 121.

[143] C. B. Welles, a. O. 124.

[143a] C. B. Welles, a. O. 133; J. Marquart, ZDMG. 68, 665f.

[144] C. B. Welles, a. O. 135.

[145] C. B. Welles, a. 133 Anm. 50 mit reichen Belegen.

[146] Über den Terminus C. B. Welles, a. O. 134 Anm. 51.

[147] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 101; 129; J. B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 40f.; 107; 137.

[148] W. Andrae, Hatra 2, 24f.; 58.

[149] Zum folgenden Dio 68, 31, 1f.

[150] Die Beschreibung in den Letters of Gertrude Bell 247f. ist übertrieben. Der Schammar-Scheich Mischan zeigte mir im Oktober 1938 Süßwasserquellen unweit des Wadi Tharthar; vgl. W. Andrae, a. O. 10.

[151] Dio 68, 31, 4; die Schilderung trifft noch heute zu. Vgl. Amm. Marc. 24, 8, 3.

[152] Andrae-Lenzen, Die Partherstadt Assur 2; W. Andrae, Das wiedererstandene Assur 171f.

[153] Vgl. Dio 76, 11, 3.

[154] Dio 68, 31, 3.

[155] Dio 75, 12, 2.

[156] Dio 75, 10, 1.

[157] Ein Beispiel bei Andrae-Lenzen, a. O. Einltg.

[158] Zur Chronologie zuletzt N. C. Debevoise, a. O. 262 Anm. 103.

[159] Zum folgenden: Herodian. 3, 9, 4; E. Herzfeld, ZDMG. 68, 668f.

[160] Dio 75, 11, 2f.; Herodian. 3, 9, 5f. mit anderen Einzelheiten. Zu den Pfeilen der Wurfmaschinen N. C. Debevoise, a. O. 261 Anm. 102.

[160a] Dio 75, 11, 2.

[161] Dio 75, 11, 1.

[162] Dio 75, 12, 1; vgl. 68, 31, 2.

[163] Vgl. Dio 75, 12, 3.

[164] Zum folgenden Dio 75, 12, 2f.

[165] Zuletzt E. Herzfeld, ZDMG. 68, 669f.

[166] Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. der Perser u. Araber 36f.

[167] Amm. Marc. 25, 8, 5.

[168] Th. Noeldeke, a. O. 37.

[169] Th. Noeldeke, a. O. 23f.

[170] Th. Noeldeke, a. O. 24 Anm. 1.

[171] G. Rothstein, Die Dynastie der Lachmiden in al-Ḥīra 13f.; 17; D. Talbot Rice, Ars Islamica 1, 51; Antiquity 6, 279f.; Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 255f.

[172] D. Talbot Rice, Ars Islamica 1, 54f.; 57f.; 69; 73; Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 265f.

[173] G. Rothstein, a. O. 19f.

[174] G. Rothstein, a. O. 26f.

[175] E. Littmann, Thamūd und Ṣafā 102; dazu die Inschriften Nr. 40 S. 133; Nr. 44 S. 135.

[176] Strabon 16 p. 767. Dazu G. Rothstein, a. O. 26 über die Weinkneipen Hiras.

[177] Th. Noeldeke, a. O. 24; G. Rothstein, a. O. 28.

[178] G. Rothstein, a. O. 32.

[179] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 8, 217f.; 9, 150; 176; 213; Journ. asiat. 1916, 2, 425f.

[180] H. Lammens, Journ. asiat. 1916, 2, 426.

[181] G. Rothstein, a. O. 28.

[182] G. Rothstein, a. O. 29.

[183] G. Rothstein, a. O. 29f.

[184] P. K. Hitti, a. O. 65.

[185] G. Rothstein, a. O. 41f.; H. Lammens, Enz. d. Isl. 3, 12; P. K. Hitti, a. O. 65; D. Talbot Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 258.

[185a] W. K. Loftus, Chaldaea and Susiana 223; G. F. Hill, a. O. CCV Anm. 3.

[186] G. Rothstein, a. O. 30.

[187] E. Littmann, Florilegium Melchior de Vogüé 386f.

[188] G. Rothstein, a. O. 39; 41.

[189] E. Herzfeld, Paikuli 136f.; 140f.; Schmidt-Polotsky, SBAW. 1933, 28f.; H. H. Schaeder, Gnomon 9, 344f.

[190] G. Rothstein, a. O. 22f.

[191] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 348.

[191a] Ginza. Übers. u. erkl. von M. Lidzbarski 407 Z. 19f.

[192] G. Rothstein, a. O. 31.

[193] Ausgrabungen in Hira: D. Talbot-Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 19, 254f.; Antiquity 6, 276f.; Ars Islamica 1, 51f. Die älteren Arbeiten von L. Massignon (C.-R. de l'Acad. des inscriptions 1909, 202f.; Gazette des beaux arts 1909, 1, 297f.) gehen von der irrigen Gleichsetzung Ochejdirs mit Chavarnak (G. Rothstein, a. O. 13f. und Nachtr.) aus.

[194] D. Talbot Rice, Ars Islamica 1, 51f.; Abb. 2; Antiquity 6, 284; Abb. 5.

[195] E. Diez, Die Kunst der islam. Völker 32; D. Talbot Rice, Ars Islamica 1, 52.

[196] D. Talbot Rice, a. O. 1, 52 Anm. 5; A. Mez, Renaissance des Islam 360; H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 4, 105 Anm. 8.

[197] Übersetzt bei E. Diez, a. O. 37.

[198] D. Talbot Rice, a. O. 65; 66; 69.

[199] G. L. Bell, Palace and Mosque at Ukhaidir (1914); O. Reuther, Ochejdir (1912).

[200] E. Diez, a. O. 32.

[201] E. Diez, a. O. 32.

[202] E. Diez, a. O. 34.

[203] G. Rothstein, a. O. 12f.; E. Herzfeld, Islam 1, 127 Anm. 1; H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 4, 104f.; F. Buhl, Enz. d. Isl. 2, 233f.

[204] F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos L; H. Seyrig, Syria 13, 259f.; R. Dussaud, Syria 14, 77f.

[205] M. Rostovtzeff, Mélanges Glotz 798; J. Cantineau, Rev. d'Assyriol. 27, 25; E. Herzfeld, ZDMG. 68, 664; 672.

[206] G. Rothstein, a. O. 12f.; A. Musil, The Middle Euphrates 102 Anm. 57; Ἔρθα Steph. Byz.: Th. Noeldeke, a. O. 25 Anm. 1.

[206a] D. Talbot Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 259.

[207] Th. Noeldeke, Abh. BAW. 1887, 2, 47f.; H. Lammens, a. O. 142f.; 361; Mélanges 4, 91; 106.

[208] D. H. Müller, Die Burgen und Schlösser Südarabiens nach dem Iklīl des Hamdānī 1, 13f.; P. K. Hitti, a. O. 57.

[209] F. Stark, Seen in the Hadramaut 13, 21; 84; vgl. D. H. Müller, a. O. 1, 44; die Reste von Ghumdan bei H. Grimme, D. weltgesch. Bdtg. Arabiens u. Mohammed 81 Abb. 55.

[210] A. Grohmann bei D. Nielsen, a. O. 1, 155f., besonders Abb. 44.

[211] D. Krencker, Deutsche Aksum-Expedition 2, 107f.

[212] A. Grohmann bei D. Nielsen, a. O. 1, 156; D. Krencker, a. O. 2, 7f.; E. Littmann, RE. Suppl. 7, 3.

[213] A. Musil, The Middle Euphrates 106 Abb. 34; D. Talbot Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 1932, 257f.; Karte auf S. 255.

[214] M. van Berchem, Journ. des savants 1909, 401f.; C. H. Becker, Zeitschr. f. Assyriol. 19, 419f.; E. Herzfeld, Islam 1, 28; 105f.; P. H. Lammens, a. O. 91f.; Jaussen-Savignac, a. O. 3, 124f.; H. Lammens, Mélanges 9, 344 und die Anm. 4 genannte Literatur; Mélanges 4, 91f.; 110f.; D. Talbot Rice, a. O. 257.

[215] E. Herzfeld, a. O. 124f.; H. Lammens, a. O. 104f.

[216] P. K. Hitti, a. O. 292.

[216a] K. Erdmann, D. iran. Feuerheiligtum 26f.

[217] Die Ausgrab. d. zweiten Ktesiphon-Exped. 1931–32 Plan; O. Reuther, Antiquity 1929,

434f.; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 203; weit. bei E. Herzfeld, ZDMG. 68, 669.
[218] Strabon 16 p. 743.
[219] Strabon 16 p. 743.
[220] A. Poidebard, La trace de Rome dans le désert de Syrie 191f.; 194f.; 199.
[221] Fl. Lieutenant Maitland, R.A.F., Antiquity 1927, 197f.; Taf. 3; L. W. B. Rees, ebendort 1929, 400 Taf. 1f.; R. Dussaud, Syria 10, 144f.
[222] Dio 75, 11, 2; vgl. Herodian 3, 1, 3.
[223] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 28; Letters of G. Bell 529.
[224] H. Lammens, a. O. 148f.; 214.
[224a] Über zwei Reiterregimenter in Hira, davon das eine aus Tanuch gebildet, vgl. G. Rothstein, a. O. 134f. Später trat der Einfluß d. sasanidischen Heeresorganisation hinzu.
[225] F. Buhl, Enz. d. Isl. 2, 334.
[226] E. Littmann, Thamūd und Ṣafā 116.
[227] E. Littmann, a. O. 117.
[228] E. Littmann, a. O. 107; R. Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'Islam 155.
[229] Notit. dign., or. 28, 17.
[230] Jaussen-Savignac, a. O. 2, 115 Abb. 47; 128 Abb. 49; Taf. 10, 1; E. Littmann, a. O. 36f.
[231] A. Alt, Aus der Araba II–IV (S.-A. aus der Zeitschr. d. Palästina-Vereins 58) 7; Taf. 2A; 3 B–4; H. Rhotert, Transjordanien Taf. 26; R. Dussaud, Syria 10, Taf. 25, 40; 54; 56; 26, 74–75; 83.
[232] Zum folgenden J. Wiesner, Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient 71.
[233] V. Müller, Zeitschr. f. Ethnologie 1924, 176f.
[234] J. Wiesner, a. O. 70f., wo weitere Angaben zu finden sind.
[234a] H. Grimme, a. O. 21 Abb. 14.
[235] F. Cumont, Syria 10, 30f. Abb. 1; H. Möbius, Arch. Anz. 1941, 27f. Abb. 14.
[236] Liv. 37, 40, 12; Dromedarkrieger auch bei Strabon 16 p. 777.
[236a] Amm. Marc. 14, 4, 3.
[237] Herodian 4, 14, 3; vgl. 15, 3.
[238] Herodian 4, 14, 3 ist wohl herzustellen: ἀπὸ καμήλων ἐξ ⟨ἕδρας⟩ ὠθοῦντας (überl. ἔξωθεν) μακροῖς δόρασιν (Ed. Schwartz).
[239] F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 79.
[240] Th. Noeldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 79f.; 85f.; D. Talbot Rice, Antiquity 6, 277.
[241] F. Sarre, a. O. 106; die Wandlungen des Motivs untersucht T. W. Arnold, Studien zur Kunst des Ostens (J. Strzygowski-Festschrift) 95f.
[242] H. Lammens, a. O. 348f.
[243] H. St.-J. Philby, Das geheimnisvolle Arabien (dte. Übers.) 1, 269; 271; C. M. Doughty, Arabia Deserta (dte. Übers.) 512.
[244] H. Seyrig, Syria 1934, 159f.; Taf. 19; O. Eißfeldt, Tempel und Kulte syr. Städte in hellenist.-röm. Zeit 75f.; F. Altheim, Helios u. Heliodor von Emesa (Albae Vigil. 12) 29f.; Abb. 1.
[245] F. Cumont, Etudes Syriennes 264 Abb. 93.
[246] F. Cumont, a. O. 273 Abb. 94.
[247] H. Lammens, Bull. Inst. Franç. archéol. Orient. Caire 17, 51f.; M. Rostovtzeff, Yale Class Stud. 5, 183 Anm. 30.
[248] C. R. Raswan, Im Land der schwarzen Zelte 76f.
[249] H. Lammens, a. O. 46f.
[250] H. Lammens, a. O. 47.
[251] H. Lammens, a. O. 40f.; 46f.
[252] F. Cumont, D. oriental. Relig. ^{3} 106.
[253] H. Lammens, a. O. 61f.
[254] H. Lammens, a. O. 63.
[255] H. Lammens, a. O. 48; 51; 56f.
[256] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 45f.
[257] H. Lammens, a. O. 56; 64.
[258] H. Lammens, a. O. 49.
[259] C. R. Raswan, Im Land der schwarzen Zelte 88f.
[260] C. M. Doughty, a. O. 263f.; H. St.-J. Philby, a. O. 1, 79f.; M. v. Oppenheim, a. O. 1, 33f.; eine Sonderstellung nehmen die von Ibn Saud gegründeten Ichwan ein: H. St.-J. Philby, a. O. 1, 284f.; A. Musil, Northern Neǧd 289f. Über die Geschichte der Häuser des Ibn Reschid und die des Ibn Saud A. Musil, a. O. 236f.; 256f.
[261] Strabon 16 p. 768 βοσκημάτων ἀφθονία πλὴν ἵππων; H. Lammens, a. O. 280f.

[262] H. Lammens, Journ. asiat. 1916, 2, 474.
[263] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 358.
[264] H. St.-J. Philby, a. O. 1, 86.
[265] G. Rothstein, a. O. 17; dazu Nachtrag von F. C. Andreas S. 145.
[266] H. Lammens, Journ. asiat. 1916, 2, 426f.; Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 213.
[267] H. Lammens, Journ. asiat. 1916, 2, 426; vgl. Th. Nöldeke, a. O. 24.
[268] „Les princes de Himiar, à la tête de leurs guerriers" aus einem Vers des el-Ḥaiqutān: H. Lammens, Mélanges 9, 181.
[269] H. Lammens, a. O. 287; vgl. 301.
[270] H. Lammens, a. O. 142; 361; Journ. asiat. 1916, 2, 475f.
[271] Grundlegend die Untersuchung von H. Lammens, Journ. asiat. 1916, 2, 425f.
[272] H. Lammens, a. O. 473f.
[273] H. Lammens, a. O. 432f.; 462f.
[274] H. Lammens, a. O. 441.
[275] H. Lammens, a. O. 432; 463f.; 468.
[276] H. Lammens, a. O. 425f.
[277] H. Lammens, a. O. 475f.
[278] H. Lammens, a. O. 477.
[279] Zum folgenden: A. Poidebard, La trace de Rome dans le désert de Syrie 95f.
[280] C. R. Raswan, Im Land der schwarzen Zelte 64.
[281] A. Poidebard, a. O. 96f.
[282] A. Musil, Arabia Deserta 127; 515; 531f.
[283] A. Poidebard, a. O. 99f.
[284] A. Poidebard, a. O. 101f.
[285] A. Poidebard, a. O. 104.
[286] Mouterde-Poidebard, Syria 12, 101f.; A. Poidebard, a. O. 105f.; J. B. Chabot, a. O. 59; M. Rostovtzeff, Mélanges Glotz 791f.; H. Seyrig, Syria 22, 171; besonders Anm. 3 (unveröffentlichte Inschriften über palmyrenischen Handel mit Susiana und Indien).
[287] MacDowell, Coins from Seleucia 229; 236.
[288] R. Dussaud, Topogr. histor. de la Syrie 248f.; J. B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 60; 63; F. Cumont, CAH. 11, 630; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 115; Caravan Cities 143; M. Rostovtzeff, Mélanges Glotz 798f.; 802; 810; Andreas, RE. 1, 1390f.
[289] A. Poidebard, a. O. 115f.; Karawanendarstellungen in Dura: M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 93.
[290] J.-B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 27. Der Karawanentransitverkehr blieb bezeichnenderweise unversteuert: H. Seyrig, Syria 22, 161.
[291] A. Poidebard, a. O. 116.
[292] C. B. Welles, Yale Class. Stud. 5, 138f.; M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 30.
[293] A. R. Bellinger, Yale Class Stud. 5, 98 und Anm. 25.
[294] H. Lammens, a. O. 295f.
[295] Strabon 16 p. 759 (Αἴλα); 768 (Αἴλανα); M. Rostovtzeff, Caravan Cities 27; Nachahmungen himjaritischer Münzen G. F. Hill, a. O. LXXXV.
[296] Strabon 16 p. 759; H. Lammens, a. O. 144f.
[297] Plin., n. h. 12, 65; F. Cumont, CAH. 11, 629. Über die Gebbaniten D. H. Müller, a. O. 1, 71f
[298] Strabon 16 p. 781.
[299] Strabon 16 p. 768; 776; 778.
[300] Strabon 16 p. 768.
[301] Strabon 16 p. 766; M. Rostovtzeff, Caravan Cities 12; 25.
[302] H. Lammens, a. O. 103f.
[303] F. Cumont bei A. Poidebard a. O. XIV.
[304] H. Lammens, a. O. 118.
[305] H. Lammens, a. O. 342.
[306] H. Lammens, a. O. 342.
[307] H. Lammens, a. O. 342.
[308] H. Lammens, a. O. 212f.; 231f.
[309] H. Lammens, a. O. 343.
[310] Strabon 16 p. 781. Dazu H. Lammens, a. O. 274.
[311] So kam, nach der Chronik von Arbela, der Bischof von Beth-Zabdai mit einer Karawane von Kaufleuten aus der Osrhoëne nach der Adiabene: A. Mingana, Sources Syriaques 1, 79 und Anm. 1; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 59.
[312] W. Andrae und J. Jordan mündlich.
[313] Andrae-Lenzen, Die Partherstadt Assur 102f.

[314] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 52f.; vgl. H. Lammens, a. O. 334.
[315] M. Rostovtzeff, a. O. 92; 105; 153f.
[316] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 66; C. Watzinger, Denkmäler Palästinas 2, 55.
[317] Zur Kunst von Hatra M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 157; 203; 213; 218.
[318] Jetzt in der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen.
[319] Weißbach, RE. 10, 2019f.
[320] Dio 75, 12, 2.
[321] Zuletzt E. Herzfeld, ZDMG. 68, 670f.
[322] Strabon 16 p. 766.
[323] Plin., n. h. 12, 80; dazu A. Sprenger, Die alte Geographie Arabiens 136; Tkać, RE. 7, 1272; Hamdānī bei A. Sprenger, a. O. 135.
[324] Strabon 16 p. 766.
[325] Strabon 16 p. 776.
[326] Agatharchides fr. 87; 102 bei C. Müller, Geogr. Graeci min. 1, 177; 189.
[327] A. Sprenger, a. O. 135; Tkać, a. O. 1272.
[328] R. E. Cheesman, In Unknown Arabia 27f.; H. St.-J. Philby, Das geheimnisvolle Arabien 1, 293; The Empty Quarter 3; R. H. Kiernan, L'exploration de l'Arabie (franz. Übers.) 326.
[329] R. E. Cheesman, a. O. 29.
[330] Strabon 16 p. 766; Plin., n. h. 6, 148: *a litore L Attene* bezieht sich nicht auf die Stadt Gerrha.
[331] Strabon 16 p. 766.
[332] Strabon 16 p. 766.
[333] Plin., n. h. 6, 147.
[333a] Münzen der Kuschan aus der Characene G. F. Hill, a. O. CXCVI.
[334] W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 481f.
[335] Plin., n. h. 12, 80; A. Sprenger, a. O. 136f.
[336] E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 22f.; 1919, 1, 48f.
[337] E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 23.
[338] E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 103f.; vgl. Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs 64f.
[339] Brünnow-v. Domaszewski, Provincia Arabia 1, Abb. 222; 226; 240; 411; 428; 443.
[340] Jaussen-Savignac, a. O. 1, Abb. 157; 174; 178; 183.
[341] E. Herzfeld, a. O. 104 Anm. 1.
[341a] M. Rostovtzeff, Dura-Europos a. its Art 56.
[342] H. Lammens, a. O. 121; M. Rostovtzeff, Caravan Cities 101.
[343] J. B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 52; 59f.; 62f.; H. Seyrig, Mélanges Cumont 1, 397; H. Lammens, a. O. 123, 167; 234; 236; 277; M. Rostovtzeff, a. O. 130; Mélanges Glotz 801f.
[344] H. Lammens, a. O. 274; 281.
[345] H. Lammens, a. O. 139.
[346] Amm. Marc. 14, 4, 1: *nec amici nobis unquam nec hostes optandi.*
[347] H. Lammens, a. O. 147.
[348] H. Lammens, a. O. 275; 276; 283; 341; 347.
[349] A. Mingana, Sources Syriaques 1, 111; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 64.
[350] A. Poidebard, a. O. 118f.
[351] A. Poidebard, a. O. 127.
[352] A. Poidebard, a. O. 128.
[353] F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos XXVII.
[354] A. Poidebard, a. O. 109f.; M. Rostovtzeff, Caravan Cities 112; Mélanges Glotz 799; 808; Berytus 2, 143f.; Dura-Europos and its Art 30.
[355] A. Poidebard, a. O. 112.
[356] F. Cumont bei A. Poidebard, a. O. IX; M. Rostovtzeff, Mélanges Glotz 811.
[357] A. Poidebard, a. O. 126; Taf. 118a–b.
[358] E. Littmann, Semitic Inscriptions (Amer. Exped. to Syria) 70f.; J. B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 67; R. Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'islam 153; M. Rostovtzeff, a. O. 806f.; F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos L.
[359] F. Cumont, a. O. XLIXf.; IVf.; M. Rostovtzeff, a. O. 109; 112f.; 114; J. B. Chabot, a. O. 43; H. Seyrig, Syria 22, 171; 173 Anm. 1.
[360] M. Rostovtzeff, a. O. 113.
[361] M. Rostovtzeff, a. O. 51.
[362] A. Mingana, Sources Syriaques 1, 114; E. Sachau, Abh. BAW. 1915, 6, 66.

[363] L. Hallier, Untersuch. über die Edessener Chronik (Gebhardt-Harnack, Texte und Untersuch. 9, 1) 87.
[364] Herodian 3, 9, 2; C. B. Welles, Yale Class. Stud. 5, 12 Anm. 26.
[365] F. Cumont bei A. Poidebard, a. O. X.
[365a] Das Zeugnis des S. Julius Africanus bei H. H. Schaeder, Zeitschr. f. Kirchengesch. 51, 30 Anm. 11.
[366] H. Ingholt, Studies over Palmyrensk Skulptur Taf. 7, 2; Berytus 3, 116f.; Taf. 24 Dromedarmarken: H. Seyrig, Syria 22, 34 Anm. 1.
[366a] H. Seyrig, a. O. 37f.; besonders Anm. 4.
[367] F. Cumont, a. O. LIV.
[368] H. Seyrig, Syria 1933, 158; 167f.; Taf. 20, 1.
[369] M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 26; Dromedarier bei einer *cohors Lusitanorum* in der Thebais: Th. Mommsen, Eph. epigr. 7, 462 = Gesamm. Schrift. 8, 560; BGU. 2, 696.
[370] Not. dign., or. 34, 33. Vgl. E. Stein, Die kaiserl. Beamten u. Truppenkörper im röm. Deutschl. 122 Anm. 14a; H. Nesselhauf, CIL. 16, 3 n. 3; 87 n. 3; S. Lambrino, Rev. de philol. 1931, 251f.; W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformat. 41f.
[371] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 33.
[372] Malal. p. 300, 4f. Bonn.; dazu A. Schenk v. Stauffenberg, Die röm. Kaisergesch. bei Malalas 386.
[373] M. Rostovtzeff, Journ. Rom. Stud. 1932, 107f.; Dura-Europos and its Art 65f.; Caravan Cities 112; 138. Über Azizu F. Cumont, Syria 10, 30f.
[374] F. E. Brown, Excavat. at Dura-Europos 1933–35, 167 mit weiteren Angaben.
[375] Gefunden von E. Trautmann 1938.
[376] Jaussen-Savignac, Mission archéol. en Arabie 1, 141; 145; 173.
[377] M. Rostovtzeff, Caravan Cities 45f.; Cumont, RE. 5, 1866; E. Littmann, Thamūd und Ṣafā 30; 107.
[378] J. Gildemeister, ZDMG. 23, 150; CIS. 2, 157; F. Cumont, a. O. 1866; D. oriental. Relig.[3] 101.
[379] C. Hopkins, Michig. Alumnus Quaterly Review vom 4. 12. 37, Nr. 10 Abb.
[380] M. Rostovtzeff, Journ. Rom. Stud. 1932, 109f.; Yale Class. Stud. 5, 225; der Reiterheilige in Ägypten: F. Cumont, Mélanges Syriennes offerts à R. Dussaud 5f.
[381] 16 p. 780.

KAPITEL V: DIE NORDAFRIKANISCHEN DROMEDARNOMADEN

[1] Prokop., b. Vand. 1, 8, 15f.; 25f.; H. Barth, Wander. d. d. Küstenl. d. Mittelm. 1, 47 Anm. 8a; E. F. Gautier, Geiserich (Dtsch. Übers. 1934) 325f.
[2] H. v. d. Esch, Weenak — die Karawane ruft 60f.
[3] Arabia Deserta (Dtsch. Übers.) 441f. Freilich verstand auch Dougthy in den Augen der Beduinen wenig von Kamelen, wie E. T. Lawrence (Vorrede S. 20) berichtet.
[4] Prokop., l. c. 27.
[5] Vgl. noch 2, 11, 48.
[6] Prokop., b. Vand. 1, 8, 27.
[7] Prokop., l. c. 14; auch unter Hilderich wurden die Wandalen von den Mauren geschlagen (1, 9, 3), aber von der Dromedartaktik verlautet nichts.
[8] Prokop., b. Vand. 2, 11, 17f.; Coripp., Joh. 2, 93f.; 396f.; 4, 597f.; 1061f.
[9] Prokop., l. c. 17.
[10] Coripp., l. c. 4, 599f. nennt acht Reihen von Dromedaren, zwölf von Rindern.
[11] Prokop., l. c. 50f.
[12] Ibn-Khaldoun, trad. par M. de Slane. Notices et estraits 20 p. 80; vgl. E. F. Gautier, a. O. 331; Les siècles obscurs du Maghreb 171.
[13] κύκλος: l. c. 1, 8, 25; 2, 11, 17–18.
[14] Grundsätzliches bei O. Spengler, Unterg. d. Abendlandes 2[60], 15 Anm. 1; vgl. E. F. Gautier, Geiserich 321f.

[15] L. Frobenius, Ekade Ektab. Die Felsmalereien Fezzans Taf. 85–86; Kulturgeschichte Afrikas Taf. 27; G. B. M. Flamand, Les pierres écrites (Hadjrat mectoubat) Taf. 56f.; S. 60 Abb. 15; S. 73 Abb. 21–22; S. 85 Abb. 26; S. 132 Abb. 36; Abb. 109–112; Il Sahara Italiano 1, 252 Abb. 8; 317 Abb. 16.

[16] Über die Bedürfnislosigkeit der Mauren ausführlich Prokop., b. Vand. 2, 6, 10f.

[17] Eine solche Razzia schildert Coripp., Joh. 2, 473f.; Kamelraub 474f.; vgl. 4, 1033.

[18] Prokop., b. Vand. 2, 8, 10f.

[19] L. Frobenius, Das unbekannte Afrika 42f.; Monumenta Africana[2] 241f.; Kulturgesch. Afrikas 238f. Über die späteren Wanderungen der Dromedarnomaden zuletzt D. Westermann, Forsch. u. Fortschr. 1942, 49f.

[20] F. Altheim, Italien und Rom 1, 201f.

[21] L. Frobenius, Das unbekannte Afrika 75f.; Monumenta Africana[2] 241f.; Kulturgesch. Afrikas 239; Schicksalskunde 81f.; 93f.; Der Kopf als Schicksal 15f.

[22] Amm. Marc. 29, 5, 28f.

[23] Prokop., b. Vand. 2, 7, 3.

[24] Prokop., l. c. 2, 11, 18.

[25] Prokop., l. c. 2, 11, 18.

[26] Prokop., l. c. 2, 11, 19.

[27] Prokop., l. c. 2, 8, 13.

[28] A. Mordini, Enciclop. Ital. 34, 431 l. Sp.

[29] Zum folgenden L. Frobenius, Schicksalskunde[2] 95f., z. T. unter Benutzung seiner Formulierungen.

[30] Prokop., l. c. 2, 8, 10f.

[31] Prokop., l. c. 1, 8, 18.

[32] Prokop., l. c. 1, 19, 35. Es darf die interpretatio Punica bez. Romana der libyschen Götter (U. Kahrstedt, Gött. Gel.-Anz. 1939, 511) zum Vergleich herangezogen werden.

[33] Prokop., l. c. 1, 19, 34f. Unrichtig leitete Prokop den Namen Philai aus diesem Umstand ab; vgl. C. Müller zu Priscus Panites fr. 21 FGH. 4, 100f.

[34] Priscus Panites fr. 21.

[35] Priscus Panites fr. 21.

[36] Prokop., l. c. 1, 19, 36.

[37] Heliod., Aith. 280, 1f. Bekk.; F. Altheim, Helios und Heliodor v. Emesa (Albae Vigiliae 12) 18; 45f.

[38] H. A. Winckler, Rock Drawings from Southern Upper Egypt 1, Taf. 4, 2–3.

[39] H. A. Winckler, a. O. Taf. 5, 2.

[40] R. Lepsius, Hermes 10, 130 Zeile 8 εἴδωλα; vgl. 143.

[41] H. A. Winckler, a. O. 16; Christliches bei den Tuareg: A. Mordini, Enciclop. Ital. 34, 432 l. Sp.

[42] Denn so wird man die Schilderung des Priscus Panites fr. 21 verstehen müssen. Das Bild und die Stätte der Gottheit wird nicht ehrfürchtig aufgesucht. Sondern es gehört zu bestimmten Zeiten den Blemmyern, an deren Ufer es gebracht wird. Und diese benutzten die so geschaffene Lage, um dann — nur dann! — der gewünschten Göttersprüche sich zu versichern. Mit ihrer Erteilung hatte die Gottheit sich und das Schicksal gebunden.

[43] Prokop., b. Vand. 2, 10, 29.

[44] Vgl. Prokop., l. c. 1, 8, 2.

[45] Prokop., l. c. 1, 16, 9; vgl. 1, 5, 8.

[46] Prokop., l. c. 2, 11, 28.

[47] Wander. d. d. Küstenländer d. Mittelmeers 1, 5f.

[48] E. F. Gautier, Geiserich 326f.; Les siècles obscurs du Maghreb 765f.; St. Gsell, Hist. anc. de l'Afrique du Nord 1, 59f.; A. Merighi, La Tripolitana antica 1, 219 Anm. 2.

[49] Hist. fr. 42 Maur.; vgl. Plut., Lucull. 11, 6; Liv. 37, 40, 12; vgl. Amm. Marc. 23, 6, 55.

[50] Bell. Afr. 68, 4.

[51] M. Rostovtzeff, Gesellschaft u. Wirtschaft 2, 254f.; Caravan Cities 60; vgl. Kallimachos bei Athen. 5 p. 201 A.

[52] M. Rostovtzeff, Gesellschaft u. Wirtschaft 2, Taf. 43, 3–4.

[53] Seeck, RE. 1A, 1066f.

[54] Amm. Marcell. 28, 6, 5.

[55] Plin., n. h. 5, 38. Dazu B. Pace, Il Sahara Italiano 1, 288.

[56] Zur Gleichsetzung B. Pace, a. O. 278f.

[57] Coripp., Joh. 7, 341.

[58] Prokop., b. Vand. 2, 11, 18.

[59] l. c. 6, 83f.; vgl. 4, 1074f.

[60] Coripp., l. c. 6, 194.

[61] Dessau, RE. 15, 5f.

[62] Coripp., l. c. 6, 390.

[63] Veget., epit. 3, 23. Gleichzeitige Kämpfe gegen die Maziken Amm. Marc. 29, 5, 25f.

[64] Not. dign. or. 31, 54 (Herculia); 57 (Valeria).

[65] Hygin., de mun. castr. 29 *camelis cum suis epibatis*. Ihre Bestimmung ist eine doppelte: Tragen der Beute und Verwendung gegen den Feind (*si in hostem exituri erunt*).

[66] Th. Mommsen, Ephem. epigr. 7, 458f.; 463; BGU. 2, 696.

[67] Pap. Ox. 43; dazu H. M. D. Parker, JRSt. 23, 181.

[68] Pap. Ox. 43, col. II, 1f.

[69] Sethe, RE. 5, 1256f.

[70] Prokop., b. Pers. 1, 19; U. Wilcken, Arch. Pap. 1, 396f.; P. Jouget, Münch. Beitr. 19, 87 Anm. 99.

[71] Not. dign. or. 31, 48.

[72] Strabon 17 p. 819.

[73] Strabon l. c. τρισὶ ... σπείραις οὐδὲ ταύταις ἐντελέσιν.

[74] L. Woolley und D. Randell Mac Iver, Karanog 87f.; C. Conti Rossini, Journal asiat. 1921, 2, 23.

[74a] Woolley-Randall Mac Iver, a. O. 89; Taf. 26–28; 34–35; 71.

[75] F. Altheim, Helios und Heliodor von Emesa (Albae Vigiliae 12) 27f.

[76] Ἀσταβόρρας: Heliod., Aith. 276, 30f. Bekk.; vgl. 22.

[77] Zum folgenden M. Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft 2, 35f., mit reichen Literaturangaben. Kriege zwischen den Blemmyern und Meroë: Mamert., Genethl. Maxim. 17, 4.

[78] E. Littmann, Deutsche Aksumexpedition 4, 32f. Nr. 11; vgl. 1, 49; C. Conti Rossini, Storia d'Etiopia (Africa Italiana 3) 136f.; M. Rostovtzeff, a. O. 2, 36; F. Altheim, a. O. 28.

[78a] Woolley-Randall Mac Iver, a. O. 90.

[79] Chron. Pasch. p. 505 Bonn., wo τοὺς Νομάδας καὶ Βλεμμύας überliefert ist.

[80] C. Conti Rossini, a. O. 126.

[81] SHA., v. Aur. 33, 4; 41, 10; quadr. tyr. 3, 2f.; 5, 1f.

[82] Clermont-Ganneau, Recueil arch. orient. 5, 300f.; A.-J. Reinach, Rapport sur les fouilles de Coptos 1911, 17; Année epigr. 1912 Nr. 171; F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos LI.

[83] Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 27.

[84] R. Pfister, Textiles de Palmyre 39f.; Taf. IXf.; Nouveaux textiles de Palmyre 34f.; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 220f.

[85] C. Seyrig, Mélanges Cumont 1, 400. Über die dort genannte Ἰνδοσκυθία W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 232f.; 321f.

[86] SAH., v. Probi 17, 2f.; Zosim. 1, 71, 1. Das Schweigen der Münzen zeigt, daß der Kaiser nicht in Ägypten war. So richtig J. Vogt, D. alexandr. Münzen 219; über seine anderweitigen Vermutungen sehe man die gesunde Skepsis von J. G. Milne, Catal. Alex. Coins XXXIX.

[87] J. Maspéro, Papyrus Grecs d'époque Byzantine 2, 67009 v. Z. 18; vgl. 67004 C. 9; Calderini-Untersteiner, Studi della scuola papirologica Milano 3, 16.

[88] E. Littmann in Deutsche Aksum-Expedition 4, 33f.

[89] Hinweis von E. Littmann (brieflich).

[90] E. Littmann, a. O. 1, 49.

[91] E. Littmann, RE. Suppl. 7, 5; Woolley-Randall Mac Iver, a. O. 88.

[92] E. Littmann in Deutsche Aksum-Expedition 1, 50.

[93] E. Littmann, a. O. 4, 33 Zeile 24; 39.

[94] H. A. Winckler, Rock Drawings of Southern Upper Egypt 1, 15f.; Taf. 2f. Damit hat sich die Vermutung, die ich auf Grund des mir damals bekannten Materials aussprach (Soldatenkaiser 131f.), bestätigt.

[95] Prokop., b. Pers. 1, 19, 29.

[96] L. Frobenius, Kulturgesch. Afrikas Taf. 33; Das Urbild, Cicerone zur vorgesch. Reichsbildersammlung 51 Abb., oben rechts und unten links.

[97] H. A. Winckler, a. O. Taf. 6, 1; vgl. L. Frobenius, Kulturgesch. Afrikas Taf. 38.

[98] Berl. Klass.-Texte 5, 1, 108f.

[99] H. A. Winckler, a. O. 16; Taf. 3, 3 – mit anderer Deutung.

[100] H. A. Winckler, a. O. Taf. 2, 1–2; 3, 1 und 3; 4, 1; 5, 2.

[101] H. A. Winckler, a. O. 16.

[102] H. A. Winckler, a. O. 16: »By the camel these people became wealthy. This favourable change of the basis of material life explains the sudden rise of the hitherto nearly unknown Blemyans in the third century A.D., to a power menacing Roman Egypt.«

[103] Zusammenfassend Fabricius, RE. 13, 660f.

[104] Zum folgenden E. F. Gautier, Les siècles obscurs du Maghreb 185f.

[105] E. F. Gautier, a. O. 202f.; 216f.

[106] Herodian. 7, 9, 1.

[107] Herodian 7, 9, 6. Polyb. 3, 35, 6 unterscheidet bereits die Numider im karthagischen Heer von der κεχαλινωμένη ἵππος.

[108] Coripp., l. c. 6, 194. Amm. Marc. 29, 5, 48 erscheint Firmus zu Pferd; 55 wird sein Dromedar genannt.

[109] Coripp., l. c. 4, 1074f.; 6, 83f.

[110] Coripp., l. c. 7, 341.

[111] Über alle Einzelheiten A. Merighi, La Tripolitania antica 2, 5f.; 188.

[112] It. Ant. 73, 4f. Wess.; zur Datierung Kubitschek, RE. 9, 2336f.

[113] A. Merighi, a. O. 2, 15f.; 188.

[113a] S. Aurigemma, Africa Ital. 7, 67f.

[114] B. Pace in: Il Sahara Italiano 1, 291.

[115] G. Caputo, ebendort 309f.; hierzu und zum folgenden A. Merighi, a. O. 1, 183f.

[116] G. Caputo, a. O. 319f.

[117] G. Caputo, a. O. 322; 324f.

[118] G. Caputo, a. O. 317f.; A. Merighi, a. O. 2, 153f.

[119] G. Caputo, Epigraphia 1, 99f.; H. Fuhrmann, AA. 1940, 553.

[120] Aurel. Victor, De Caes. 20, 19; vgl. J. Vogt, D. alexandr. Münzen 1, 168; 2, 116 (Nike auf den Prägungen von 202/203 und 203/4); dazu P. W. Townsend, Am. Journ. Arch. 1938, 552 Anm. 5.

[121] Africa Italiana 4, 63 Abb. 33–34.

[122] Ebendort 4, 71 Abb. 42. Dazu P. W. Townsend, a. O. 522f.

[123] P. W. Townsend, a. O. 553; vgl. Africa Italiana 2, 254f. Abb. 7–8; S. Aurigemma, I mosaici di Zliten 84 Abb. 50.

[124] J. Wiesner, Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient 78.

[125] H. A. Winckler, a. O. Taf. 5, 1–2; 6, 1.

[126] H. A. Winckler, a. O. Taf. 5, 2.

[127] H. A. Winckler, a. O. 17.

[128] Heliod., Aith. 9, 16 spricht gar von einem Βλεμμύων . . . ὁπλιτικόν. Es ist nicht deutlich, ob dies auf einem wirklichen Wissen beruht.

[129] Die Zeugnisse bei F. Altheim, Welt als Gesch. 6, 162f.; Italien und Rom 2, 287.

[130] P. Graziosi, Africa Italiana 6, 54f.; R. Perret, Journ. soc. afric. 6, Taf. 10; 12.

[131] L. Frobenius, Monumenta Africana² 32f.

[132] St. Gsell, Mém. acad. inscr. 43, 149f.

[133] J. Guey, Mél. arch. hist. 1939, 226f.

[133a] F. Wiesner, a. O. 71; E. F. Gautier, Les siècles obscurs 170.

[134] Amm. Marc. 14, 4, 1f.

[135] Amm. Marc. 14, 4, 3.

[136] Amm. Marc. 14, 4, 3.

[137] SHA., quadr. tyr. 3, 3.

[138] Amm. Marc. 22, 15, 2.

[139] H. A. Winckler, a. O. 10; E. Littmann, Thamūd und Ṣafa 3; 24.

[140] Not. dign., or. 28, 17.

[141] Jaussen-Savignac, Miss. archéol. en Arabie 2, XIIIf.

[142] Jaussen-Savignac, a. O. 2, XIII.

[143] Vgl. SHA., quadr. tyr. 3, 3.

[144] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 111.

[145] Jaussen-Savignac, a. O. 2, VIII; W. W. Tarn, Journ. Egypt. Arch. 15, 16f.

[146] Zum folgenden Calderini-Untersteiner, Studi della scuola papirologica Milano 3, 18f.

[147] Pap. Oxyrrh. 709 Z. 5; 1435 Z. 8; 1415 Z. 6.

[148] CIG. 4751; 5075; vgl. PSI. 305 Z. 1.

[149] Calderini-Untersteiner, a. O. 18.

[150] PSI. 388 Z. 56.

[151] κώμη Ἀράβων καταμένων ἐν κώμῃ Θεαδελφείᾳ: F. Preisigke, Sammelbuch 4451.

[152] Pap. Amhurst 2, 77, 4.

[153] BGU. 453 Z. 8–21; 13 Z. 4.

[154] Pap. Genève 29 Z. 8; 30 Z. 7f.; BGU. 1088 Z. 5; 11; Pap. Grenfell 2, 50a Z. 5. Zu den Brandzeichen E. Littmann, Mitt. Vorderasiat. Gesellsch. 1904, 74f.

[155] Jaussen-Savignac, a. O. 2, 115 Abb. 47; 128 Abb. 49; Taf. 10, 1; 45, 3.

[156] E. Littmann, Thamūd und Ṣafa 24f.; 34f.

[157] N. Rhodokanakis, SBWA., Phil.-hist. Kl. 177, 2.

[158] F. V. Winnett, Le Muséon 1938, 300; E. Littmann, a. O. 25.

[159] E. Littmann, a. O. 130 Nr. 28.

[160] Excavat. at Dura-Europos 1931–32, Taf. 32, 4.

[161] E. Littmann, a. O. 95; 126; C. C. Torrey, Excavat. at Dura-Europos 1928–29, 172f.

[162] E. Littmann, a. O. 116.

[163] E. Littmann, a. O. 3; A. Alt, Aus der 'Araba II–IV (S.-A. aus der Zeitschr. d. Palästina-Vereins 58) 7; Taf. 2A; 3B–4; H. Rhotert, Transjordanien Taf. 26; L. W. B. Rees, Antiquity 1929, 393f.

[164] D. Nielsen, Handb. d. arab. Altertumskde 1, 31; vgl. F. Hommel, ebenda 91 Anm. 1; E. Littmann, Dtsche Aksum-Expedit. 1, 41.

[165] E. Littmann, a. O. 4 Nr. 1; D. Nielsen, a. O. 41; C. Conti Rossini, Journ. asiat. 1921, 2, 8f.

[166] F. Altheim, Helios u. Heliodor von Emesa (Albae Vigil. 12); vgl. C. Conti Rossini, Riv. degli studi orient. 8, 233f.; 236.

[167] Aithiop. 297, 23; 298, 11f.; C. Conti Rossini, Journ. asiat. 1921, 2; 21; 23; Riv. degli studi orient. 8, 234f.

[168] E. Littmann, a. O. 4, 32f. Nr. 11; vgl. 1, 49.

[169] C. Conti Rossini, a. O. Taf. 51f. Abb. 159 –162.

[170] Peripl. Mar. Erythr. 21; 24.

[171] H. Lammens, Mélanges de la faculté Orientale Beyrouth 9, 380; E. Littmann, RE. Suppl. 7, 2.

[172] Peripl. 20.

[173] Wadi Itwad und Hima-Tal: H. St. Philby, Geogr. Journ. 92, 1938, Abb. zu S. 5.

[174] D. Nielsen, Handb. d. altarab. Altertumskunde 1, 174 Abb. 73; M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 3, 3.

[175] M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 3, 1–2. Über Bedeutung und Art der Kamelzucht B. Thomas, Arabia Felix im Index unter »Camel«.

[176] H. A. Winckler, a. O. 10; C. Conti Rossini, Riv. degli studi orient. 8, 235.

NACHTRÄGE

Zum ersten Kapitel: »Iran«

Anm. [40a] J. Wiesner, Arch. f. Religionswiss. 37, 39f.

Anm. [337] A. Alföldi verweist mich darauf (brieflich), daß Mariades mit Sicherheit vor Valerians Gefangennahme starb: Amm. Marc. 23, 5, 3; Berytus 4, 58.

Zum zweiten Kapitel: »Der ferne Osten«

Anm. [10] Gipsmasken, die mit den chinesischen der Hanzeit enge Berührungen aufweisen, in der südsibirischen Nekropole von Oglakty: A. M. Tallgren, Eur. Sepy. Ant. 11, 71; 77; 72 Abb. 3.

TAFELVERZEICHNIS

41. Jagddarstellung. Han. Paris, Sammlung C. T. Loo. Nach O. Sirén, a.O.2, Taf. 4.
42. Grabrelief. Hiao-t'ang-schan, Schantung. Etwa 129 n. Zw. Nach E. Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine Taf. 41 (Ausschnitt).
43. Grabrelief. Hiao-t'ang-schang, Schantung. Nach Eur. Sept. Ant. 9, 241 Abb. 4.
44. Pferd, einen besiegten Hunnen niedertretend. Grab des Ho K'ü-p'ing nordwestlich von Hien-jang, Schensi. Nach O. Sirén, a. O. 2, Taf. 4 B.
45. Gelagertes Pferd. Gleicher Herkunft. Nach O. Sirén, a. O. 3, Taf. 5.
46. Typus des Przewalski-Pferdes. Sino-sibirische Bronze. Paris, Sammlung C. T. Loo. Nach A. Salmony, a. O. Taf. 8, 3.
47. Tarpan. Altamira-Höhle, Nordspanien. Kopie von E. Trautmann-Nehring, im Besitz des Reichsmarschalls H. Göring, Karinhall.
48. Jade. Han. London, Victoria and Albert Museum (Eumorfopulos Collection). Nach C. Diem, Asiatische Reiterspiele 131 Abb. 55.
49. Junger Hengst persisch-arabischer Zucht. Nach C. R. Raswan, D. Land d. schwarzen Zelte 120 Taf.
50. Oben: Schwertgehänge. Grab 9 bei Pin-jang, Korea. Söul, Museum. Nach O. Sirén, a. O. 2, Taf. 6 A. — Unten: Desgl. Paris, Sammlung C. T. Loo. Nach O. Sirén, Taf. 2, Taf. 6 B.
51. Sattelgravierungen. Fürstengrab von Pazyryk, Altai. Nach Rev. des arts asiat. 10, Taf. 69.
52. Goldener Gürtelbeschlag. Sibirien. Leningrad, Eremitage. Nach M. Rostovtzeff, The Animal Stile Taf. 16, 1.
53. Desgl. Nach M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 16, 2.
54. Gürtelbeschlag. Han. Sammlung Stoclet. Nach O. Sirén, a. O. 2, Taf. 10 D.
55. Vielfraß, einen Elch reißend. Noin Ula, Äußere Mongolei. Leningrad, Eremitage. Nach M. M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 24, 1.
56. Sino-sibirische Bronze. Paris, Sammlung C. T. Loo. Nach A. Salmony, a. O. Taf. 28, 3.
57. Desgl. Nach A. Salmony, a. O. Taf. 21, 2.
58. Pferdemasken aus Leder und Filz. Fürstengrab von Pazyryk, Altai. Nach Rev. des arts asiat. 10, Taf. 70.
59. Bronzene Standartenenden. Han. Sammlungen J. Sauphar und G. Cleveland Morgan. Nach M. Rostovtzeff, a. O. Taf. 31, 1—3.
60. Polospieler. T'ang. London, British Museum. Nach C. Diem, a. O. 151, Abb. 72.

61. Polospielerin. T'ang. Chicago, Field Museum of Natural History. Nach C. Diem, a. O. 149 Abb. 70.
62. Polospielerin. T'ang. Berlin, Staatl. Museen. Aufnahme der Museen.
63. Pferdekopf. Han. Sammlung Sirén. Nach O. Sirén, a. O. 3, Taf. 27.
64. Wandalischer Schildbuckel. Herpály. Budapest, Nationalmuseum. Nach G. Domanovszky, A Szkitáktól a Magyarokig Taf. 6.
65. Gotische Lanzenspitze. Kowel. Berlin, Ahnenerbe. Aufn. Ahnenerbe-H. Höckert.
66. Tropaeum. Adamklisi. Bukarest, Militärmuseum. Aufn. W. Grünhagen.
67—70. Desgl.
71. Standbild des Kanischka. Mathura. Nach Arch. Survey of India 1911–12, Taf. 53.
72. Theodahad und Amalasuntha. Diptychon des Orestes aus dem Jahr 530, Oberteil der Rückseite. London, Victoria and Albert Museum. Nach R. Delbrueck, Consulardiptychen Taf. 32.
73. Links: Totila. Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, Coins of the Vandals, Ostrogoths and Lombards 94 Nr. 47. — Rechts: Theodahad. Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, a. O. 76 Nr. 23. Aufn. Ahnenerbe H. Höckert.
74. Graffitto. Dura-Europos. Nach F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos, Taf. 99, 2.
75. Der Sasanide Schapur, älterer Bruder Ardeschirs I. Graffitto, Persepolis. Nach E. Herzfeld, a. O. 80 Abb. 10.
76. Schwertträger. Afrasijab bei Buchara. Nach J. Strzygowski, Altai, Iran und Völkerwanderung Abb. 208.
77. Thronender Magier. Mithraeum, Dura-Europos. Nach Excavat. 1933–35, Taf. 16, 1.
78. Ambo aus Saloniki. Stambul, Museum. Aufn. J. Kollwitz.
79. Kamee Alarichs I. oder II. Wien, Münzkabinett. Nach Jahrb. d. Kunstsamml. d. Allerh. Kaiserh. 2, 32, Taf. Nr. 1.
80. Sasanidisch-ägyptisches Gewebe. Antinoë. Nach P. Toll, Recueil Kondakoff 94 Abb. 2.
81. Die Feinde des Islam. Kuseir Amra. Die zweite Gestalt von links nach Ausweis der Inschrift der Westgotenkönig Roderich. Nach Ars Islam. 1, 37 Abb. 16.
82. Silberkessel von Gundestrup, Innenplatte. Kopenhagen, Nationalmuseum. Nach W. A. v. Jenny, Kelt. Metallarb. Taf. 25.

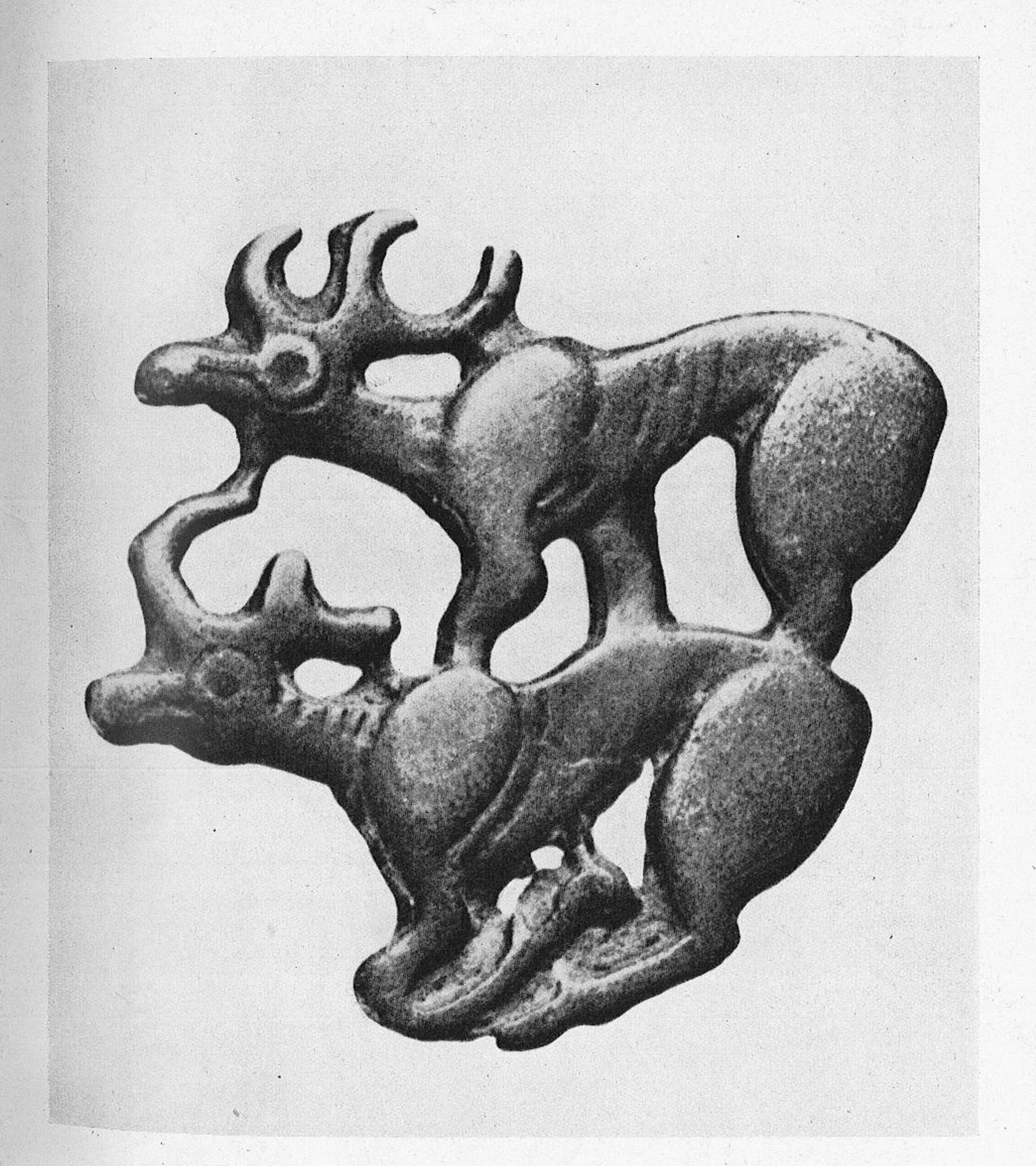
83. Felsbildstelle. Talleby bei Tanum, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
84. Bautarsteine. Greby, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
85. Felsbildstelle. Ekenberg bei Norrkjöping, Östergötland. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
86. Felsbildstelle. Brodalen bei Tanum, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
87. Lurenbläser. Talleby bei Tanum, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
88. Lanzenkämpfer. Himmelstalund bei Norkjöping, Östergötland. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
89. Runeninschrift. Himmelstalund bei Norkjöping, Östergötland. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
90. Lanzenträger mit Hörnerhelm. Tanum, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
91. Lanzenträger. Litlesby bei Tanum, Bohuslän. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
92—93. Kataphrakten. Felszeichnungen vom Berge Sulek bei Minussinsk. Nach Eur. Sept. Ant. 8, 184 Abb. 12b–c.
94. Sarmatische Kataphrakten. Rom, Trajanssäule. Cichorius Taf. 31, 76; Lehmann-Hartleben Taf. 17. Aufn. Dt. Arch. Reichsinst., Berlin.
95. Bastarnen. Rom, Trajanssäule. Antike 1, Taf. 37. Aufn. Dt. Arch. Reichsinstitut, Berlin.
96. Grabfassade. Medain Saleh. 1. Jahrh. n. Zw. Nach Jaussen-Savignac, Miss. arch. en Arabie 2, Taf. 40.
97. Grabfassade mit minäischer Inschrift. Chereibeh. Nach Jaussen-Savignac, a. O. 2, Taf. 34.
98—99. Kopf der Statue A. Chereibeh. Nach Jaussen-Savignac, a. O. 2, Taf. 28, 2.
100. Statue. Chereibeh. Nach Jaussen-Savignac, a. O. 2, Taf. 29.
101. Katakombe. Charg. Nach E. Herzfeld, a. O. Taf. 19, 1.
102. Plan der Ruinen von Ktesiphon (W. Bachmann). Nach: D. Ausgr. d. 2. Ktesiphon-Expedition 1931–32.
103. Plan von Balkuwara, Samarra. Nach E. Diez, D. Kunst d. islam. Völker 36 Abb. 44.
104. Links: Plan von Ocheidir. Nach E. Diez, a. O. 33 Abb. 39. — Rechts: Plan von Mschatta (B. Schulz). Nach E. Diez, a. O. 23 Abb. 23.
105—106. Safaïtische Felszeichnung. Dschebel Tenf. Nach A. Poidebard, La trace de Rome dans le désert de Syrie Taf. 118.

107. Bahram V. Gor auf der Jagd. Sasanidische Silberschüssel aus dem Gouvernement Orenburg. Kasan, Museum. Nach F. Sarre, a. O. 106.
108. Schloß des Sultans von Azzan. Hadramaut. Nach F. Stark, Seen in the Hadramaut 84 oben.
109. Schibam, Hadramaut. Nach F. Stark, a. O. 21.
110. Robat im Wadi Doan. Hadramaut. Nach F. Stark, a. O. 13.
111—121. Königspalast. Hatra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
122. Umfassungsmauer. Hatra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
123. Kameltränke mit Umfassungsmauer im Hintergrund. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
124. Umfassungsmauer; im Vordergrund der Schammarscheich Meschan mit seiner Leibwache. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
125. Umfassungsmauer; im Vordergrund Scheich Meschan mit den Verfassern in arabischer Tracht. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
126. Masken am Königspalast; Südiwan, Westlisene. Hatra. Vgl. W. Andrae, Hatra 2, 158. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
127—129. Sonnentempel. Hatra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
130. Feuertempel; gewölbter Umgang an der Nordwestseite. Schapur. Nach Rev. des arts asiat. 10, Taf. 41b.
131—135. Ochejdir. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
136. Zikkurat (parthische Zittadelle). Assur. Im Vordergrund die Reste des parthischen Palastes. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
137. Ochejdir. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
138. Umfassungsmauer. Hatra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
139. Der Tigris bei Assur. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
140—141. Ebene Bekaa. An der Straße nach Baalbek; im Hintergrund der Antilibanon. Kamele und Schafe der Beduinen weiden auf den abgeernteten Feldern. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
142. Das Tal des Orontes. Tell Bise. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
143. Abstieg vom Libanon zur Ebene Bekaa. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
144. Beduinenzelt. Zwischen Emesa und Palmyra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
145. Beduinenzelt. Bei Hatra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
146—147. Der Tigris bei Mossul. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
148. Schafherde mit Beduinenzelten. Zwischen Emesa und Palmyra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
149. Assur. Aufn. E. Trautmann-Nehring.

150. Der Tigris bei Tekrit. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
151. Römische Wüstenstraße, vom Flugzeug aus aufgenommen. Dschebel Seis. Nach A. Poidebard, a. O. Taf. 93.
152. Der Euphrat unterhalb von Babylon. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
153. Rastende Karawane. Zwischen Euphrat und Kerbela. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
154. Nomadische Befestigung am römischen Limes. Mschajid. Nach A. Poidebard, a. O. Taf. 14.
155. Mitannischer Tell und römisches Lager. Muezzar. Nach A. Poidebard, a. O. Taf. 83.
156. Spätsasanidische Scherbe. Aleppo. Berlin, Privatbesitz. Aufn. Ahnenerbe-Th. v. Zastrow.
157—158. Spätsasanidische Scherben. Barbalissos. Berlin, Privatbesitz. Aufn. Ahnenerbe-Th. v. Zastrow.
159. Menasampulle. Aleppo. Berlin. Privatbesitz. Aufn. Ahnenerbe-Th. v. Zastrow.
160. Königspalast. Hatra. Steinmetzzeichen in der Wölbung des nördlichen Iwan. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
161. Relief vom Pteron des Beltempels. Palmyra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
162. Relief einer Grabkline. Palmyra. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
163. Gelagerte Dromedare der palmyrenischen *dromedarii*. Palmyra. Am Sattel der kleine Rundschild und die Bogentasche. Aufn. E. Trautmann-Nehring.
164. Dromedarreiter. Tell Halaf. Aufnahme der Staatlichen Museen, Berlin.
165—166. Dromedarreiter. Palmyra. Nach Syria 22, Taf. 1, 2–3.
167. Dromedargott. Adonistempel, Dura-Europos. Nach Excavat. 1933–35, Taf. 31, 2.
168. „Trinker des Windes". Nach C. R. Raswan, a. O. 120 Taf. Er bemerkt dazu: „Die Stute saugt mit erhobenen Nüstern die Luft ein, eine Spielerei der arabischen Pferde".
169. Die mit Straußenfedern geschmückte *ḳobba* der Rualla. Nach C. R. Raswan, a. O. 80 Taf.
170. Die *ḳobba* an der Spitze eines Kriegszuges. Nach C. R. Raswan, a. O. 80 Taf.
171. Dromedarherden in einem Rualla-Lager. Nach C. R. Raswan, a. O. 152 Doppeltafel.
172. Lanzenreiter. Nach C. R. Raswan, a. O. 112 Taf.
173. Dromedar und Kriegsstute. Nach C. R. Raswan, a. O. 112 Taf.

174. Links: Krieger mit Schuppenschild. Palmyra. Nach Syria 22, 39 Abb. 8. — Rechts: Panzerstatue, bei der Quelle Ephca gefunden. Palmyra. Nach Syria 22, 37 Abb. 7.
175. Sabäische Grabstelen. Nach M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 3, 1–2.
176. Dromedarreiter der Blemmyer. Wadi Gasch. Nach H. A. Winckler, Rock Drawings of Southern Upper Egypt 1, Taf. 3, 1.
177. Blemmyer auf Löwenjagd. Wadi Gasch. Nach H. A. Winckler, a. O. 1, Taf. 5, 1.
178. Dromedare und Reiter der Blemmyer; oben Sinnbildzeichen (Eigentumsmarken?). Wadi Abu Waschil. Nach H. A. Winckler, a. O. 1, Taf. 2, 2.
179. Schiff mit Ruder und Segel; unten Dromedar. Wadi Gasch. Nach H. A. Winckler, a. O. 1, Taf. 3, 3.
180. Dromedarherde. Zwischen Palmyra und Damaskus. Aufn. E. Trautmann Nehring.

Schriftenreihe »Deutsches Ahnenerbe«, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Abteilung: Arbeiten zur alten Geschichte. Band 2: Franz Altheim. Die Krise der alten Welt, im 3. Jahrhundert n. Zw. und ihre Ursachen. Mit Beiträgen von E. Trautmann-Nehring. Erster Band: Die außerrömische Welt. 1. Auflage 1943. 224 Seiten. 180 Abbildungen. Das Buch wurde gedruckt bei Kastner & Callwey, München. • Die Bindearbeit erledigte S. Wappes, München.



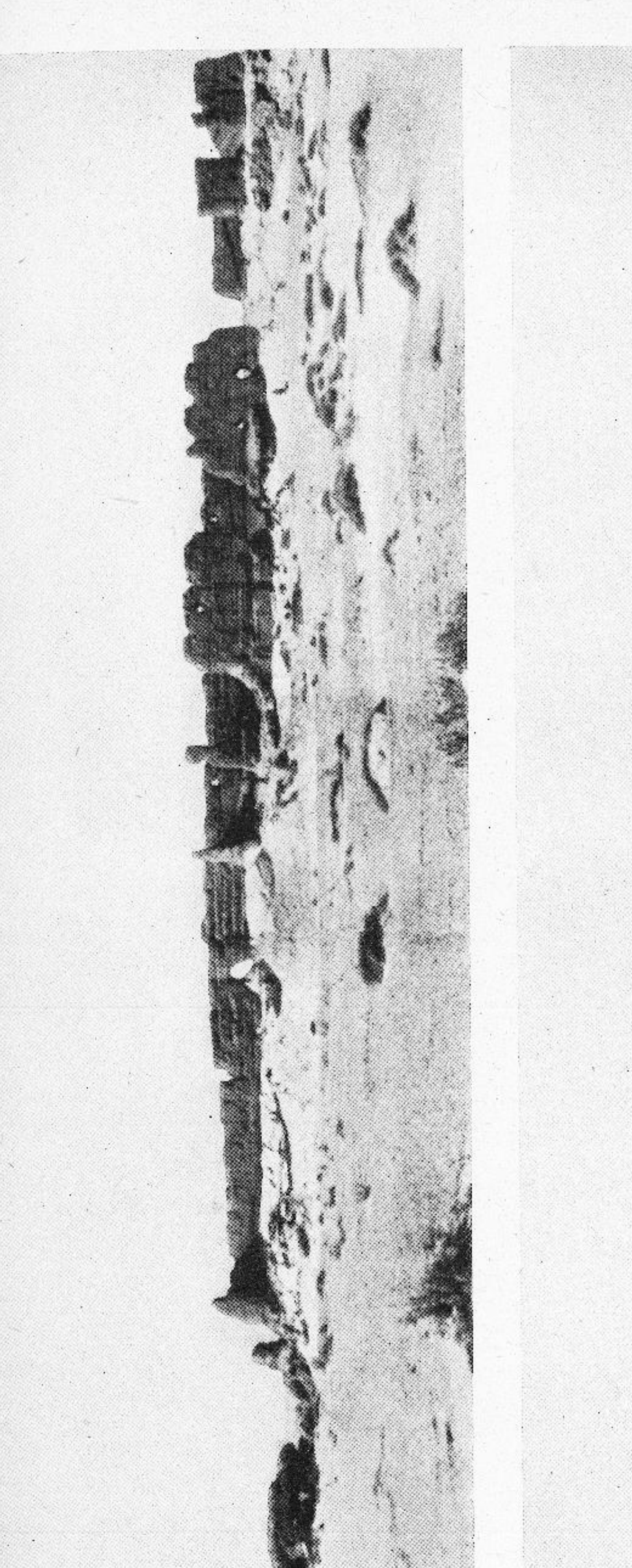




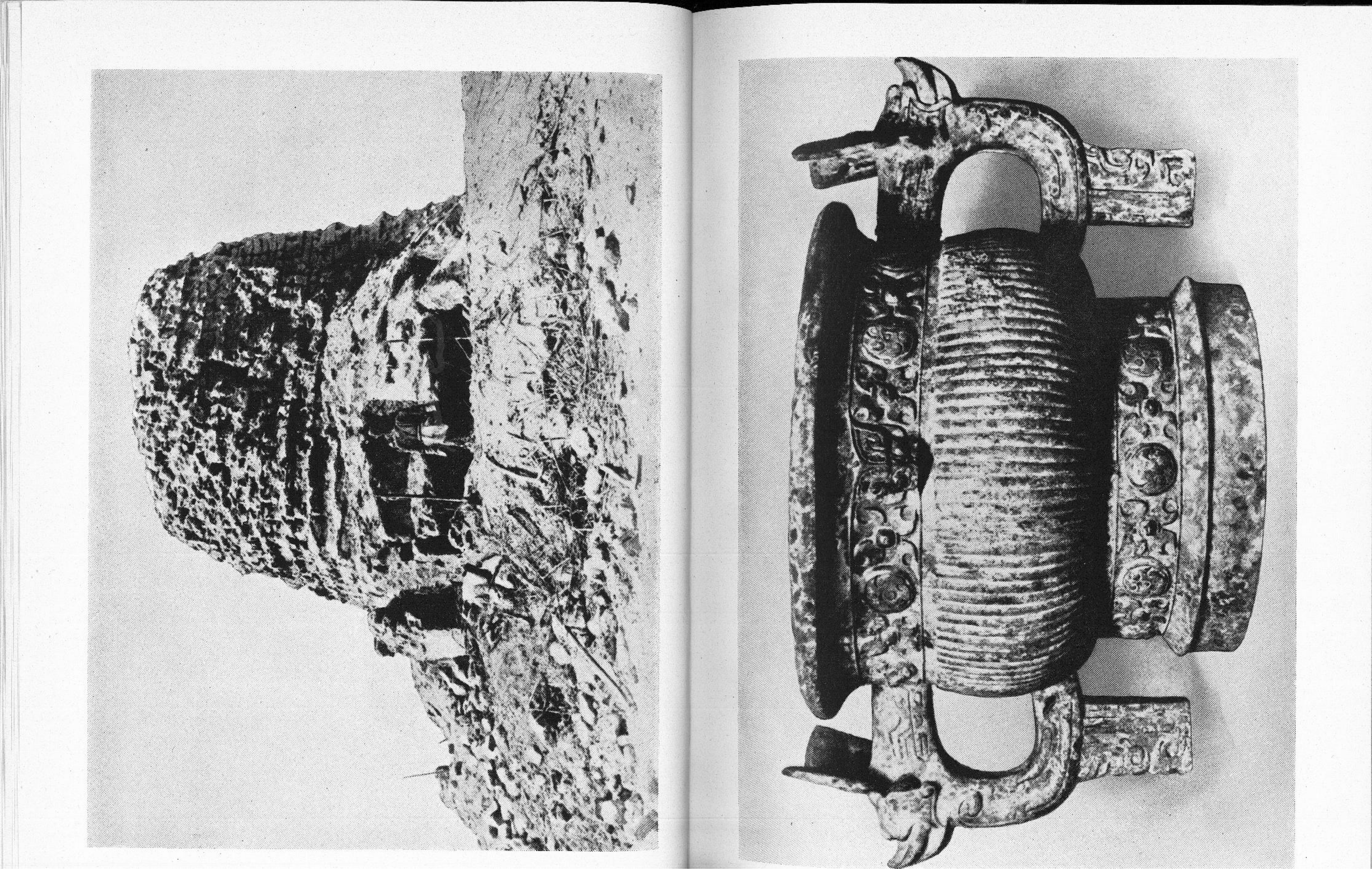


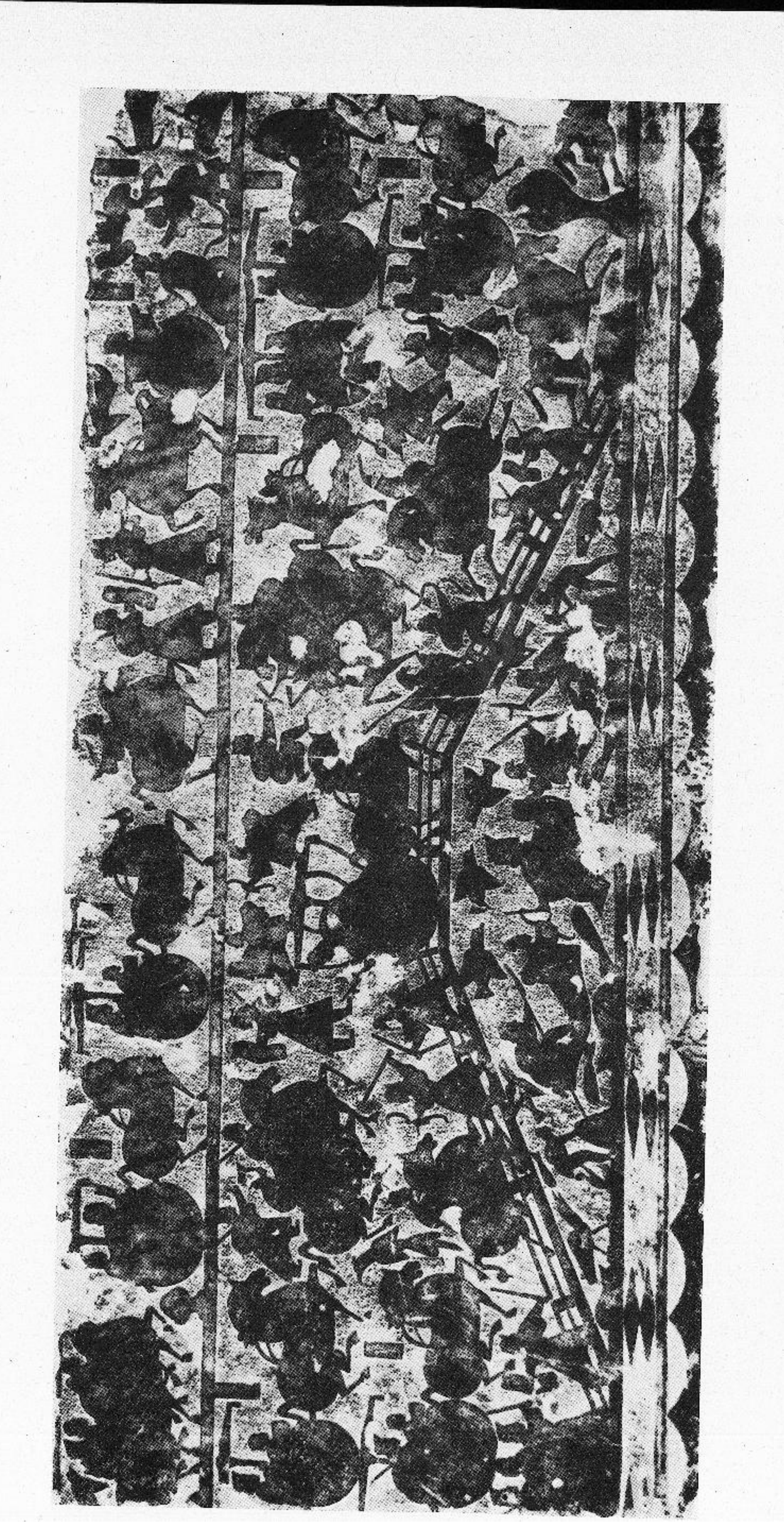




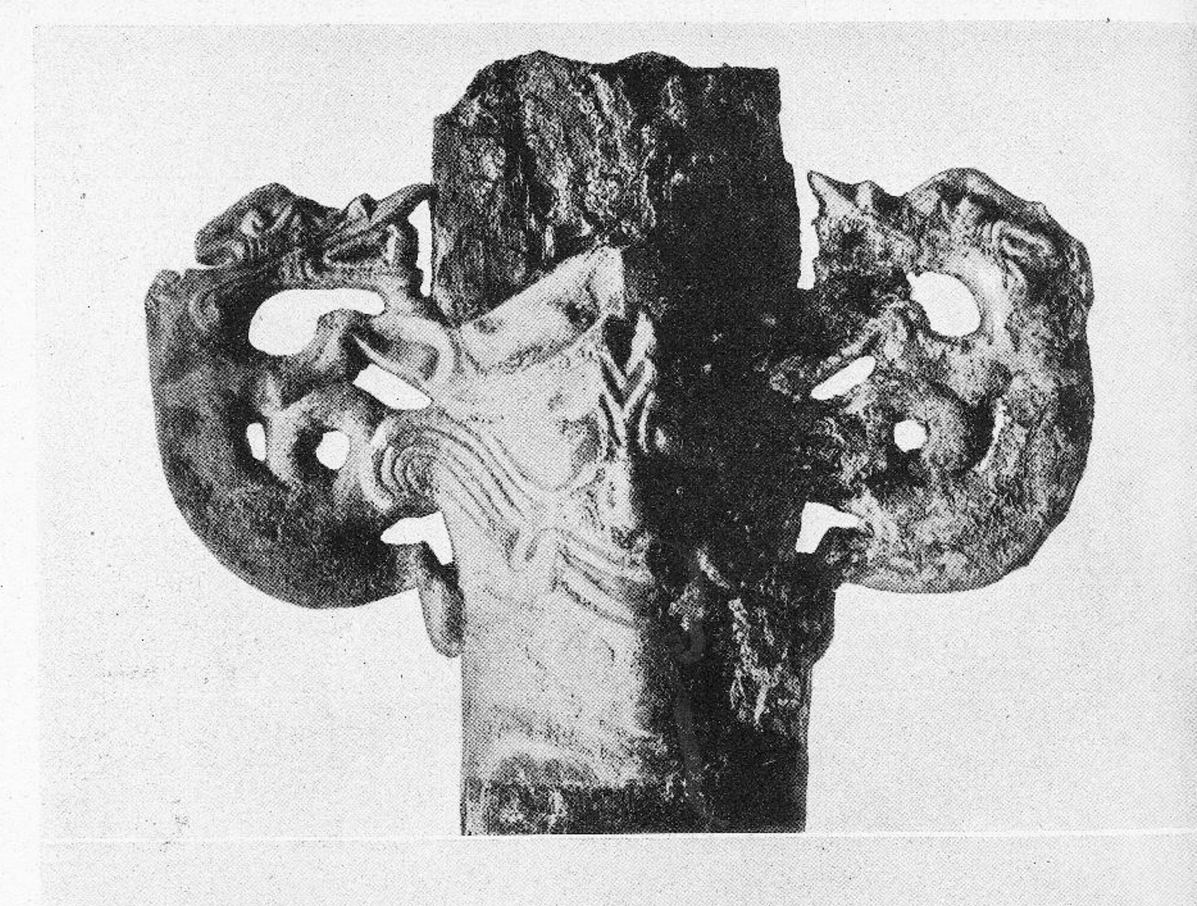


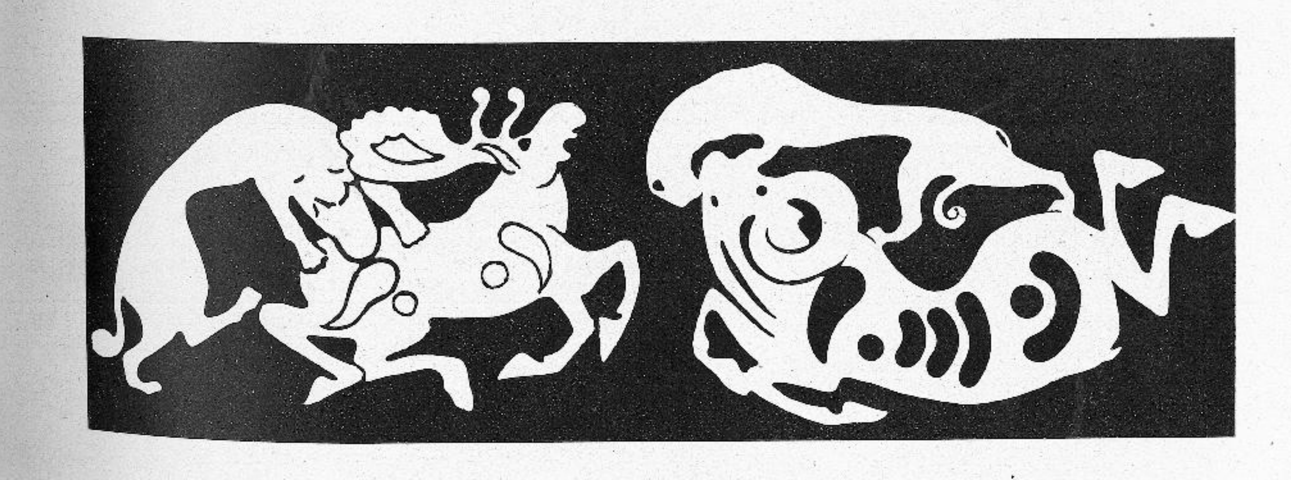


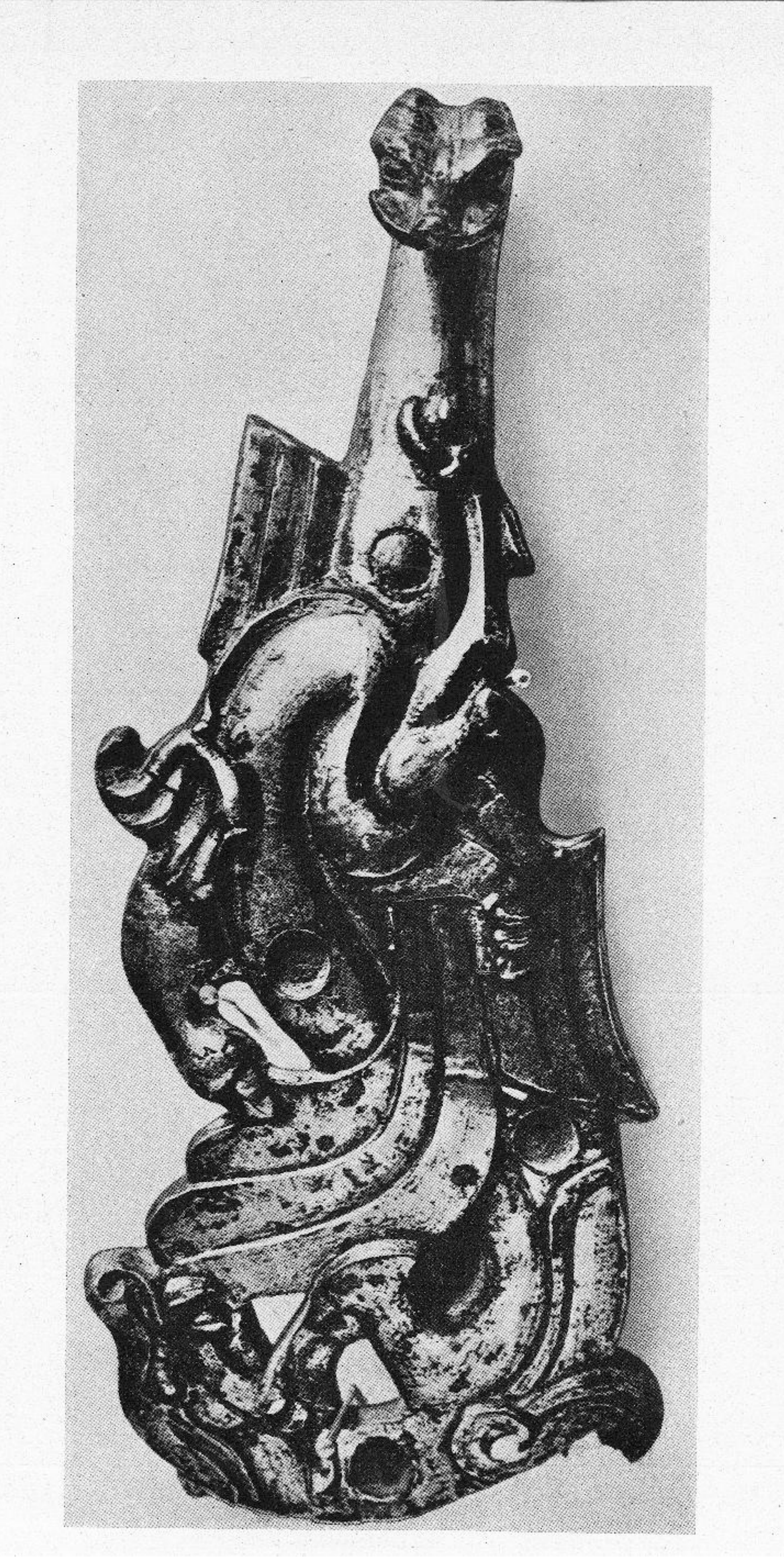


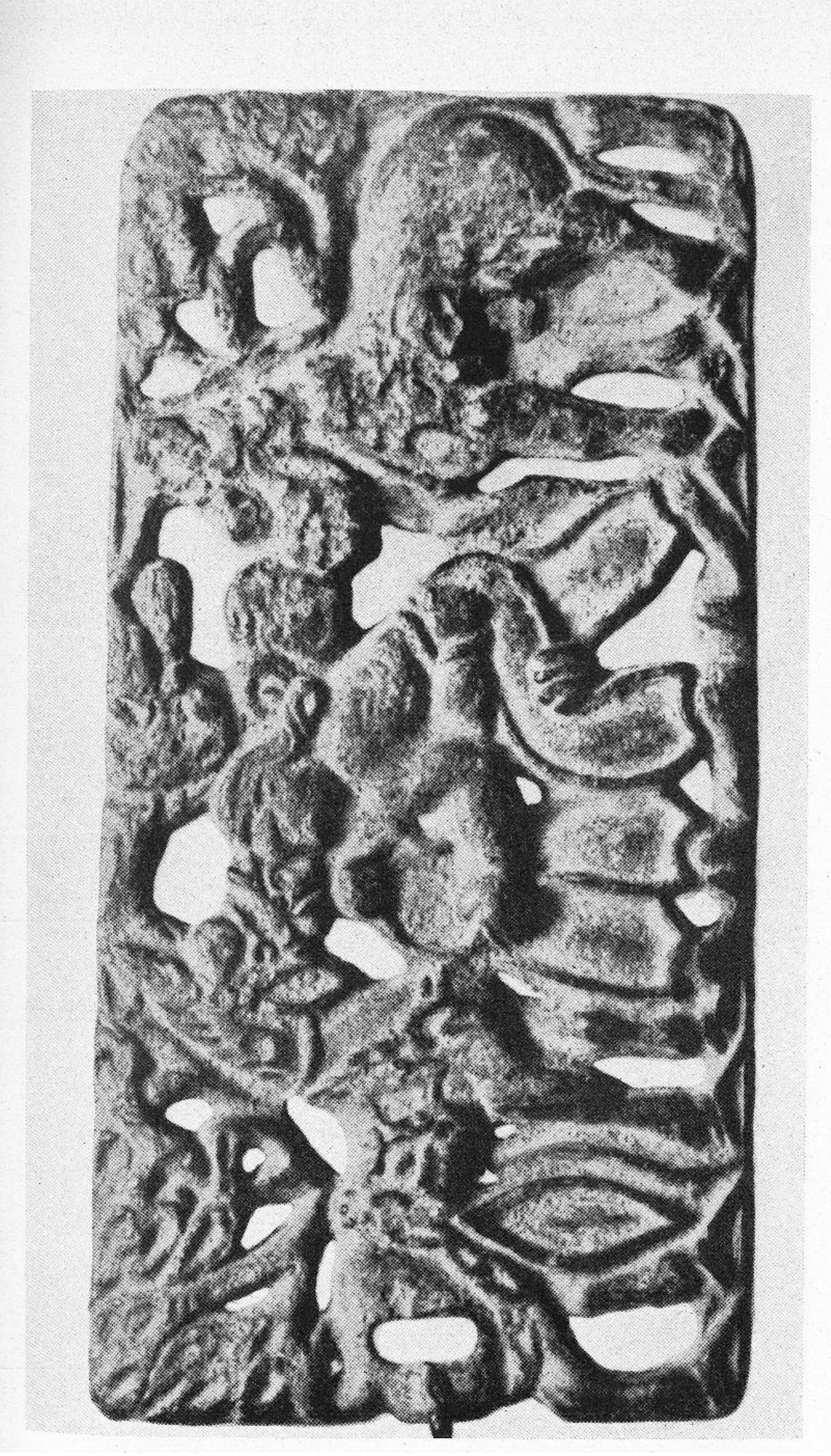


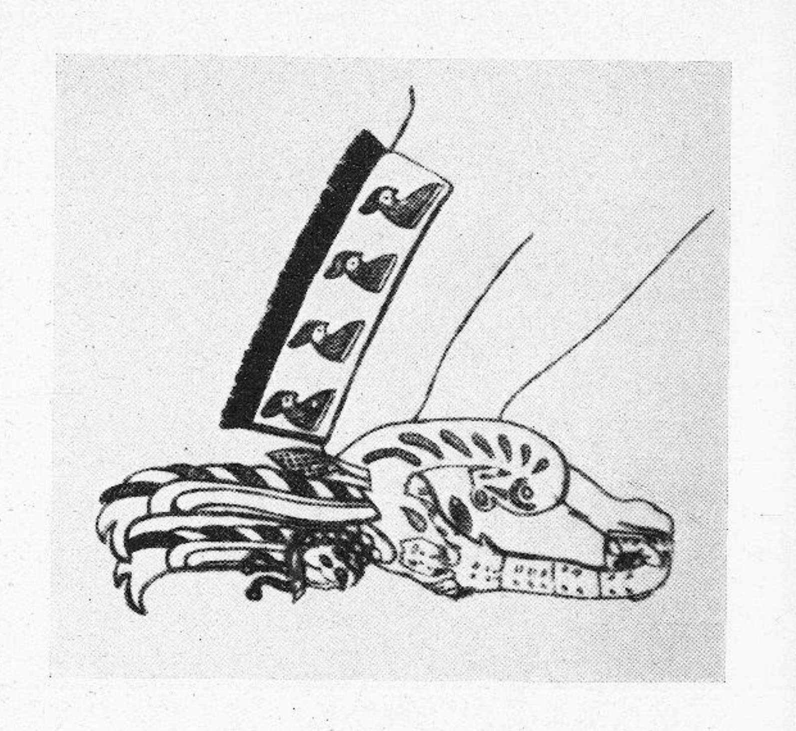


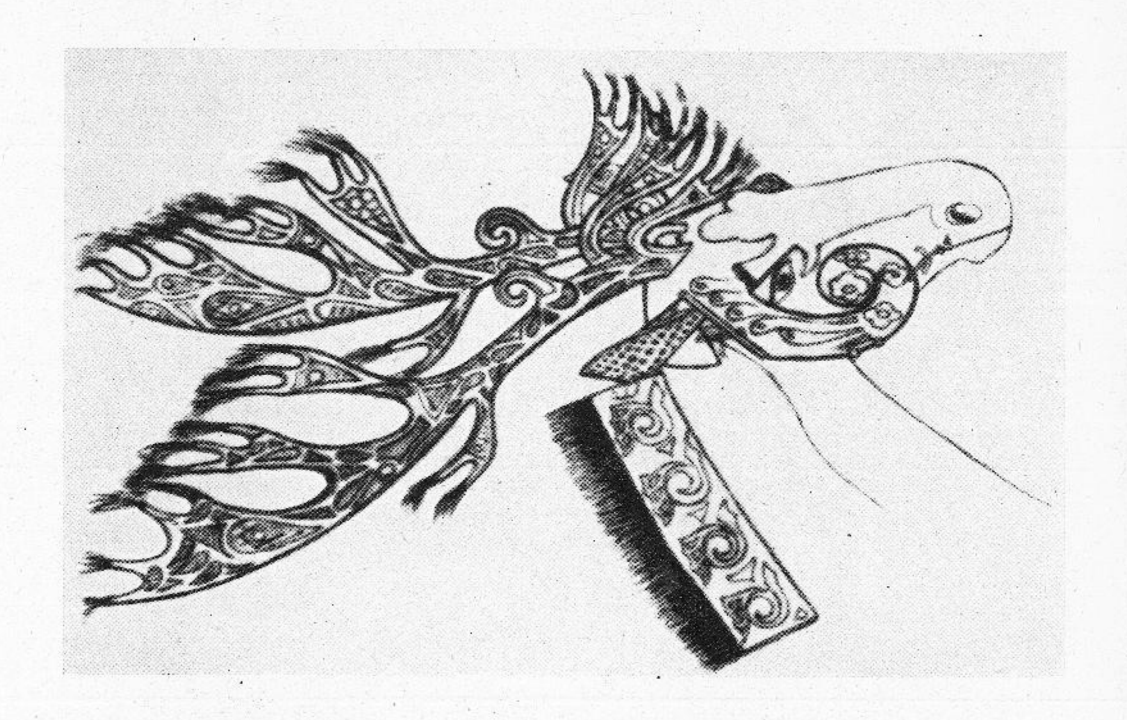


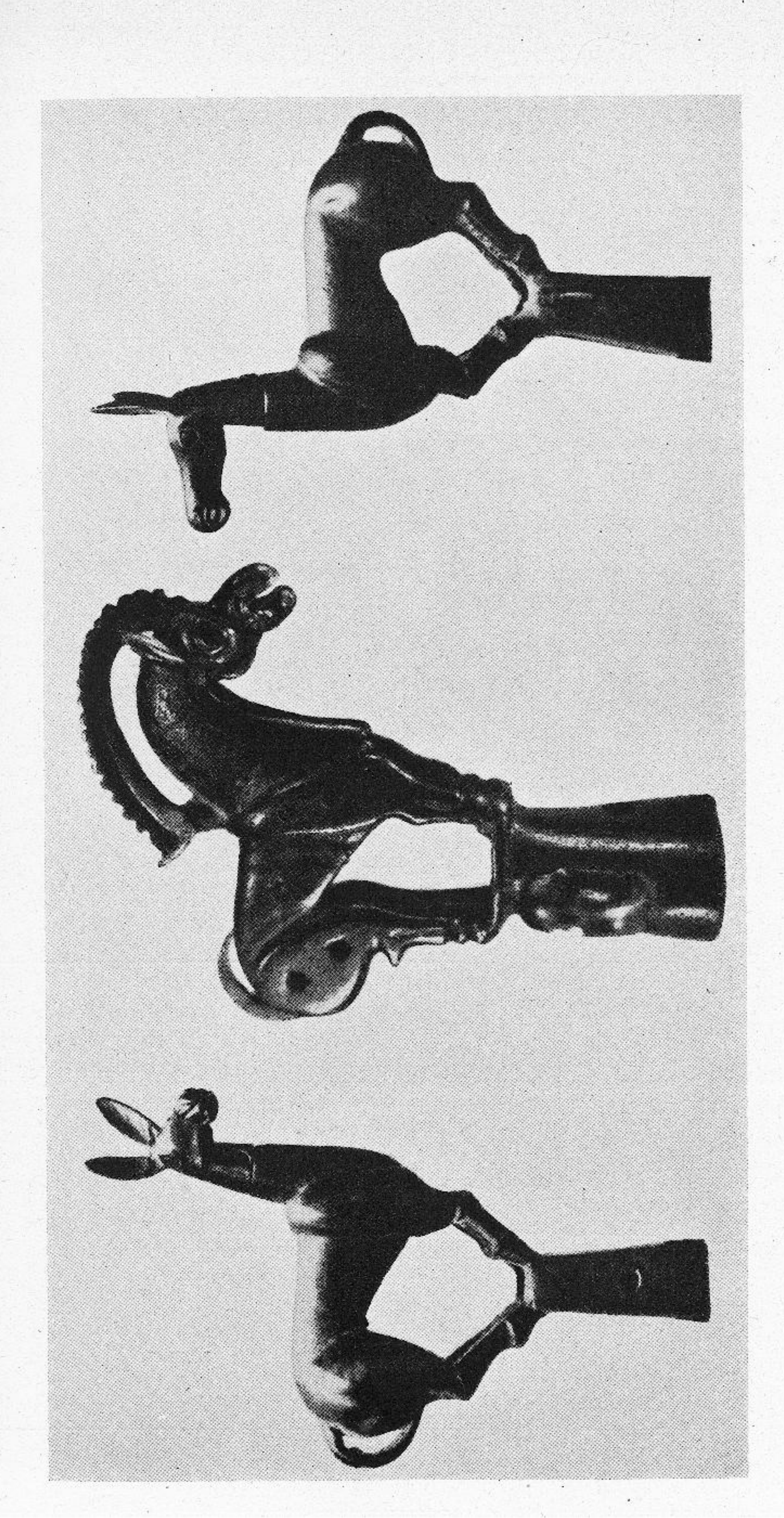



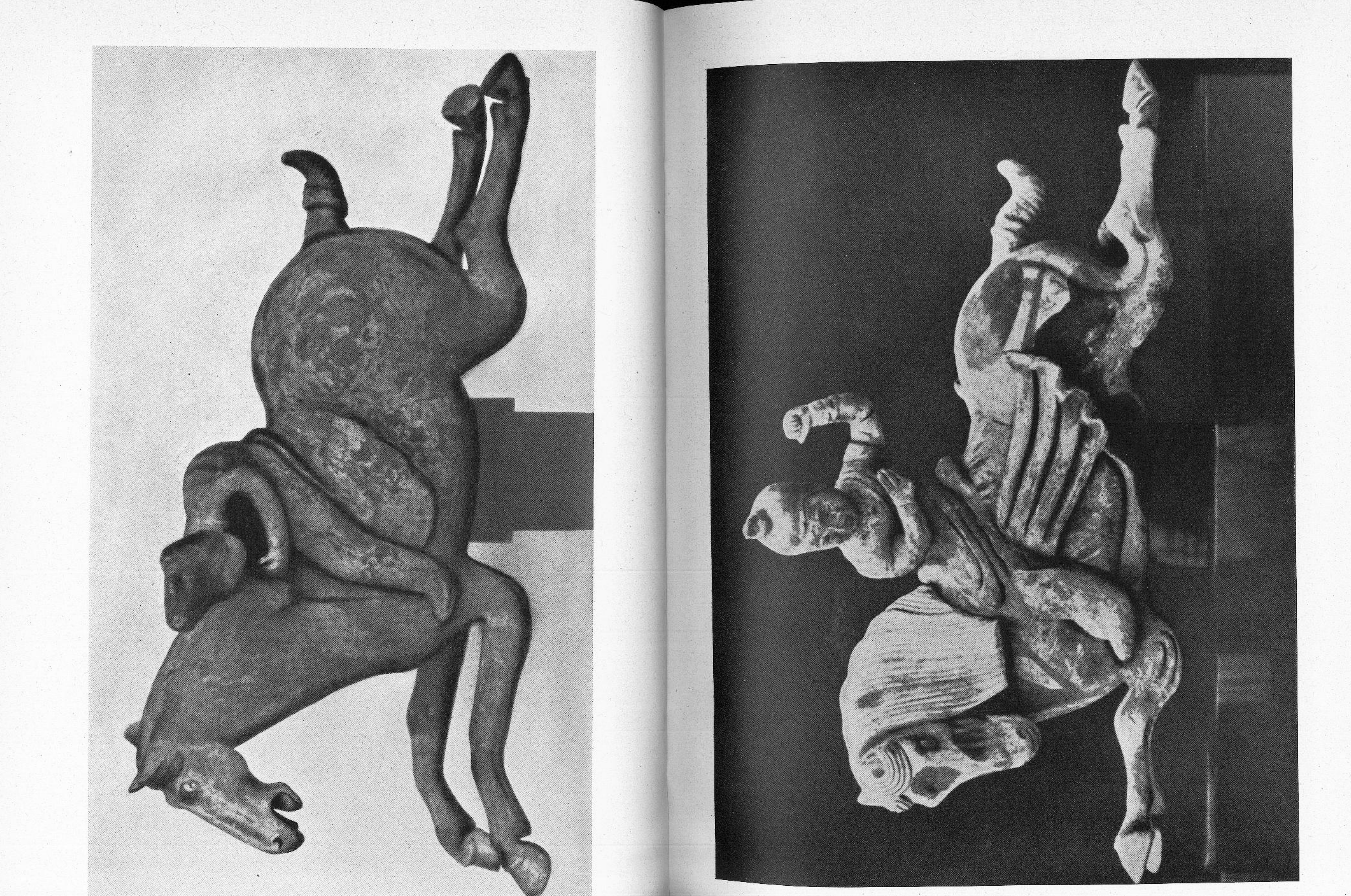


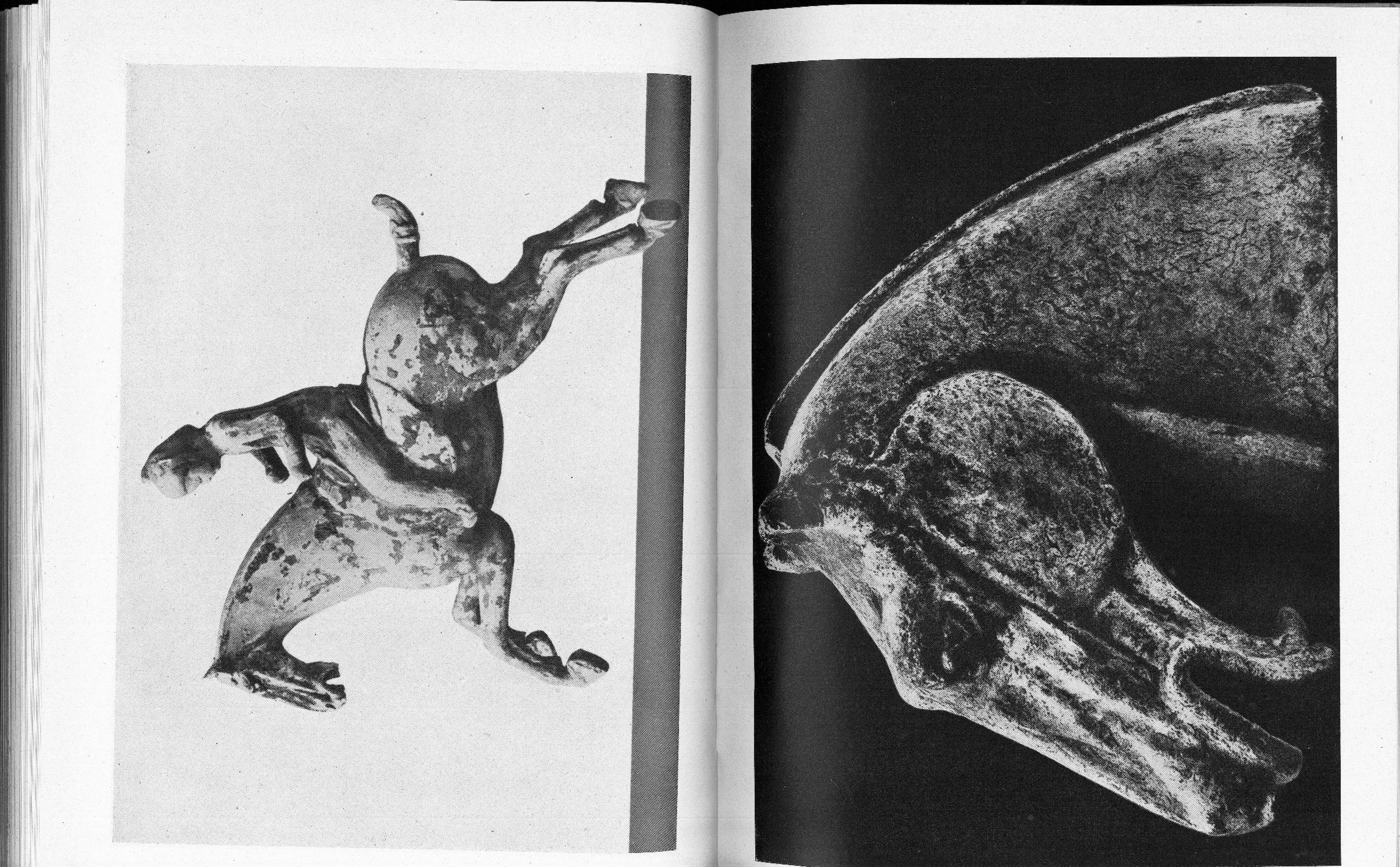


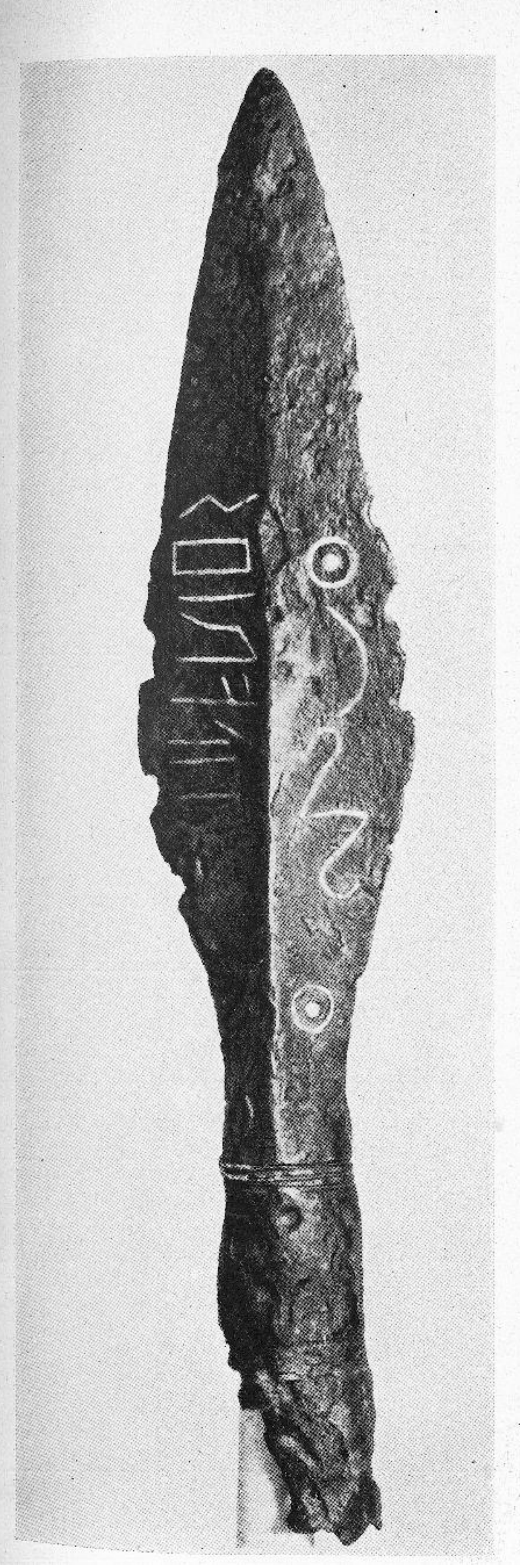








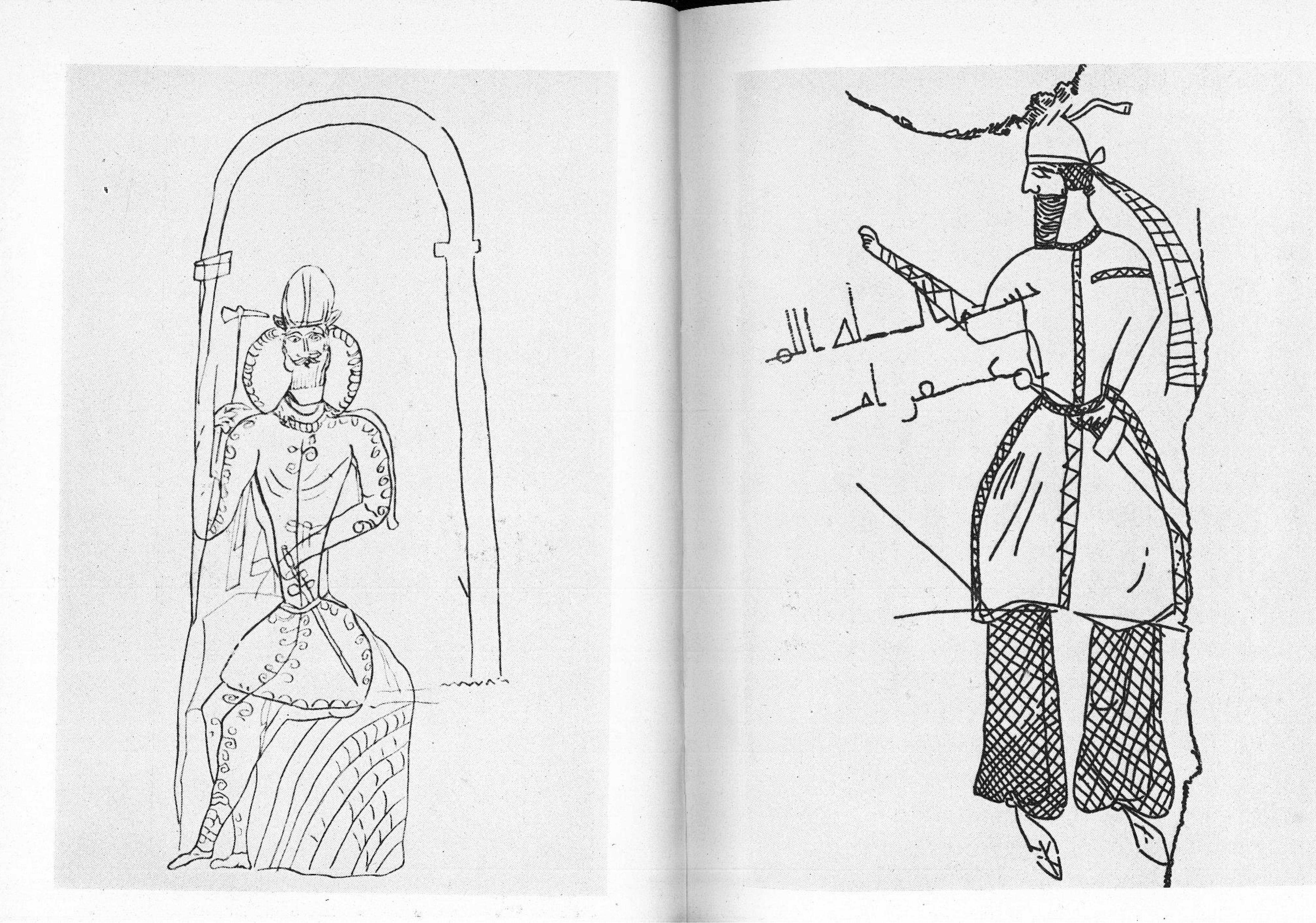










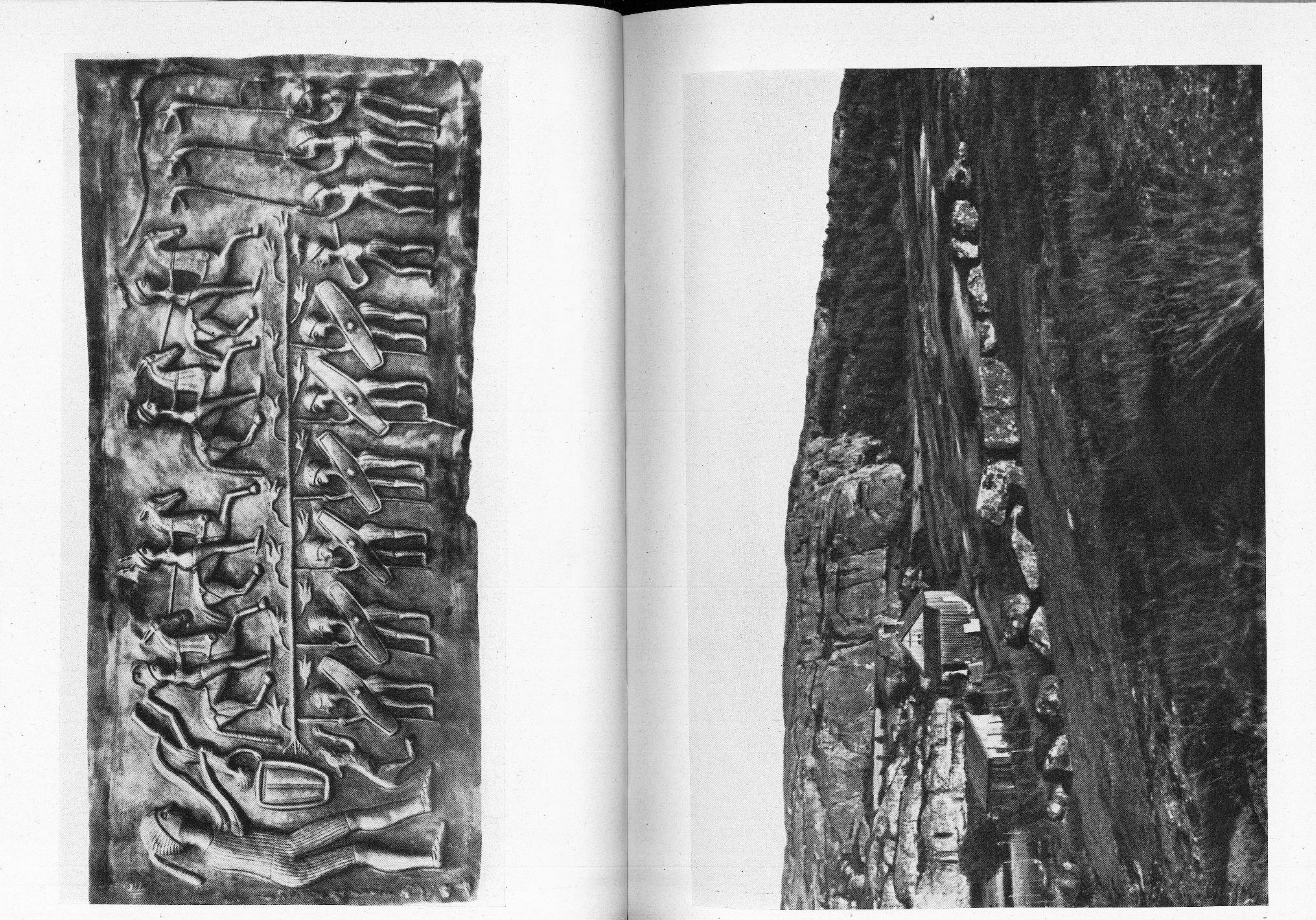


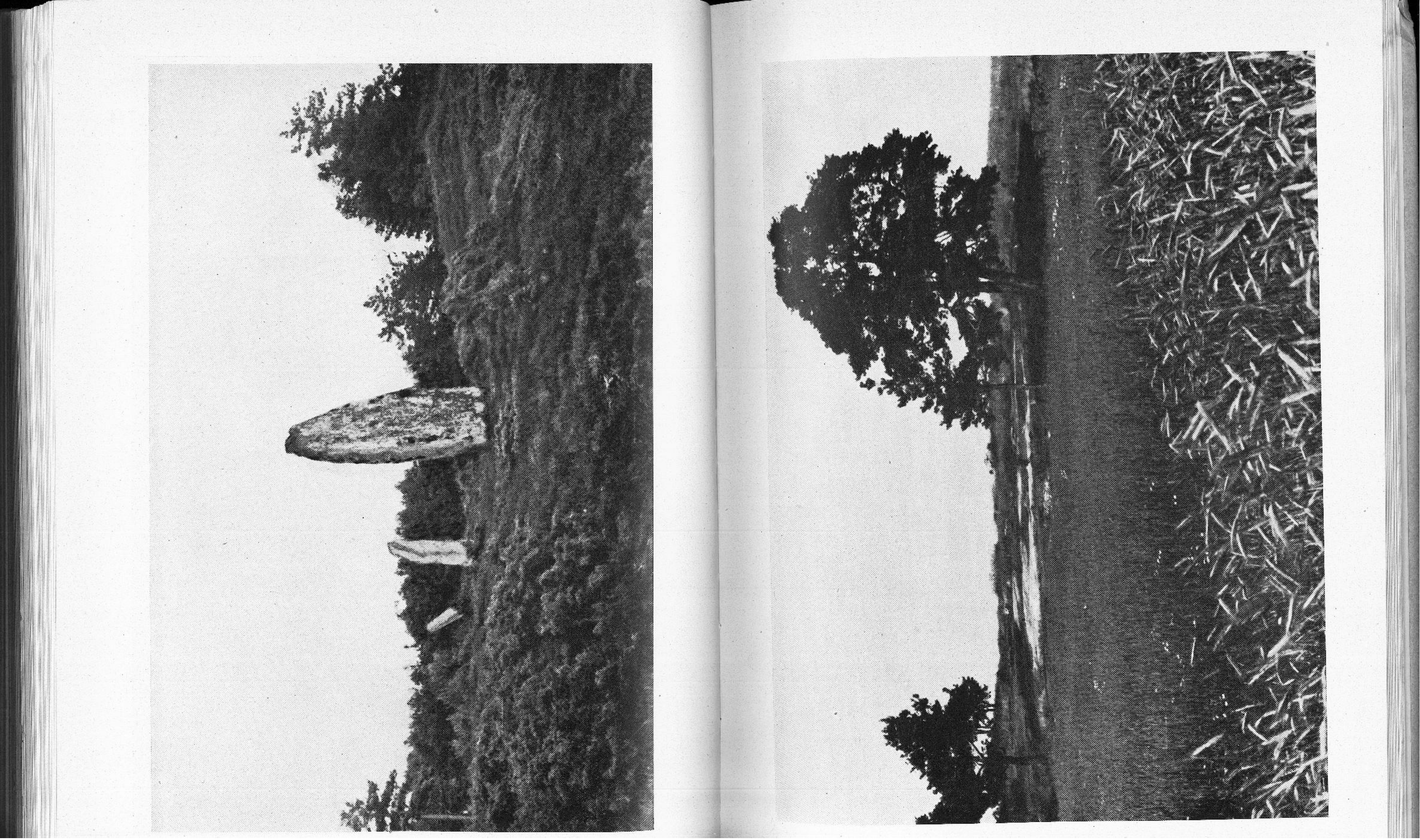


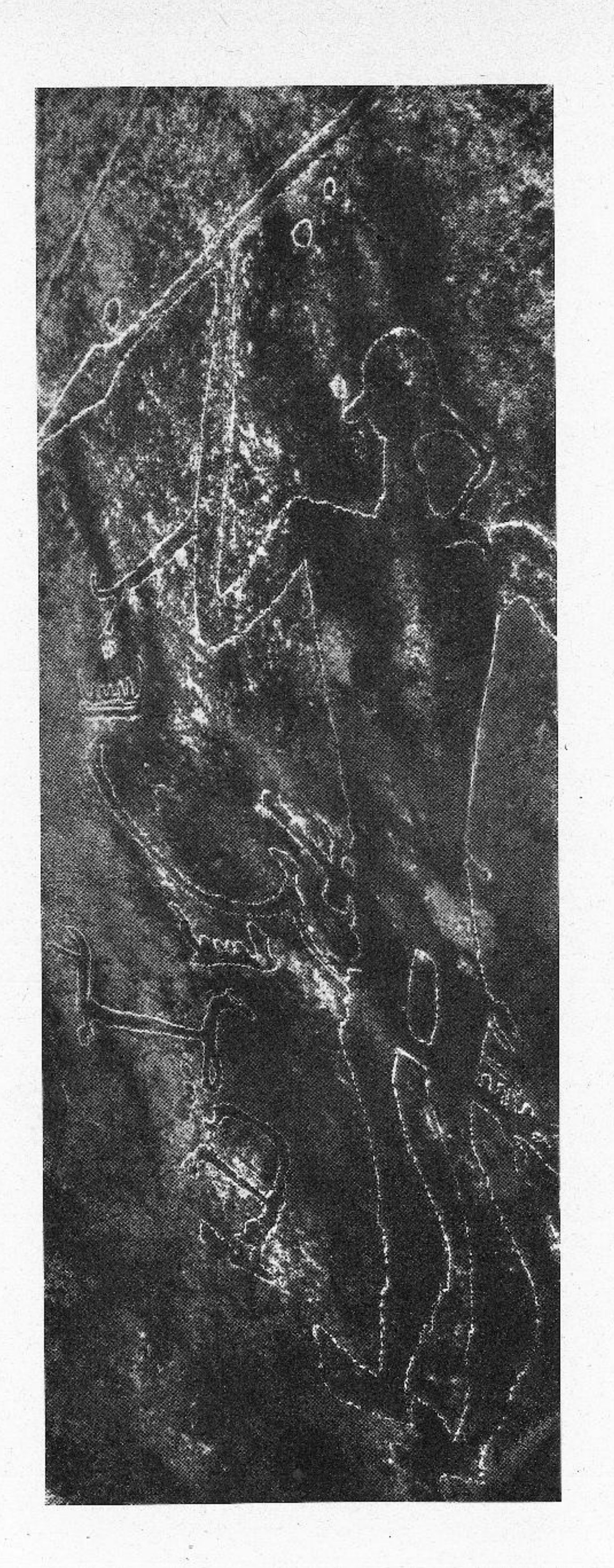


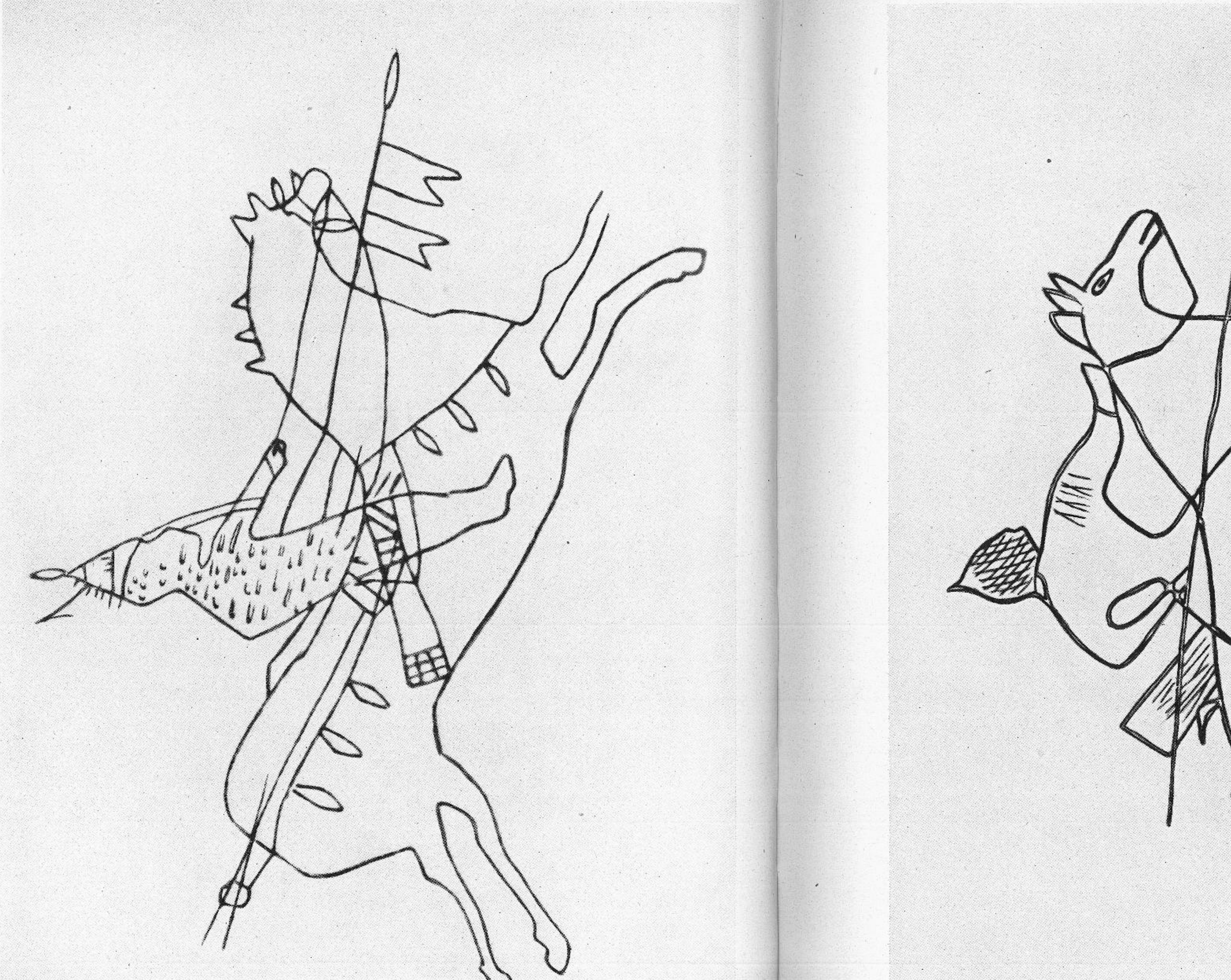
EX S O THO

IB











L
M
N
O
P
Q
I
II
III
IV
VI
VII
IX
Busch
Deich
von Baghdad
alter Kanal
el Ma'arid
es Sur
MADINE AL ATIQA
KTESIPHON
ASFANABR
Selman Pak
Taq-i Kisra
Grab des Hudheifa
el Bustan
Tell Dheheb
Abu Lehid

